This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

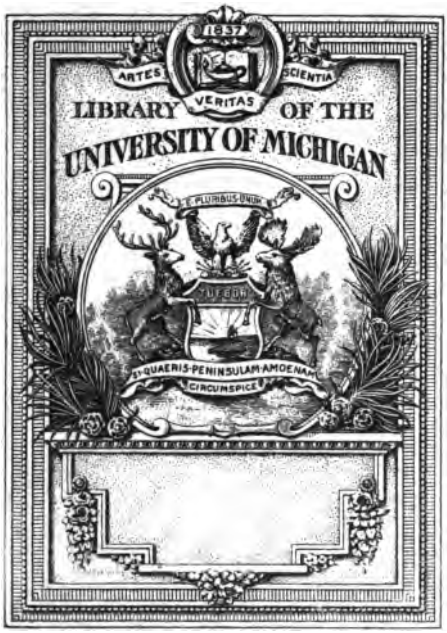
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 9015 00390 983 8
University of Michigan - BUHR

SCHOENHOF & MOELLER
BOSTON
160 WINTER STREET 160



~~3.11-2.4~~
O. Varlo
B
3293
.M6
1878

3d ed = 1876-80

Mikrokosmus.

4[illegible]

Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit.

Verſuch einer Anthropologie

von

Hermann Lotze.

Zweiter Band.

4. Der Menſch. 5. Der Geiſt. 6. Der Welt Lauf.

Dritte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1878.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Viertes Buch.
Der Mensch.

Erstes Kapitel.
Die Natur und die Ideen.

Seite

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatsache . 3

Zweites Kapitel.
Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwickelung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechselwirkungen 17

Drittes Kapitel.
Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwickelung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Thierreich und seine typischen Formen 44

Viertes Kapitel.
Der Mensch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatisirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Gestalt 69

Seite

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheit des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verschiedenheit der Racen. — Hypothesen über ihre Entstehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart 101

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Kapitel.

Der Geist und die Seele.

Die thierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältniß beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedener Wesen. — Uebergang dieses Prädicats in die Bezeichnung eines eigenartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich und seine Glieder 141

Zweites Kapitel.

Die menschliche Sinnlichkeit.

Verschiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgültige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Lust und Unlust. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinstimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen sie entsprechen. — Beispiele; Licht und Klang. — Aesthetische Beurtheilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematische Phantasie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verständniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien 176

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Construction im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und discursives Denken. — Das Gespräch 219

Seite

Viertes Kapitel.

Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Aequivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wissen und zum Handeln. — Die Entstehung der besondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Causalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung 263

Fünftes Kapitel.

Das Gewissen und die Sittlichkeit.

Die Weltansicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewissens. — Lust und Unlust als thatsächliche Ursachen des Handelns. — Die Lust und das Gute. — Der Begriff des Werthes und sein Zusammenhang mit dem der Lust. — Die Lust als ethisches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Persönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt 308

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erstes Kapitel.

Einflüsse der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geschichte. — Kosmische und tellurische Einwirkungen auf die menschliche Seele. — Parallelismus zwischen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landschaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur 345

Zweites Kapitel.

Das menschliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterschiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zusammenhang körperlicher und geistiger Lebensgefühle. — Der Unterschied der Geschlechter. — Allgemeine geistige Eigenthümlichkeit der Frauen 366

Drittel Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturjucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten 393

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Viertes Buch.
Der Mensch.

Erstes Kapitel.

Die Natur und die Ideen. Seite

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatsache . 3

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwickelung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechselwirkungen 17

Drittes Kapitel.

Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwickelung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Thierreich und seine typischen Formen 44

Viertes Kapitel.

Der Mensch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatisirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Gestalt 69

Erstes Kapitel.

Die Natur und die Ideen.

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatsache.

Wie ungern hören wir doch alle zu und wie ungläubig, wenn ein aufdringlicher Scharfsinn den feinsten Bau unsers Innern zu zergliedern sucht, und wie wenig imponirt uns die gelassene Zuversicht, die dieser bestimmten Mischung unserer Anlagen von allgemeinen Gesichtspunkten aus ihre nothwendige Entwicklung voraussagen möchte! Wir glauben mehr zu sein, als eine unter vielen möglichen Gruppirungen auch sonst bekannter Eigenschaften; jeder Versuch, uns nach einem Maße zu messen, das auch auf andere paßt, erschöpfe sich fruchtlos an den Aeußerlichkeiten unsers Wesens und lasse unberührt und unverstanden einen unvergleichlichen Rest zurück: jenes wahre Ich, das in allem, worin es der Beobachtung zugänglich ist, sich nur eine äußere mit Anderem vergleichbare Oberfläche gebe. Was wir so für uns verlangen, das sind wir bereit auch außer uns den Erzeugnissen der Natur zuzugestehen. Es gibt eine gewisse Bescheidenheit der Beobachtung, die gern jede einzelne Naturgestalt in die besondere Folgerichtigkeit ihrer eigenthümlichen Bildung begleitet; ohne Eigenwillen den Spuren der Sache folgend, möchte sie sich zum nachfühlenden

Verständniß des geheimen Sinnes hinanführen lassen, der alle Dinge belebt, und der uns nothwendig in allen entgeht, so lange wir umgekehrt die ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklungen mit gleichgültiger Hand auf allgemeine Maßstäbe zurückführen. Von solcher Schonung der lebendigen Eigenthümlichkeit der Erscheinungen hat unsere frühere Betrachtung keine Spur verrathen. Mit einer Härte, die völlig unzugänglich schien, wiesen wir die eindringliche Beredsamkeit zurück, mit der sie um Anerkennung ihrer besonderen Bedeutung bittend sich an uns drängen; überall beharrten wir darauf, sie alle nur als Beispiele der mannigfachen Erfolge anzusehen, die einem allgemeinen Gesetzkreise sich abgewinnen lassen, wenn irgend ein Spiel der Zufälle ihm die Elemente der Wirklichkeit bald so bald anders verbunden darbietet.

Gewiß befriedigt eine solche Auffassung des Naturlaufes nicht im mindesten die Erwartungen, mit denen jedes unbefangene Gemüth sich zur Beobachtung desselben zu wenden pflegt; denn in der That, mit dieser Meinung allein würden wir kaum dem Vorwurf entgehen, daß unvermerkt unserer Ansicht der Gedanke einer Natur überhaupt völlig abhanden gekommen sei. Will doch Niemand mit diesem Namen die bloße Anhäufung unbestimmt vieler, aus unbekannten Quellen beziehungslos zusammengeflossener und durch unberechenbare Zufälle in Bewegung versetzter Stoffe bezeichnen, in deren blinder Gährung nur die unbrechbare Gewalt allgemeiner Gesetze mit unvermeidlicher, aber unabsichtlicher Regelmäßigkeit widerschiene. Von einem *Reiche* der Natur sprechen wir vielmehr; und alle jene lebendige Gliederung der Theile zum Ganzen, jene gegenseitigen Beziehungen einander voraussetzender und unterstützender Bildungen, durch welche jedes kleinste Gebäude mehr ist, als ein Beispiel der statischen Gesetze, die es befolgt: all diese vernünftige Bedeutsamkeit inneres Zusammenhanges möchten wir auch der Natur gesichert wissen. Aus der Sehnsucht der Phantasie, ihr Ideal harmonisches Daseins in der Wirklichkeit wiederzufinden, mag diese Forderung unabgebrochener Einheit der Natur zuerst entspringen; sie kann nur geschärft werden durch die

Erinnerung an das Räthsel, das alle unsere Gedanken jetzt beschäftigt: an unsere eigene Stellung in der Mitte dieser Natur, in deren Unruhe und Verlauf wir uns auf unauflösliche Weise verkettet finden. Die Ansicht, welche wir von dem Schauplatz unsers Daseins fassen werden, wird unvermeidlich auch die Färbung der Ueberzeugungen mit bestimmen, die wir über den Sinn und die Ziele unsers Wirkens uns bilden möchten. In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die nothwendige Nachwirkung des Vergangenen aber kein Plan der Zukunft seine Richtung gäbe, würden wir befürchten auch die festen Zielpunkte unsers eigenen Strebens schwanken zu sehen; die Sicherheit unsers Hoffens und alle Freude an unserm Dasein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaus, die uns unsere Stätte bereitete und die schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwicklung anlegte, welche das geistige Leben aufnehmen und fortführen soll.

Mit solchen Anschauungen, deren siegesgewisse Wärme wir dem menschlichen Gemüthe, das sie ewig von neuem erzeugen wird, nicht einmal neiden möchten, selbst wenn der Versuch, sie ihm zu entreißen, weniger hoffnungslos wäre — mit dieser Stimmung blicken wir auf den Weg zurück, den wir bisher zurücklegten, und können ihn nicht anders als öde finden. Zwar wird es wahr bleiben, und jeder entgegengesetzte Versuch der Phantasie wird sich widerwillig zu dieser Erkenntniß zurückgezwungen sehen: daß alle Fragen nach dem Verwirklichungshergang einer Erscheinung und nach der Möglichkeit ihres Bestehens auf jenen früher geschilderten Pfad einer mechanischen Ansicht zurückkommen müssen. Aber nie wird es doch befriedigen, für jede bedeutsame Harmonie und Schönheit des Wirklichen die Erklärung wiederholt zu hören, auch sie erzeuge sich mit blinder Nothwendigkeit als ein unvermeidliches Ergebniß, wenn einmal diese und keine andern bedingenden Vorereignisse, diese und keine andere Verknüpfung der Elemente voranging. Freut sich die mechanische Naturwissenschaft der Sicherheit, mit welcher sie jeder Lage der Dinge, möge der Zufall sie fügen,

wie er wolle, ihre nächsten nothwendigen Consequenzen zu ziehen vermag, so können wir doch nicht glauben, das ganze Wesen der Natur in diesen allgemeinen Gesetzen zu finden, die eines Zufalls bedürfen, um einen Gegenstand ihrer Anwendung, und erst durch diesen eine bestimmte Gestalt ihres Erfolges zu gewinnen. In dem vielmehr liegt eben die wahre schöpferische Natur, was als Beispiel der allgemeinen Regel vorher nur dieser und ihrer unumschränkten Gewalt als Folie zu dienen schien: darin liegt sie, daß überhaupt eine bestimmte Mannigfaltigkeit wirkungsfähiger Elemente sich findet, denen das Gesetz gebieten kann; darin, daß Verknüpfungen dieser Elemente nicht wie versprengtes Wild sich zusammenhanglos in dem zusammenhängenden Netze der mechanischen Regeln fangen, sondern daß in bestimmter Auswahl und Reihenfolge, unter einander verschwistert, diese Constellationen der Umstände hervortreten, um die in ihnen eingeschlossenen Keime reicher und schöner Erfolge der festen Führung jener Gesetze zu sicherer Entwicklung zu übergeben. Dem Grunde und der Herkunft dieser Ordnung nachzuforschen, ist eine Aufgabe, deren Werth wir nicht versuchen dürfen zu verkleinern, und die mechanische Ansicht wird nicht vermeiden können, sie neben sich zu dulden.

Selbst den Versuch zur Lösung dieses Räthsels zu machen, wird allerdings sie mit Recht ablehnen. Sie wird daran erinnern, wie ja doch jede Erklärung irgend einen thatsächlich gegebenen und nur anzuerkennenden Bestand voraussetzen müsse, dessen folgerichtige Nachwirkung allein sie nach Anleitung allgemeiner Gesetze entwickeln könne. Nichts hindere nun, diesen Thatbestand, die erste gegenseitige Stellung der Elemente in der Welt, sich als so gewesen zu denken, daß jede spätere Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit des Wirklichen als eine nothwendige Zukunft in ihr eingeschlossen lag. Die Abneigung, sich bei dieser Voraussetzung zu beruhigen, schließe im Stillen nur die andere noch sonderbarere Voraussetzung ein, daß Unordnung eigentlich natürlicher sei als Ordnung, und daß ein wüstes Chaos eine größere Wahrscheinlichkeit, ja fast mehr Rechtsanspruch auf Dasein besitze, als ein harmonischer Zustand

der Dinge, zu deſſen Begründung ſtets noch ausdrückliche Nachhülfen nöthig wären. Wie unberechenbar iſt doch die Biegſamkeit der Gedanken! Während die eine Anſicht gewiß iſt, die tief empfundene Schönheit der Natur am frömmſten durch Ableitung aus einem weit höheren Quelle zu heiligen, ſieht ſie ſich unerwartet durch die andere überboten, die entrüſtet darauf hindeutet, wie ausſchweifend und der Würde der Wirklichkeit unangemeſſen die Befürchtung ſei, dem Schlechten und Verworrenen ſei an ſich der Zugang zum Daſein leichter als ſeinem Gegentheil.

Wir vermeiden, dieſen Wettſtreit zu verfolgen; uns genügt ein Zugeſtändniß, welches der mechaniſchen Anſicht, wenn ſie ihn aufnehmen will, nothwendig wird. Denn indem ſie alle Schönheit Zweckmäßigkeit und ideale Bedeutſamkeit der Natur auf eine uranfängliche Stellung Miſchung und Bewegung der Elemente zurückſchiebt, meint ſie zwar hauptſächlich verneinend den Gedanken eines beſonderen vernünftig ſchaffenden Weltgrundes abzuwehren; aber unwillkürlich bejaht ſie doch damit zugleich, daß der erſte Zuſtand der Welt eine vernünftige Ordnung geweſen ſei, und daß alle ihre eignen Erklärungsmühen nur die Conſequenzen dieſer urſprünglichen Vernunft ausbeuten. Für die nächſten Zwecke ihrer Unterſuchungen nun mag die mechaniſche Wiſſenſchaft Recht haben, wenn ſie dieſe Vernunft nur in der Geſtalt einer ewig beſtandenen Thatſache berückſichtigen will, ohne noch über ſie hinaus zu einem Grunde ihres Daſeins zurückzugehen. Denn in der That würde jeder Verſuch, ihre Entſtehung zu erklären, nur eine andere vorangehende Thatſache vorausſetzen können, in Bezug auf welche dieſelbe Frage mit gleichem Erfolg oder gleicher Erfolgloſigkeit ſich wiederholen würde. Aber die Nothwendigkeit, die Erklärungen des Zuſtandekommens der Dinge mit der Anerkennung irgend eines letzten Gegebenen abzubrechen, kann doch nicht hindern, in einer anderen Weiſe dieſe unvordenkliche Grundlage zum Gegenſtand neuer Unterſuchungen zu machen. Denn immer wird doch die unüberwundene Frage wieder auftauchen, woher die unendliche Anzahl jener vorauszuſetzenden erſten Verhältniſſe zwiſchen den

Elementen der Welt stamme, und gerade mit dieser glücklichen gegenseitigen Ergänzung und Beziehung aller auf alle stamme, daß die nothwendige Folge dieses ersten Thatbestandes eine zusammenhängende und zu gemeinsamem Leben in sich übereinstimmende Natur sein mußte. So entsteht neben der mechanischen Naturauffassung eine andere, mit anderen Zwecken und anderen Formen ihrer Untersuchung. Wenn jene erste, die eigentlich erklärende Wissenschaft, überall die realen Mittel aufsucht, durch deren gesetzliche Verflechtung Alles, Großes und Kleines, Schönes wie Häßliches, das Gesunde wie das Kranke, gemacht wird, sich selbst erhält und Anderes macht, so ist diese andere, die andeutende Ansicht der Natur, gleichgültig gegen diese Mittel der Verwirklichung. Indem sie es aufgibt, die Entstehung der ursprünglichen Anordnungen zu erklären, zu deren Annahme sie gedrängt wird, möchte sie für diesen Mangel durch den andern Nachweis entschädigen, daß wenigstens nicht eine zerstreute Vielheit beziehungsloser Einzelheiten, sondern die Einheit einer bedeutungsvollen Idee jenes erste Gegebene bilde, einer Idee, deren unbedingter Werth es verdient, zum tiefsten und festesten Grunde der Welt gelegt zu sein, und aus deren Gesammtsinne sich die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältnisse des Naturlaufs mit dem überredenden Zwange einer poetischen Nothwendigkeit entwickle.

Zwischen diesen beiden Naturauffassungen finden wir theils einen mißverständlichen Streit, theils eine Beilegung desselben, die nicht alle unsere Zweifel beschwichtigt. Man bemerkt leicht, wie bequem man beide bis zu einem gewissen Punkte auseinander halten und den Aufgaben jeder einzelnen für sich genügen kann. Der ästhetische Eindruck eines Gemäldes hängt doch zunächst nur von den Zügen ab, die wir fertig in ihm finden und vor uns sehen, nicht von der Kenntniß der Kunstgriffe, durch welche dem Künstler ihre Ausführung gelang. Ebenso wird die Einsicht in

dieſe ideale Bedeutung eines Naturgebildes, in den Gedanken, zu deſſen erſcheinender Ausprägung es berufen iſt, nicht durch die Kenntniß der Maſchinerie unterſtützt, durch welche dem Naturlauf ſeine Erzeugung gelang. Nur da, wo eine noch fortdauernde Entwicklung mit zu den Zügen gehört, in denen der Sinn einer bewegten Naturgeſtalt ſich ausdrückt, kann es wichtig ſein, auch die dienenden Elemente und die vermittelnden Vorgänge aufzuſuchen, die hier nicht ohne eigene Bedeutung ihrer Auswahl zur Verwirklichung jenes Sinnes verwendet ſind. Iſt es nun eine gewöhnliche Täuſchung, die Art des Gemachtſeins beſtimme völlig auch den äſthetiſchen Werth eines Bildes, ſo begeht der Naturforſcher dieſen Fehler ſelten; er ſieht ſeine Auseinanderſetzungen über den Hergang eines Ereigniſſes keineswegs zugleich für eine Beſtimmung ſeines idealen Werthes an, ſondern überläßt die Auffindung eines ſolchen anderen Bemühungen, die von deſſen Daſein überhaupt gewiſſer überzeugt ſind und einen Weg zu ſeiner ſicheren Ermittlung zu kennen glauben. Weit häufiger verkennt umgekehrt die ideale Ausdeutung der Natur die Grenzen ihrer Leiſtungsfähigkeit; ſie fordert oft, den von ihr aufgezeigten Sinn der Erſcheinungen zugleich für eine Erklärung ihres Zuſtandekommens mit gelten zu laſſen. Und doch iſt die Kenntniß der Verwirklichungsweiſe eines Ereigniſſes von dem Verſtändniſſe des Gedankens, der vielleicht in ihm liegt, in gleichem Grade unabhängig, wie dieſes Verſtändniß von ihr. Denn gleichviel, ob überhaupt eine Idee die Dinge lenke oder nicht, gleichviel ferner, welches der Inhalt dieſes beherrſchenden Gedankens ſein möge: da zu ſein und zu geſchehen vermag doch Alles nur, ſo weit es in vorangegangenen Umſtänden ſeine zwingenden Urſachen hat. Was daher auch die Idee gebieten möge: ob ihr Gebot überhaupt, und in welcher beſtimmten Form es zur Vollziehung gelange, das wird zuletzt immer nur durch die Kenntniß der thatſächlich vorhandenen Mittel und der gegebenen Verknüpfung dieſer Mittel entſchieden, welche der wirkliche Naturlauf ihr zu Gebote ſtellt, und aus welchen dann, wenn ſie einmal da ſind, der gleiche Erfolg mit

blinder Nothwendigkeit auch ohne das Geheiß der Idee, ja selbst gegen ihr Gebot, würde hervorgehen müssen. So scheiden sich diese beiden Gebiete der Untersuchung und bestehen neben einander. Die mechanische Forschung erklärt das Zustandekommen der Ereignisse Schritt für Schritt aus ihren zwingenden Ursachen und sie wendet nichts dagegen ein, wenn eine andere Richtung der Betrachtung in der Gesammtheit dieses Naturlaufs auch noch einen vernünftigen Sinn zu entdecken glaubt. Die ideale Deutung hebt den Zusammenhang und die innere Consequenz dieses Sinnes hervor, und wenn sie nichts gegen den Nachweis einwendet, daß die bedeutungsvollen Ideen nur durch die Mittel des Mechanismus realisirt werden, so ist sie doch überzeugt, daß in jedem Falle, wäre auch die Summe dieser Mittel eine ganz andere, doch dieselben Gedanken in einer andern ihnen gleich entsprechenden Form auch in dieser andern Welt wieder erscheinen würden.

Aber eine Grenze hat diese Theilung der Arbeiten dennoch. Für alle Untersuchungen des Einzelnen mag es nützlich sein, den Streit beider Ansichten durch sie zu schlichten und der widerrechtlichen Vermischung verschiedener Aufgaben auf diesem Wege vorzubeugen; wo es sich jedoch um die Gestaltung unserer zusammenfassenden Weltansicht im Ganzen handelt, kann es nicht mehr befriedigen, eben diese verschiedenen Fragen auseinander zu halten, die im Gegentheil hier aus Einem Quelle Beantwortung suchen. Wie wenig auch die Bewunderung eines schönen Gemäldes auf der Kenntniß des technischen Malverfahrens beruht, so hat sie doch diese Voraussetzung wenigstens wohl immer, daß das Bild das Erzeugniß einer künstlerischen Phantasie sei, die durch die Einheit ihrer Absicht die buntfarbigen Elemente zur Einheit einer in sich zusammenhängenden Erscheinung verband. Hätten wir die klare Ueberzeugung, nur ein zusammenhangloser Wirbel von Zufällen habe die farbigen Punkte in diese Umrisse zusammengeführt, und vermöchten wir nicht wenigstens uns in die Täuschung des Gegentheils hineinzufühlen, so würde unsere Bewunderung empfindlich durch das Bewußtsein leiden, daß nur wir in diese

Formen eine Bedeutung legen, die uns nicht aus ihnen als der Ausdruck ihres eigenen Sinnes entgegenkomme. Dieſelben Bedenken werden unvermeidlich rege, wo es ſich um eine Geſammtauffaſſung der Wirklichkeit handelt. Man kann die Natur nicht als ein Kaleidoſkop anſehen, das vom Zufall geſchüttelt wird, und dann Geſtalten erzeugt, die ſich ſo ausnehmen, als wäre Sinn in ihnen; ſoll dieſer Sinn ſelbſt Sinn haben, ſo muß man Ernſt mit ſeiner Vorausſetzung machen und die Ueberzeugung feſthalten, dieſelbe Macht, welche die mechaniſchen Wirkungsfähigkeiten der Dinge begründet, ſchließe unmittelbar zugleich jene formbeſtimmende Phantaſie ein, die dieſen Fähigkeiten ihre Anwendungspunkte verſchafft und ihnen ihre bedeutungsvollen Richtungen anweiſt. Wir kommen deshalb nicht mit jener Beſchwichtigung aus, zuzugeben, daß neben dem mechaniſchen Verlaufe der Natur, und freilich mitten in ihm, ſich die ideale Bedeutſamkeit nur *auch* vorfinde; vielmehr wird jede Anſicht der Welt, die ſich abzuſchließen ſucht, ſich irgend eine beſtimmte Vorſtellung über das Verhältniß bilden müſſen, in welchem in der Natur der *vorbildende Gedanke* zu den *arbeitenden* Urſachen ſeiner nachbildlichen *Verwirklichung* ſtehen ſoll.

Es pflegt in zwei Weiſen zu geſchehen, und jede von ihnen verwickelt ſich bald in eigenthümliche Schwierigkeiten.

Die eine wendet unbedenklich unſer eigenes Verhältniß zu unſern Hervorbringungen auf die Beziehung der Natur zu ihrem Grunde an; ſie läßt aus der berechnenden, zweckſetzenden Weisheit eines ſelbſtbewußt perſönlichen Gottes die zuſammenſtimmende Organiſation des Weltlaufs entſpringen. Wir wollen nicht zu ſtreng gegen ſie in den Vorwurf der Selbſtüberhebung einſtimmen, mit welcher ſie göttliche Abſichten zu verſtehen glaube; liegen doch auch die allgemeinen Geſetze des mechaniſchen Naturlaufs nicht als angeborne Erkenntniſſe in unſerem Inneren, und doch iſt es möglich, ſich ihrer zum großen Theil wenigſtens zu bemächtigen.

Warum sollte es unmöglich sein, daß eine sinnige Naturbeobachtung, nicht pomphaft lehrend, sondern bescheiden lernend, aus der Vergleichung der Erfahrungen mit einem ähnlichen Grade der Annäherung zwar nicht alle Absichten Gottes, aber doch Manches errathen könnte, was sie mit Ueberzeugung zu diesen rechnen und in der Zurechtlegung der übrigen Erscheinungen benutzen dürfte? Würde doch zudem die Gültigkeit ihres Grundgedankens nicht von der Möglichkeit abhängen, ihn wirksam durch die Betrachtung aller Einzelheiten des Weltlaufs hindurchzuführen; wir zweifeln an der Richtigkeit der allgemeinsten Gesichtspunkte unserer Mechanik auch nicht deshalb, weil die Verwicklung der Gegenstände uns oft nur erlaubt, sie in einem allgemeinen und ungenauen Ueberschlage anzuwenden. Ebenso würde auch diese Ansicht unerschüttert stehen, wie weniges sie auch vollständig erklären könnte; genug, wenn neben dem allgemeinen Eindruck der Natur, welcher sie begünstigte, keine einzelne Erfahrung einen nicht zu beseitigenden Widerspruch erhöbe.

Aber wie glücklich sie auch immer in ihren Bemühungen zur Erklärung des Gegebenen sein möchte: die allgemeineren Schwierigkeiten wird sie mühsamer überwinden, die in jener Uebertragung menschlicher Wirkungsweise auf dies unendlich höhere Beispiel schöpferischer Thätigkeit liegen. Zwecke kann nur der Wille haben, dessen Wollen nicht zugleich Vollbringen ist, dessen Absicht vielmehr, durch den Widerstand einer von ihm unabhängigen Natur der Dinge verzögert, sich in ein Ziel verwandelt, nach welchem hin es noch einen Weg zurückzulegen gibt. Zweckmäßiges Handeln ist nicht da zu finden, wo eine unbedingte Gestaltungskraft Alles unmittelbar aus sich gebiert, sondern da, wo ein eingeschränktes Wirken Mittel zu seinem Erfolge bedarf, Mittel, die es seinen Zwecken nur um den Preis dienstbar machen kann, daß es umgekehrt sich in der Form seiner eigenen Entwürfe nach der Natur dieses ihm fremden Materials bequemt. Alles, was wir Menschen zu leisten fähig sind, beruht auf diesem Verhältnisse; beruht darauf, daß ein Reich uns fremder Elemente, nach bestimmten von uns

unabhängigen Gesetzen wirkungsfähig und in sein vorgezeichneten Formen gegliedert, uns umgibt, und wir mit ihm organisch auf's innigste verflochten sind. Daher stammt nicht allein die Möglichkeit, daß überhaupt die Regungen unsers Innern, unsere Vorstellungen Absichten und Willensentschlüsse jemals einen wirksamen Zugang zur Außenwelt finden: auch die anschaulichen und lebensvollen Formen unsers Handelns entspringen aus derselben Quelle. Formlos sind an sich alle jene letzten Triebfedern unsers Strebens: die Lust, die wir suchen, das Leid, das uns drückt, selbst jede edlere Sehnsucht der Phantasie nach irgend einem Höheren ist ursprünglich in uns ein Wogen in sich selbst, dem die Richtung fehlt; der an sich kurze und gestaltlose Sinn unserer Wünsche breitet sich erst während seiner Verwirklichung in eine ausführliche Erscheinung aus und gewinnt charakteristische Züge, indem er sich mit den Ueberwindungsformen bestimmt gestalteter Hindernisse und mit den Benutzungsweisen äußerer Anstöße umkleidet. Mit dem Wegfall dieser unabhängigen Außenwelt, an deren erziehendem Widerstande wir Gestalt gewinnen, würde auch das anschauliche Bild unsers Handelns in eine für uns unfaßbare Einheit der Absicht mit ihrer Erfüllung zurücksinken. Diese Bedingungen aber, die uns die Erfolge unsers eignen Thuns erst begreiflich machen, können wir nicht auf das göttliche Wesen, den Grund aller Welt, übertragen wollen. Glauben wir, manche einzelne Einrichtung in ihrer Bedeutung für den Plan Gottes zu verstehen, so bleibt uns um so dunkler der Ursprung der ganzen Formenwelt, innerhalb deren von einem Plane die Rede sein kann. Was würden wir in dem Wesen Gottes als letzten belebenden Grund der Schöpfung uns Anderes denken mögen, als jenen Hauch der Heiligkeit Güte und Schönheit, in dem wir doch vergeblich trachten würden, eine nothwendige Richtung seiner schaffenden Thätigkeit auf die Erzeugung der bestimmten Naturformen zu finden, die uns umgeben? Nur wenn diesem Gedanken eine unabhängige Welt des Stoffes gegenüberstand, konnte, für uns begreiflich, die schöpferische Kraft durch die Eigenthümlichkeit dieser ihr

fremden Bedingung ihres Wirkens zu bestimmten Formen für den Ausdruck ihrer gestaltlosen Sehnsucht getrieben werden.

So endet diese Ansicht in einem schwer zu schlichtenden Zwiespalt. Neben der schöpferischen Weisheit Gottes, dem Grunde des idealen Inhaltes der Welt, tritt eine andere Macht hervor, ein dunkler Hintergrund, an dem der gestaltlose Strahl der Ideen sich erst zu einem Spiele anschaulicher Formen bricht. Weder entbehren können wir dies fremde und unergründliche Element, noch wissen wir ein Recht, es festzuhalten; ist seine eigenwüchsige Natur und Gesetzlichkeit für uns, die wir uns nur an Hindernissen entwickeln, zugleich Widerstand und erziehende Anregung, so darf sie weder das eine noch das andere sein für das göttliche Wesen.

Die andere Auffassung, deren wir gedenken wollten, vermeidet diesen verhängnißvollen Gegensatz zwischen der zwecksetzenden Absicht und dem dienenden Mittel ihrer Realisirung durch die unmittelbare Verschmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltseele, Stoff und Idee, bildsames Material und bildender Gedanke zugleich, pulsire in allen Erscheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwicklungstriebes die zusammenstimmende Schönheit der Dinge. Nicht gelenkt von einem Bewußtsein, das draußen stände, nicht belastet mit der Verbindlichkeit, Zwecke zu erfüllen, die nicht ihr eigner Trieb wären, nicht umgekehrt in ihren Erzeugungen an die Zustimmung allgemeiner Gesetze gebunden, die ihrem Schöpfungsdrange gleichgültig gegenüberständen, sei die Wirklichkeit ein zwangloses ewiges Sichselbstentwickeln, Ernst und Lust zugleich, zielloses Wogen einer gestaltenden Phantasie, die ins Unendliche sich an der wiederholten Entfaltung ihres sinnigen Formenreichthums freut. In solchen und ähnlichen Ausdrücken zeigt sich diese Vorstellungsweise nicht nur als ein lebhafter kurzer und zutreffender Ausdruck der Räthsel, die wir hier nicht willkürlich erdenken, vielmehr in der Natur der Sache gegeben finden, sondern sie bezeichnet zugleich jene sorglos jugendliche Romantik des Nachdenkens, die in der begeisterten Aussprache der Räthsel zugleich ihre Lösung gegeben zu haben glaubt.

Durch alle Zeiträume menſchlicher Bildung hindurch hat dieſe Auffaſſungsart der Dinge ſich in verſchiedenen Formen erneut ohne weſentliche Fortſchritte zur Erreichung ihres Zieles zu machen; ſelbſt ihre neueſten Ausdrucksweiſen, an deren Widerhall unſere Phantaſie jetzt gewöhnt iſt, ſind kaum mehr, als eine pomphaftere Wiederholung derſelben Gedanken, die ſeit dem älteſten Alterthum jeder ſich im Stillen machte, der den Namen der Natur oder der Phyſis ausſprach.

Man kann einen unangenehmen Contraſt von Licht und Schatten nicht nur durch Aufhellung des letztern, ſondern auch durch Dämpfung des erſten mildern; faſt möchten wir ſagen, daß aus einem ähnlichen Grunde ein natürlicher Hang der menſchlichen Reflexion immer wieder zur Verſenkung in den Abgrund dieſer ſchwärmeriſchen Anſicht drängt. Denn indem ſie die Vorſtellung eines ſchöpferiſchen Selbſtbewußtſeins in die einer unbewußten Vernunft abſchwächt, die zugleich der ſich bildende Stoff ſelbſt ſei, breitet ſie das tiefe Dunkel, welches in jener früher erwähnten Meinung über dem Verhältniß dieſer beiden dort klar geſchiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Wohl ſoll die ganze natürliche Formenwelt nicht wie ein äußerliches Gewand, ſondern wie die eigene Oberfläche aus dem Innern der Vernunft hervorgehen; wohl ſoll die Vernunft nicht an einem fremden Stoffe von außen ſich abmühen, ſondern nur das im Bewußtſein widerſpiegeln, was ihr eignes unbewußtes Thun geſchaffen hat; aber dieſes Ziel iſt unerreichbar, wenn wir nicht vorher die Bedeutung der Frage abſchwächen, die zu dieſem Verſuche einer Verſchmelzung der höchſten Gegenſätze führte. Denn ſo lange wir in den Namen der Vernunft das einſchließen, was uns als der belebende Gedanke der geiſtigen Welt gelten muß, die Ideen des Heiligen des Guten und der Seligkeit, ſo lange iſt dieſes Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Thieren keineswegs die eigene erſcheinende Oberfläche jener Vernunft, ſondern hängt wie ein äußerliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um ſie her, geeignet viel-

leicht, das innerliche Leben derselben durch seinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiß nicht berechtigt, als das einzige mögliche und erschöpfende Aeußere dieses Inneren zu gelten. Nur wenn wir den Begriff jener Vernunft fast bis zur Interesselosigkeit verarmen lassen und in ihr von Anfang an nichts suchen, als eine Phantasie, die von künftigem Magnetismus träumt und ihre Unruhe in den schwellenden Trieb der Pflanze oder die Beweglichkeit des Thierkörpers ausströmen möchte: nur dann ist die Formenwelt der Natur der knappe Ausdruck dieser Idee, das wahre Aeußere dieses Innern. Aber die Bedeutung der Frage, deren Beantwortung wir suchten, ist damit verändert. Denn jene durchdringende Einheit der Natur, zu deren Gunsten diese ganze Anschauung ausgebildet wurde, hatte einen ernsten Werth für uns nur deshalb, weil sie allein die völlige Unterordnung aller Wirklichkeit unter das Gebot jener wahrhaft geistigen Idealwelt möglich machte, aus deren Inhalt als der hellste Punkt der unbedingte Werth der sittlichen Ideen hervorleuchtet. Diese Sehnsucht erreicht ihr Ziel nicht durch die Annahme einer Weltseele, die nur das Geschehende weiß und nur das Geschehende ist, deren Inneres das Aeußere vor-, deren Aeußeres das Innere nachbildet, ohne daß irgendwo etwas erschiene, dessen unbedingter und unendlicher Werth diesem ganzen Spiele Weihe gäbe. Der ideale Grund, der schöpferische Gedanke, ist hier behaftet mit einem Triebe zu bestimmter Gestaltung, ohne ihn wahrhaft aus sich zu erzeugen, und beschränkt auf das Bewußtwerden dessen, was dieser Trieb ihm zur Anschauung erzeugt. Ich kann nicht finden, daß dieses Ergebniß bestechender wäre, als der Ausgang der ersten Ansicht, die wir früher schilderten. Blieb uns oben der Zwiespalt zwischen der zweckfetzenden Weisheit und dem Reiche der realisirenden Mittel, so war doch die erste wenigstens in ihren Entwürfen selbständig; auf wahrhaft geistige Ziele gerichtet, trat sie der letztern wie die beherrschende Macht dem dienstbaren Stoffe gegenüber; die zweite Ansicht kennt nur diesen Stoff allein und verschmäht die höhere Macht über ihm. Denn ihre Weltseele ist nichts Anderes, als dies fremde und unergründ-

liche Element, der dunkle Hintergrund, von dem auch jene andere Ansicht die bestimmten Formen für die Realisirung der göttlichen Zwecke erwarten mußte. Für sich allein hervorgehoben tritt dieser Hintergrund hier auf, begabt mit einem Bewußtsein dessen was er ist; aber er mißbraucht diesen Funken des Himmelslichtes nur, um die Selbstgenügsamkeit und Zwecklosigkeit eines bunten Ereignißspieles, die wir der öden mechanischen Ansicht des Weltlaufs vorwarfen, zu systematischer Einheit abzurunden.

Keine von beiden Ansichten erreicht ihr Ziel; sie lassen beide diese Aufgabe ungelöst zurück, an deren Auflösung zu scheitern menschlichem Scharfsinne nicht unrühmlich ist. Wir werden derselben Gefahr uns am Ende unserer Betrachtungen aussetzen, aber schon die nächsten Schritte, die uns obliegen, sollten nicht ohne das Bekenntniß gethan werden, welches unüberwundene Räthsel wir einstweilen hinter uns zurücklassen. Von drei verschiedenen Anfängen geht alle unsere Weltanschauung aus. Wir finden in uns ein Wissen von allgemeinen Gesetzen, die, ohne selber irgend eine besondere Form des Daseins zu begründen, sich als die nothwendigen, unmittelbar gewissen Schranken uns aufdrängen, innerhalb deren jede Wirklichkeit sich bewegen muß. Wir finden anderseits in uns einen Glauben, der uns in Ideen des Guten des Schönen und Heiligen den einzigen unverbrüchlichen Zweck sehen läßt, der jeder Wirklichkeit allein Werth gibt; aber auch dieses Ziel bestimmt für unsere Erkenntniß die Form der Mittel nicht, die zu seiner Erreichung führen sollen. Zwischen diesen beiden spannenden Punkten dehnt sich für uns ein drittes Gebiet, das der Erfahrung aus, mit einer unermeßlichen Fülle der Gestalten und Ereignisse, von unbekannter Herkunft. Wir können in diese Fülle hinein jene allgemeinen Gesetze verfolgen, die allem Geschehen gegeben sind; und der erste Theil unserer Betrachtungen hat diesen Versuch gemacht, ihre unverminderte und unterschiedlose Geltung in allen Gebieten der Wirklichkeit zu vertreten. Wir

können in derselben Fülle des Gegebenen auch den Vorschein jener Ideen aufsuchen, die allem Sein und Geschehen Werth geben; und der letzte Theil unserer Betrachtungen soll bestimmt sein, den Spuren nachzugehen, durch welche ihre Gegenwart und mitgestaltende Thätigkeit sich in dem Gewirr der Erscheinungen verräth. Aber je mehr wir bei dem Versuche, einer dieser beiden Aufgaben zu genügen, uns in die Einzelheiten des Naturlaufs vertiefen, um so mehr tritt zunächst dessen eigene Ursprünglichkeit wieder hervor: die unabhängige Formenfülle, mit welcher er die allgemeinen und farblosen Gesetze des Mechanismus überkleidet, und der Eigenwille des Verfahrens, mit dem er den Geboten der Ideen nicht überall auf dem Wege, der uns am kürzesten dünken möchte, sondern auf Umwegen und mit Befolgung allgemeiner und weit sich verbreitender Gewohnheiten des Wirkens entgegen kommt. Weit entfernt davon, eine Sammlung einzelner Einrichtungen und Werkzeuge zu sein, die dazu geeignet wären, einzelne Forderungen einer Idealwelt zu befriedigen, ist die Natur vielmehr vor Allem Zusammenhang in sich selbst; ein Organismus, ein Haushalt größten Stils, der zwar bereit ist, in seiner Gesammtheit auch der Gesammtheit der Ideen zu dienen und sich von ihr die Summe seiner Aufgaben vorzeichnen zu lassen; aber die Anordnung der Ausführung behält er sich selbst vor, und nicht aus dem Stegreif befriedigt er jedes einzelne Bedürfniß durch eine besondere augenblickliche Anstrengung; lange Zeit scheinen die Ereignisse, uneingedenk ihrer Aufgaben, nur der Mannigfaltigkeit ihres eignen Formenspiels nachzuhängen, häufig ihr Lauf neben den Zwecken vorbei ins Unbestimmte zu gehen, oder selbst der Richtung zu widersprechen, die ihm unsere voraneilende Phantasie im Interesse der höchsten Ideale geben möchte: nur wer statt des kleinen Ausschnittes der Natur, der in Zeit und Raum unserer Beobachtung offen steht, ihr Ganzes zu überblicken vermöchte, würde die endliche Uebereinstimmung dieser scheinbaren Verwirrung mit unbedingt werthvollen Zielen bemerken. Aber auch dies selbst ist eine Ansicht, die wir der Erfahrung und Beobachtung weit voran-

eilend fassen, und obgleich wir ihr nicht verwehren wollen, im Stillen selbst als ein Ziel, dem wir uns zu nähern haben, unsern Gedanken vorzuschweben, so müssen wir doch einstweilen uns von ihr abwenden. Darauf haben wir unsere nächsten Betrachtungen zu beschränken, nachzuforschen, welches die großen thatsächlichen Gewohnheiten und die Formen des Wirkens sind, die die Natur vor uns entfaltet, welche Einheit und welchen Zusammenhang ihrer einzelnen Erscheinungen die Erfahrung uns kennen lehrt, welches endlich die Stellung des menschlichen Wesens in ihr und die Bedingungen, die sie seiner Entfaltung förderlich hinderlich oder gestaltend überhaupt gesetzt hat.

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechselwirkungen.

Wir haben bisher uns arglos jener Anschauung hingegeben, für welche, trotz des augenblicklichen Scheiterns unserer Versuche ihm näherzukommen, doch die Wahrheit ihres Zieles an sich, die lebendige innere Einheit der Natur, unerschüttert feststeht. Es wird vortheilhaft sein, noch eine dritte Stimme zu hören, die des Geistes, der stets verneint, ich meine eben jener mechanischen Auffassung, welcher wir, im Begriff uns endlich ganz von ihr abzuwenden, die Möglichkeit einer letzten Vertheidigung gewähren dürfen.

Welchen erfahrungsmäßigen Grund, wird sie fragen, hat nun doch eigentlich jene Meinung von einer solchen Einheit der

Natur, die nur aus der zusammenfassenden Absicht Eines Schöpfers, oder aus dem Entwicklungstriebe einer einzigen der Mannigfaltigkeit aller Dinge zu Grunde liegenden Substanz zu begreifen wäre? Wir verstehen, daß das menschliche Gemüth eine Sehnsucht haben kann, diese Ansicht der Natur durchzuführen; aber auf welche gegebenen Thatsachen stützt es sich denn zum Beweise, daß dieser Wunsch erfüllbar, diese zusammenhängende innere Lebendigkeit und Einheit der Natur eine Wirklichkeit sei? Müssen wir nicht vielmehr zugeben, daß im Grunde nur einige wenige Züge und Ereignisse derselben diesen Gedanken der Zweckmäßigkeit und ideenvollen Consequenz in uns rege machen? daß wir dann diese besonderen Erfahrungen ohne zulängliches Recht bis zu der Annahme einer allgemeinen Harmonie und Zweckmäßigkeit erweitern? daß wir von diesem so gewonnenen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines vernünftig schaffenden Wesens darthun? daß wir endlich von hier aus wieder zurückschließen, Vernunft und Zweckmäßigkeit werde sich im Naturlauf auch da zeigen, wo wir sie freilich, und leider so oft, nicht nachzuweisen wissen?

Ein kurzer Umblick kann uns genügen, diesen Kreislauf unserer Gedanken zu bemerken. Der lebendige Körper ist am häufigsten der Ausgangspunkt solcher Betrachtungen. Wir fließen über von Bewunderung der unendlichen Zweckmäßigkeit seiner Bildung und wiederholen die üblich gewordene Behauptung, daß Alles in ihm zugleich Mittel und Zweck sei. Und wie viele Theile bleiben uns doch in ihm übrig, deren Zweck Niemand bisher kennt, und von denen, daß sie überhaupt einen solchen haben und nicht absichtlose Erzeugnisse der bildenden Kräfte sind, auf keine Weise durch unsere wirkliche Kenntniß erwiesen, sondern nur auf die Bürgschaft jener unerwiesenen allgemeinen Behauptung hin geglaubt werden kann! Die Thierwelt ferner bietet uns manchen bestechenden Anschein von Zweckmäßigkeit, aber unleugbar ebenso viel Undeutbares, für unsere Einsicht Zweckloses, tausenderlei Sonderbarkeiten der Bildung, die sich als Ausläufer und Nebenerfolge eines fröhlich in alle seine möglichen Folgen ausbrechenden

Naturlaufes leicht und zwanglos, als Erzeugniſſe abſichtlicher Planmäßigkeit nur mit befangener Künſtlichkeit faſſen laſſen. Noch weniger läßt der Gedanke vorbeſtimmter Zweckmäßigkeit ſich durch das Pflanzenreich verfolgen, hier, wo kein Zweck mehr angebbar iſt außer dem bloßen Daſein von Geſtalten, deren Gliederung Dauer Entwicklung und Selbſterhaltungskraft die außerordentlichſte Mannigfaltigkeit der Art und Größe darbietet. Und endlich, dieſe ganze Welt des Lebendigen, wird ſie nicht umſchloſſen und getragen von dem Erdkörper, in deſſen geologiſcher Bildung, und von dem Weltraum, in deſſen Maſſenvertheilung kein menſchlicher Scharfſinn eine durchdringende Zweckmäßigkeit zu entdecken vermag, ja vielleicht nicht einmal zu entdecken wünſchen würde? Im Gegentheil, wir athmen mit einer gewiſſen Befriedigung auf, wenn wir gewahr werden, daß hier wenigſtens der bewunderten unendlichen Berechnung und Abſichtlichkeit des Weltlaufs eine impoſante maſſenhafte Wirklichkeit zu Grunde liegt, die ohne die Prätenſion, mehr bedeuten zu wollen, als ſich ſelbſt, vor unſern ruhelos ſuchenden Gedanken als ſtarre ruhige Schranke ausgebreitet iſt. Und ſollen wir hinzufügen, daß die Betrachtung der Ereigniſſe zu demſelben Doppelergebniſſe führen würde, wie die der Geſtalten? Dazu, daß neben den Andeutungen der Zweckmäßigkeit auch die verworrenen undeutbaren Zufälle hervorträten, und dazu, daß wir endlich, müde der ewigen Berechnung und Beſtimmung, nicht nur reſignirt, ſondern mit einem Gefühle der Erleichterung uns an den Gedanken eines übermächtigen nichts als ſich ſelbſt wollenden Schickſals ergäben?

Vielleicht geſteht man zu, daß dieſe Schilderung nicht unrichtig die verworrenen und unklaren Stimmungen wiedergibt, in die unſer Gemüth ſich wirklich oft durch das Mißgeſchick unſerer Erklärungsverſuche geworfen fühlt; aber die Vorliebe für den Gedanken einer innern Einheit der Natur wird ſich nicht ſofort an dieſe Einwürfe gefangen geben. Sie wird vor allem erinnern, daß ſie ſich ja längſt von jener hoffnungsloſen Neigung gereinigt habe, für jedes Geſchöpf jedes Ereigniß und jeden einzelnen Zug

können in derselben Fülle des Gegebenen auch den Vorschein jener Ideen aufsuchen, die allem Sein und Geschehen Werth geben; und der letzte Theil unserer Betrachtungen soll bestimmt sein, den Spuren nachzugehen, durch welche ihre Gegenwart und mitgestaltende Thätigkeit sich in dem Gewirr der Erscheinungen verräth. Aber je mehr wir bei dem Versuche, einer dieser beiden Aufgaben zu genügen, uns in die Einzelheiten des Naturlaufs vertiefen, um so mehr tritt zunächst dessen eigene Ursprünglichkeit wieder hervor: die unabhängige Formenfülle, mit welcher er die allgemeinen und farblosen Gesetze des Mechanismus überkleidet, und der Eigenwille des Verfahrens, mit dem er den Geboten der Ideen nicht überall auf dem Wege, der uns am kürzesten dünken möchte, sondern auf Umwegen und mit Befolgung allgemeiner und weit sich verbreitender Gewohnheiten des Wirkens entgegen kommt. Weit entfernt davon, eine Sammlung einzelner Einrichtungen und Werkzeuge zu sein, die dazu geeignet wären, einzelne Forderungen einer Idealwelt zu befriedigen, ist die Natur vielmehr vor Allem Zusammenhang in sich selbst; ein Organismus, ein Haushalt größten Stils, der zwar bereit ist, in seiner Gesammtheit auch der Gesammtheit der Ideen zu dienen und sich von ihr die Summe seiner Aufgaben vorzeichnen zu lassen; aber die Anordnung der Ausführung behält er sich selbst vor, und nicht aus dem Stegreif befriedigt er jedes einzelne Bedürfniß durch eine besondere augenblickliche Anstrengung; lange Zeit scheinen die Ereignisse, uneingedenk ihrer Aufgaben, nur der Mannigfaltigkeit ihres eignen Formenspiels nachzuhängen, häufig ihr Lauf neben den Zwecken vorbei ins Unbestimmte zu gehen, oder selbst der Richtung zu widersprechen, die ihm unsere voraneilende Phantasie im Interesse der höchsten Ideale geben möchte: nur wer statt des kleinen Ausschnittes der Natur, der in Zeit und Raum unserer Beobachtung offen steht, ihr Ganzes zu überblicken vermöchte, würde die endliche Uebereinstimmung dieser scheinbaren Verwirrung mit unbedingt werthvollen Zielen bemerken. Aber auch dies selbst ist eine Ansicht, die wir der Erfahrung und Beobachtung weit voran-

eilend faſſen, und obgleich wir ihr nicht verwehren wollen, im Stillen ſelbſt als ein Ziel, dem wir uns zu nähern haben, unſern Gedanken vorzuſchweben, ſo müſſen wir doch einſtweilen uns von ihr abwenden. Darauf haben wir unſere nächſten Betrachtungen zu beſchränken, nachzuforſchen, welches die großen thatſächlichen Gewohnheiten und die Formen des Wirkens ſind, die die Natur vor uns entfaltet, welche Einheit und welchen Zuſammenhang ihrer einzelnen Erſcheinungen die Erfahrung uns kennen lehrt, welches endlich die Stellung des menſchlichen Weſens in ihr und die Bedingungen, die ſie ſeiner Entfaltung förderlich hinderlich oder geſtaltend überhaupt geſetzt hat.

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrſchaft der Zwecke. — Die Geſchöpfe als Selbſtzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entſtehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechſelwirkungen.

Wir haben bisher uns arglos jener Anſchauung hingegeben, für welche, trotz des augenblicklichen Scheiterns unſerer Verſuche ihm näherzukommen, doch die Wahrheit ihres Zieles an ſich, die lebendige innere Einheit der Natur, unerſchüttert feſtſteht. Es wird vortheilhaft ſein, noch eine dritte Stimme zu hören, die des Geiſtes, der ſtets verneint, ich meine eben jener mechaniſchen Auffaſſung, welcher wir, im Begriff uns endlich ganz von ihr abzuwenden, die Möglichkeit einer letzten Vertheidigung gewähren dürfen.

Welchen erfahrungsmäßigen Grund, wird ſie fragen, hat nun doch eigentlich jene Meinung von einer ſolchen Einheit der

Anderes, sondern genau nur das begründen, was im Erfolge später zum Vorschein kommt. Sobald wir daher einmal den Erfolg unter den Gesichtspunkt eines zu erfüllenden Zweckes rücken, so wird uns allemal und nothwendig die Summe seiner Ursachen nicht nur als ein genau auf seine Erfüllung berechnetes, sondern selbst als das einzige für diese Aufgabe zulängliche System von Mitteln erscheinen müssen. Was wir daher an solcher einheimischen Folgerichtigkeit eines Geschöpfes irgendwo bemerken, kann seine Entstehung aus einer berechnenden Vernunft nicht eher beweisen, als bis uns überzeugend dargethan wäre, daß die ganze Bildung des Geschöpfes, so wie sie vor uns steht, ein Recht habe, nicht nur als unvermeidlich gewesener Erfolg, sondern als vorbestimmter Zweck betrachtet zu werden. Für sich allein würde jene Folgerichtigkeit uns nicht einmal gegen das traurige Witzwort schützen, daß auch der Bucklige vollkommen zweckmäßig gebildet sei für einen Buckligen. Und wäre endlich die Welt eine ganz andere, von andern Geschöpfen erfüllt, von andern Ereignissen bewegt, wäre sie aus dem wüstesten Zufall oder aus vielen Zufällen entsprungen: diesen formellen Charakter zweckmäßiger Uebereinstimmung mit sich selbst würde sie immer besitzen; Alles, was einmal in ihr zu existiren und sich zu erhalten vermöchte, würde der knappe und genaue Ausdruck seiner Ursachen, diese Ursachen stets das zureichende, einzig zweckmäßige System der Mittel zu seiner Verwirklichung sein. Kaum bedarf es endlich einer besondern Erwähnung, daß auch alle Ereignisse, wie sie auch immer verlaufen möchten, für den danach Suchenden immer irgend einen Sinn auszudrücken scheinen würden, und daß sie folglich stets auch sich als die vorbedachten und vorausbestimmten Erscheinungsformen eben der Idee fassen lassen müßten, welche sie zufällig im Geiste des Beobachters erwecken. In dies nichtssagende Spiel würde auf diesem Wege jene Ansicht verlaufen.

Sie selbst freilich wird diesen Einwürfen mit der Antwort begegnen, daß sie diesen Weg nicht gehe oder doch höchstens ihn

als Ausgangspunkt ihrer Ueberlegungen benutze. Sie wird unbedenklich zugeben, daß zu jedem Erfolge ſich die Summe der Urſachen, die ihn wirklich hervorbringen, allemal wie ein fein berechnetes Syſtem von Mitteln zu ſeinem Zwecke verhalte; aber eben deshalb gründe man nicht auf dieſe blos formelle Zweckmäßigkeit, die in dem Sinnloſen und Kranken ebenſo vorkomme, wie im Sinnvollen und Geſunden, jene Meinung von dem Urſprunge der Natur aus der Einheit einer zweckſetzenden Weisheit. Man gründe ſie vielmehr auf den bedeutungsvollen Inhalt der vorhandenen Erfolge, der ein abſichtloſes Zuſammentreten der Urſachen zu ſeiner Verwirklichung ganz unwahrſcheinlich mache. Betrachtet man ein einzelnes Organ eines Thierkörpers, ſo mag man hier noch den Verſuch wagen, ſeine Verrichtung nur als Folge ſeiner Structur, nicht ſeine Structur als vorbedachtes Mittel ſeiner beabſichtigten Function zu faſſen. Man mag ſagen, ein Bild entwerfe ſich auf der Netzhaut, weil die mechaniſchen Kräfte des Thierkeimes, wie er nun einmal war, nicht umhin konnten, vor derſelben ein lichtbrechendes Auge zu bilden; ſucht die Hand den Gegenſtand unwillkürlich zu umſpannen, der ihre empfindliche Innenhaut reizte, ſo mag dieſe Bewegung nur der unvermeidliche Effect einer Mittheilung des Reizes ſein, die bei der beſtehenden Verbindung zwiſchen ſenſiblen und motoriſchen Nerven nicht zu verhindern war; kurz es mag ſo ſein, wie ſchon Lucretius verſichert: die Thiere mögen ſchreiten können, weil ſie Knie haben, aber nicht Knie haben, damit ſie ſchreiten können. Wie weit werden wir aber dieſe Betrachtungsweiſe fortzuſetzen Luſt haben? Die Organiſation beſteht nicht blos in einer Anhäufung ſolcher Paare von Structurverhältniſſen und den aus ihnen fließenden Leiſtungen, ſondern darin, daß unzählige ſolcher Paare ſelbſt wieder unter einander in einer Form verbunden ſind, die ihr Zuſammenwirken zu einem in ſich übereinſtimmenden Lebensplane möglich macht. Iſt es nun glaublich oder denkbar, daß ohne eine leitende Abſicht in derſelben körperlichen Maſſe, in welcher ſich hier ein ſpiegelndes Auge bildet, dort ein greifendes Glied

entstehe, fähig, die gesehenen Gegenstände zu fassen? an einem dritten Orte die Zähne, um das Erfaßte zu zerkleinern? an einer vierten Stelle die Verdauungsorgane, geschickt, die Nahrung zum Vortheil dieser ganzen Anhäufung von Theilen zu verarbeiten? Und dieser sichtlich vorausberechnete Zusammenhang der Theile kehrt unabläßig auch in der Bildung der einzelnen Organe wieder. Und wieder werden wir fragen, ob es glaublich sei, daß ohne eine lenkende Absicht ein Haufen von Elementen sich zusammengefunden habe, dessen blinde mechanische Weiterentwicklung die Entstehung durchsichtiger, durchscheinender und undurchsichtiger Häute, mehr oder weniger lichtbrechender Mittel und zugleich die gegenseitige Lagerung dieser Theile in solchen Stellungen und Entfernungen herbeiführen mußte, wie sie eben nöthig war, damit ein dieses Auge treffender Lichtkegel sich auf dem Hintergrunde desselben wieder in einem kleinsten Punkte vereinigte?

Wir leugnen nicht, daß in dem einmal vorhandenen Zusammenhange der Welt die organische Bildung sich nur durch eine mechanische Tradition fort erhält; aber die erste Stiftung jener Keime, in deren blinder und nothwendiger Entfaltung der Naturlauf jetzt besteht, glauben wir nicht ohne die Voraussetzung eines ordnenden Bewußtseins einzusehen. Und nun allerdings, nachdem wir einmal auf diese leitende Hand hingewiesen sind, thun wir jenen uns getadelten Rückschluß: wir glauben an ihre Mitwirkung, auch wo wir sie nicht sehen. Denn wohl können wir uns vorstellen, daß es für die Mängel des Weltlaufs, die der Allgegenwart einer zweckſetzenden Weisheit zu widerstreben scheinen, eine uns unbekannte Rechtfertigung gibt, beruhend in dem Inhalt eines Planes der Wirklichkeit, den ganz zu durchschauen wir uns nicht rühmen; unerklärbar dagegen erscheint uns ohne jene Weisheit jede einzelne Trefflichkeit und Vernünftigkeit, die doch dem unbefangenen Sinne aus so unzähligen Beispielen entgegenleuchtet. Und überdies, selbst da, wo wir uns bescheiden, den Inhalt der Weltzwecke nicht zu verstehen, begegnen wir doch überall solchen Formen des

Daſeins und Geſchehens, die ihre Abkunft aus einer zuſammenfaſſenden Abſicht deutlich genug verrathen. Zerfällt doch die Menge der vorhandenen Weſen in Gattungen und Arten, die erſichtlich und ungeſucht ſich in eine Stufenreihe mehr oder minder verwandter Bildungen gliedern; wie dunkel auch Plan und Regel dieſer Reihe ſein mag, eben ſo überwältigend iſt doch der Geſammteindruck, den ſie gibt, der einer Einheit des bildenden Willens, einer überall hindurchblickenden Beſtändigkeit, welche nicht die Mannigfaltigkeit des Wirklichen in unvergleichbare Einzelheiten auseinanderfallen läßt, ſondern ſie zu einem geordneten Reiche der Dinge verbindet.

Auf ſolchen Betrachtungen beruht die nachhaltige und überredende Kraft, mit welcher dieſe Naturanſicht ſich gegen alle Einwürfe immer wieder gelten zu machen weiß. Ohne Zweifel wird auch die mechaniſche Anſicht das Gewicht dieſer Gründe zuletzt anerkennen müſſen, aber es iſt von Wichtigkeit, daß dieſe Anerkennung nicht zu früh komme, und gegen den Ausdruck freilich, den wir jetzt der Meinung von einer organiſchen Einheit der Natur gaben, wird jene unerwartet viel mit Recht einwenden.

Sie wird zuerſt nicht ohne Grund bemerken, daß unſere Bewunderung der Naturerzeugniſſe häufig nicht ſowohl von der inneren Bedeutſamkeit ihrer Formen, als vielmehr von der bloßen Vielheit der Theile ausgeht, die wir zu einem Ganzen verbunden ſehen, und von der Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der Bewegungen, die aus ihrer Vereinigung entſpringen. So wie uns die Größe der Dinge an ſich ſchon imponirt, ſo imponirt uns auch die Anzahl und Buntheit ihrer innern Verhältniſſe, gleichviel noch welches die herauskommende Endform des Erfolges iſt; und überall, wo wir in kleinem Rahmen ſehr Vieles geſchehen ſehen, ſind wir heimlich geneigt, den erzeugenden Grund in einer Kraft zu ſuchen, deren Würde die Natur blos phyſiſcher abſichtsloſer Wirkſamkeiten überſteigt. Und doch wiſſen wir und vermögen es wiſſenſchaftlich zu beweiſen, daß eine ſehr kleine und

unscheinbare Anzahl von Elementen und sehr ungesuchte Verhältnisse zwischen ihnen den vollkommen zureichenden Grund zu einem unendlichen Spiele höchst mannigfaltiger und wechselreicher Entwicklungsformen enthalten können, in denen, wenn sie verwirklicht vor uns ständen, der menschliche Geist das Walten einer berechnenden Absicht unwidersprechlich zu erkennen glauben würde. Wer sich erinnert, daß kein organisches Geschöpf plötzlich fertig entsteht, sondern daß wirklich der Naturlauf selbst es mit Mühe und auf langen Umwegen aus seinem Keime erzieht, der wird doch oft noch geneigt sein, sich diesen Keim selbst zu verwickelt vorzustellen; indem er in ihn hinein die Fähigkeiten zu jedem Detail der spätern Entwicklung zurückverlegt, — als würden sie nicht erst durch die Wechselwirkungen des sich Bildenden mit den äußern Bedingungen der Reihe nach erzeugt und gesteigert — wird es ihm allerdings unglaublich vorkommen, daß zu dieser geheimnißvollen Gesellung jemals die Elemente ohne eine höhere Absicht sich sollten zusammengefunden haben. Die bessere Kenntniß der mannigfachen Erfolge, die aus verhältnißmäßig sehr einfachen Ursachen entspringen können, wird nach und nach dies Bedenken schwächen, ohne es je ganz zu heben. Denn immer wird man wiederholen: wie einfach nun auch die ersten Keime der Naturerzeugnisse gewesen sein mögen, stets bleibe es ein unbegreifliches Wunder, wie aus der unendlichen Anzahl denkbarer Zusammenwürfelungen der Elemente, welche der Zufall hätte herbeiführen können, gerade diese sinnige Auswahl den Zugang zur Wirklichkeit gefunden habe.

Aber in dieser Verwunderung kann doch die mechanische Ansicht eine falsche Voraussetzung nachweisen. Denn in der That wäre unser Erstaunen nur dann gerechtfertigt, wenn wir fänden, daß alle jene andern weniger sinnigen oder sinnlosen Gesellungen der Elemente von allem Anfang an abgehalten worden wären, ihr Glück zu versuchen und in der Wirklichkeit so viel Platz einzunehmen, als ihnen ihre Fähigkeit da zu sein verstattet hätte. Wäre die vorhandene Welt in Wahrheit ein solcher kleiner Aus-

zug aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten, und hätte das, was zu ihrem Zusammenhange nicht paßt und nicht in ihr vorkommt, niemals auch nur Anstalt dazu gemacht, da zu sein, dann freilich würden wir diese Auswahl des Verwirklichten nur einer zwecksetzenden und auf ihre Zwecke sich beschränkenden Vorsehung zuschreiben müssen. Aber wir vermögen nicht einzusehen, wodurch die Erfahrung zu einer solchen Voraussetzung nöthige oder berechtige. Machen wir sie aber nicht, dann können wir mit Recht erwiedern, daß zu einer Aussonderung weniger Fälle aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten keine andere Censur Kritik und Auswahl nöthig ist, als die, welche der mechanische Zusammenhang der Dinge ohnehin von selbst ausüben muß.

Gehen wir nämlich von der Vorstellung eines Chaos aus, und fassen dies so chaotisch wie möglich, nehmen wir also an, daß in ihm durchaus keine vorwiegende Neigung zu irgend einer bestimmten Gestaltung vorhanden, sondern daß, wie es die Atomistiker des Alterthums ausdrückten, Alles in ihm auf allerlei Weise nach allerlei Richtungen durch einander bewegt gewesen sei: so wird in einer solchen Gährung jede Combination zweier oder mehrerer Elemente vollkommen die gleiche Wahrscheinlichkeit haben, wie jede andere Verknüpfung gleich vieler. Aber die Schicksale dieser Gebilde werden doch sehr verschieden sein. Zwar wird keines von ihnen durch eine auswählende Vorsicht noch vor der Schwelle des Daseins abgewiesen werden, aber unzählige können von der Art sein, daß die eigene Gesetzlichkeit des Mechanismus, welcher die Gegenwirkungen aller beherrscht, ihnen keine Dauer und keine Entwicklung erlaubt. Hinfällige Erzeugnisse, verschwinden sie entweder sofort wieder aus Mangel an einem inneren Gleichgewichte, das ihre Erhaltung verbürgte, oder sie sind vielleicht selbst dazu verurtheilt, nicht einmal einen kurzen Augenblick wirklicher Existenz zu besitzen, sondern in dem Strome des Werdens stets nur als bevorstehende aber unvermeidlich vor ihrer Vollendung wieder zerfallende Erzeugnisse sich zu verbergen. Das Andere aber, was sich in Verhältnissen zusammenfand, die wenigstens seinen Eintritt

in die Wirklichkeit gestatteten, erfährt dennoch ein sehr verschiedenes Glück. Es ist nicht so, wie die Vertheidiger der planvollen Einheit der Natur zuweilen es erscheinen lassen; nicht jedes dieser zur Wirklichkeit berufenen Gebilde überrascht uns mit gleich deutlichen Spuren seiner vernünftigen Absichtlichkeit. Neben dem Verwickelten, Mannigfaltigen, in seiner Mannigfaltigkeit dennoch Gesetzmäßigen und Ideenvollen, stehen auch die einfachen entwicklungslosen und starren Existenzen, deren Entstehbarkeit aus der Laune des Zufalls kaum Jemand leugnen dürfte. Selbst das Lebendige enthält eine Vielheit der Gattungen von verschiedenem Werthe, manche haltlos in sich selbst, zu rascher Vergänglichkeit bestimmt, obwohl im Laufe der Ereignisse eben so leicht sich erneuernd, andere von größerer und feinerer Verkettung ihrer Theile, zu mannigfaltiger Harmonie einander durchkreuzender Verrichtungen zusammengefügt. Ueberblicken wir die Schöpfung, so bietet sie nicht nur einen Auszug des Vorzüglichsten, sondern Großes und Kleines, Einfaches und Verwickeltes, Vollkommenes und Unvollkommneres steht so neben einander, wie man sich eben denken kann, daß es zusammen aus dem unparteiischen Zufalle des Chaos entsprang. Nur Eines fehlt dieser mannigfaltigen Welt: das Verkehrte und in sich selbst Zweckwidrige, dem die mechanischen Gesetze um seines innern Widerspruches willen keine dauernde Wirklichkeit gestatten konnten. Denn vorübergehend allerdings, wie das große Heer der Krankheiten und so viele mißgeschaffene Bildungen zeigen, kommen auch diese widersprechenden Erzeugnisse vor; für alle Gebilde dagegen, die als stehende Gattungsformen zur dauernden Ordnung der Natur gehören sollen, ist innere Zweckmäßigkeit gleichbedeutend mit Möglichkeit. Es ist eine denkbare Annahme, daß dem jetzt vorhandenen Inbegriffe der Geschöpfe unvollkommnere Versuche der Natur vorangegangen sind, in der That widersprechende ungeheuerliche Bildungen, die, ohne zu eigner Fortdauer befähigt zu sein, doch nach ihrem Untergange die Elemente in einer für bessere Erzeugnisse vorbereiteten Verknüpfung zurückließen. Aber ohne dieser mythischen Vorstellung

nachzuhängen, können wir allgemein behaupten: möge das Verkehrte dagewesen sein oder nicht, sein Bestehen wird durch seine mechanische Unhaltbarkeit verhindert. Die Wirklichkeit aber enthält aus der unendlichen Anzahl der Elementenverbindungen, welche ein vernunftloses Chaos liefern konnte, nicht eine Auswahl, welche eine berechnende Absicht getroffen hätte, sondern die kleinere Summe jener Gebilde, die der mechanische Naturlauf selbst in dem unermeßlichen Wechsel seiner Ereignisse prüfte und als in sich zweckmäßige zur Erhaltung fähige Ganze von der zerstiebenden Spreu des Verkehrten schied, das er unparteiisch auch entstehen, aber eben so unparteiisch auch wieder zu Grunde gehen ließ.

Ist nun dies Alles minder wunderbar? wird man uns einwerfen; wie geht es zu, daß eben dieser mechanische Naturlauf stets dem Vernünftigen günstig ist und das Verkehrte aus der Wirklichkeit ausscheidet? Fiel doch jene Vernünftigkeit der Dinge, die wir erklären wollten, nicht zusammen mit dieser mechanischen Widerspruchslosigkeit, die man uns unvermerkt an ihre Stelle schieben will, sondern wurde in einer innern Harmonie und Consequenz gesucht, die, weit entfernt, als bloßer Mangel an Fehlern nur das sichere Dasein der Erscheinungen zu verbürgen, vielmehr durch die sinnvolle Trefflichkeit ihres Inhaltes die mannigfaltigsten Elemente zur Führung eines gemeinsamen und bedeutungsreichen Lebens verbindet. Wie könnte der mechanische Naturlauf, der sich befriedigt fühlen muß durch Alles, was seinen allgemeinen Gesetzen genügt, der Grund dieses Ueberschusses an Vollkommenheit sein? Hierauf wird jedoch die mechanische Naturansicht mit Recht entgegnen, daß die Erfahrung eben diese ausnahmslose vernünftige Bedeutsamkeit alles Geschaffenen keineswegs bestätige, und doch nur dadurch, daß sie ausnahmslos wäre, würde diese Vollkommenheit die Leistungsfähigkeit eines bloßen Naturlaufs übersteigen. Es ist in der That gar nicht erweislich, daß alle Theile der Natur auf ideale Bedeutung und bestimmte Zwecke hinweisen; neben tausend Erscheinungen, die diesen Eindruck uns allerdings geben, stehen tausend andere, die sich nur so ausnehmen, als seien

ſie abſichtlos entſtandene Nebenerfolge einer ſich zufällig bildenden Atomenverbindung; Erfolge, die keineswegs einem vorbedachten Plane gemäß entſtehen ſollten, aber eben entſtanden ſind, und einmal entſtanden ſich erhielten, weil ſie den mechaniſchen Bedingungen der Erhaltung nicht widerſprachen. So hat der Mechanismus vielleicht Vieles erzeugt, woran einer ſchöpferiſchen Idee, wenn wir eine ſolche vorausſetzen, nichts gelegen war; und umgekehrt, Manches hat vielleicht der Mechanismus nicht realiſirt, was die Idee wollte und für deſſen Daſein ſie ſich lebhaft intereſſirt hätte. Denn in der That, wer getraut ſich zu beweiſen, daß nicht allein alles Wirkliche vernünftig, ſondern ſogar daß alles Vernünftige wirklich iſt? Gehen denn alle ſchönen Träume aus, und ließe die Wirklichkeit nichts zu wünſchen übrig? Fügt nicht ſelbſt unſere Phantaſie zu dem Beſtande der Naturgeſtalten ſelbſtändig dichtend andere hinzu? Die geflügelten Engelgeſtalten, an denen unſere fromme Kunſt ſich erbaut, bietet die Wirklichkeit nicht, und doch wüßten wir nicht nachzuweiſen, warum dieſe Bildung, deren ideale Bedeutſamkeit wir ja unmittelbar durch die Verehrung bezeugen, die wir ihnen widmen, nicht dies wirkliche Daſein verdient hätte. Aber ſie mag den Mitteln und den Geſetzen widerſprochen haben, die dem Naturlaufe zur Arbeit zu Gebote ſtehen. Freigebig dagegen bringt die Natur Giraffen und Känguruhs hervor, ohne daß wir begriffen, warum es zum vollſtändigen Ausdruck der höchſten Idee unerläßlich geweſen wäre, daß auch die merkwürdigen Gangarten, die dieſen Thieren das Mißverhältniß ihrer Beine nöthig macht, in der Wirklichkeit repräſentirt wären. Ich glaube hier deutlich den entrüſteten Zuruf zu hören, daß ohne Zweifel auch in dieſen Thatſachen ein tiefer Sinn liege, wenn gleich unſere menſchliche Kurzſichtigkeit ihn nicht begreife. Ich will dies nicht beſtreiten; ich halte mich an das Zugeſtändniß ſolcher Kurzſichtigkeit. Denn davon war jetzt überhaupt für uns die Rede, ob der Glaube an eine alles durchdringende zweckſetzende Abſichtlichkeit der ſchaffenden Kraft durch die Erfahrung unterſtützt oder erzwungen werde. Wir wollen nicht

leugnen, daß er andere sichere Grundlagen haben mag; aber eine Bedeutsamkeit und eine tiefsinnige Idee der Dinge, welche wir in vielen Fällen durchaus nicht einsehen, kann nicht als ein Erfahrungsbeweis für die durchgängige Vernünftigkeit alles Erschaffenen gelten. Wollen wir den unmittelbaren, noch durch keine Schulansicht umgestalteten Eindruck der Natur aussprechen, so können wir nur sagen, daß Vieles zwar zweckmäßig in sich übereinstimmt, ohne daß sein Dasein überhaupt eine besondere Bedeutung zu besitzen scheint, und daß umgekehrt nicht Alles, was uns als mögliches Ziel einer zwecksetzenden Absicht erscheinen könnte, verwirklicht ist. Und dies ist das Verhalten, welches wir ganz natürlich erwarten können, wenn wir die Welt aus einem absichtlosen Chaos entsprungen denken, aus dem stets nur das Mögliche und in sich Zweckmäßige, unter diesem aber das Bedeutungslose eben so gern und ungehindert wie das Sinnvollste entstehen wird.

Mit dem allen ist die mechanische Ansicht doch keineswegs im Stande, ihre Behauptungen von dem Makel der Unglaublichkeit zu befreien. Allerdings wird man ihr zugeben müssen, daß jedes Geschöpf, selbst jedes organisch lebendige, aus Elementen besteht, die nicht immer so zusammen waren, sondern die selbst eine schaffende Absicht, wenn sie bei Begründung der ersten Keime thätig war, doch erst zusammenführen mußte. Es war also diesen Elementen doch möglich, so zu einander zu gerathen, und weder der Weg, den sie von ihrem früheren Orte aus zu dieser Vereinigung zurückzulegen hatten, noch die vereinigende Bewegung selbst konnte ihrer Natur oder den mechanischen Gesetzen widersprechen, denen diese unterworfen ist. Und dann kann man fortfahren und behaupten, daß jede Bewegung, welche den Elementen durch den Anstoß einer ordnenden Hand gegeben werden kann, ihnen immer auch möglicherweise durch den absichtlosen Anstoß eines Zufalls muß gegeben werden können. In der That bedurfte es nur einer gewissen Reihenfolge von Windstößen in wechselnder Richtung, um

aus den einzelnen Sandkörnchen, die jeder von ihnen forttrieb, die Massen der Pyramiden allmählich aufzubauen. Von der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit solcher Argumente wendet sich die andere Ansicht stillschweigend ab; sie verlangt neben der bloßen Nichtunmöglichkeit noch positive Zunöthigungen zu sehen, welche die Elemente des Chaos gerade in diese bestehenden Verbindungen getrieben haben, neben denen ja die mechanische Ansicht selbst eine unendliche Menge anderer gleich möglicher zugibt.

Und wirklich ist es hier Zeit, eine ganz ungehörige Voraussetzung zu widerrufen, die wir oben uns gefallen ließen, und nach deren Wegfall die mechanische Lehre erst im Stande sein wird, das Gewicht der ihr gemachten Vorwürfe abzulasten. Es ist offenbar nichts mit jener Redensart der Atomistiker des Alterthums, daß im Ursprunge der Welt Unendliches auf unendlich verschiedene Weise nach unendlich verschiedenen Richtungen bewegt und gemischt gewesen sei. Niemand, der sich selbst klar sein will, wird sich eine Vorstellung von der Existenz einer solchen unendlichen Anhäufung unzähliger Möglichkeiten machen können. Wie mannigfach man sich auch die ursprünglichen Verhältnisse der Elemente denken mag: sie setzten doch immer Einen Gesammtzustand der Welt zusammen, der ausschließlich vorhanden war, und unmöglich konnten die andern unendlich vielen Weltzustände, die da hätten da sein können, wofern jener nicht gewesen wäre, mit ihm zugleich da sein. Jener Abgrund der Unbestimmtheit daher, wie wir ihn früher als Chaos bezeichneten, ist ein undenkbarer Gedanke, und jeder Versuch, die Entstehung der Naturformen sich zu verdeutlichen, muß von irgend einem bestimmten Urzustande ausgehen, der, weil er dieser und kein anderer war, vieles an sich Mögliche von allem Anfang an von der Wirklichkeit ausschloß, zu Anderem dagegen nicht blos die leere Möglichkeit, sondern einen mehr oder minder unmittelbaren und dringenden positiven Verwirklichungsgrund enthielt. Und wie wird nun die mechanische Ansicht sich diesen Urzustand denken?

Sie hat vor allem keinen Grund und kein Recht, in die An-

nahme der alten Atomistik einzustimmen, welche die Elemente als wesentlich gleiche, nur in ihren Formen verschieden zugeschnittene Bausteine nahm; eine Annahme, die selbst nur jenem mißverständlichen Streben nach Einheit entspringt, dem jede Fülle ursprünglicher Vielheit zuwider ist. Sie wird im Gegentheil eine ungezählte Mannigfaltigkeit ursprünglich verschiedener Elemente voraussetzen, die nicht nur äußerlich von einer gestaltenden Bewegung ergriffen und zusammengefügt werden, sondern deren eigenthümliche Kräfte auf die Erfolge ihres Zusammenkommens von wesentlich mitbestimmendem Einfluß sind. Und diese Kräfte selbst hängen nicht wie später gekommene willkürlich verliehene Fähigkeiten um sie her, sondern sind der Ausdruck vielfacher inneren Zustände, die freilich auf dem Gebiete räumlicher Erscheinung keine andere Form der Aeußerung finden können, als die monotone der Anziehungen und Abstoßungen, auf die alle physischen und chemischen Wirkungen zurückführbar sind. Am wenigsten endlich hat die mechanische Ansicht Veranlassung, in die Fußtapfen des ihr völlig gleichgültigen Materialismus zu treten, mit dem ein geläufiges Mißverständniß sie in Zusammenhang zu bringen pflegt. Wie sie die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Thatsache anerkennen muß, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglichen übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wechselwirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen läßt, den Funken dieses inneren Lebens schon regsam zu denken. Nicht so freilich, als könnte sie die Macht des Geistes als Einen belebenden, waltenden Hauch, als Einen Lichtnebel fassen, der die Natur durchwogte, sondern sie löst dies schwebende Wehen in eine unzählbare Menge scharf begrenzter strahlender Punkte auf, deren jeder untheilbar in sich selbst eines der wechselwirkenden Atome bildet, die in Wahrheit die thätigen Ursachen der Erscheinung sind. Erweitern wir so die ursprünglich gegebenen Elemente des Weltgebäudes, so verengert sich dem entsprechend das Gebiet des Zufalls. Nicht von dem gestaltlosen Wirbel einer Bewegung, welche die Atome äußerlich gegen ein-

ander treibt, erwarten wir aus dem Stegreif die sinnigen Formen krystallisiren zu sehen, welche die Natur füllen: nicht so als wäre mit dem Aufhören des Stoßes, der tausend träge und geduldige Bestandtheile zu einer ihnen allen gleichgültigen Berührung trieb, der Aufbau eines organischen Keimes oder auch nur einer unorganischen Gestalt beendigt. Hier, wie im geistigen Leben, gilt uns jener äußere Antrieb nur als eine Veranlassungsursache, die verschiedene Wesen einander so weit annähert, daß eines in den Wirkungskreis des andern fällt; die innere Kraft beider und die nun aufwachende lebendige Beziehung ihrer Naturen ist es, die den weiteren Fortgang der Entwicklung bestimmt und ihn zu viel größerem Reichthum der Form und zu unendlich größerer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anstoß der äußern Bewegung für sich allein jemals genügt hätte.

Man kann zweifeln, ob selbst diese innerliche Lebendigkeit einer Menge doch immer zerstreuter Elemente uns die übereinstimmende Harmonie der aus ihnen entspringenden Bildungen erklären könne; eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß in allen Elementen eine gewisse Zweckmäßigkeit des Wirkens nicht nur mit den Grundvorstellungen der mechanischen Ansicht vereinbar, sondern kaum mit Recht von ihnen trennbar ist. Darin stimmen wir alle überein, daß die Kräfte, mit denen die Dinge wirken, nicht ihrer schon fertigen Natur nachträglich eingeprägt sind; wer von der Kraft eines Elementes spricht, meint unmittelbar damit, sie sei *seine* Kraft, nicht in dem Sinne eines zufälligen Besitzes, der auch fehlen könnte, sondern so, daß sie nur der nothwendige und consequente Ausfluß seines eigenen Wesens sei. Aber auch dies drückt noch nicht vollständig die Meinung aus, die wir zu hegen haben und wirklich hegen. Wenn Jemand behauptete, eben diese eigene innere Nothwendigkeit und Consequenz jedes Wesens füge es nun so, daß alle seine Rückwirkungen auf äußere Reize nur zu seiner eignen Vernichtung oder doch zur Verschlechterung seiner inneren Zustände führen müßten, so würden wir an dem unwillkürlichen Widerstreben gegen die Ungereimtheit dieser Meinung inne werden,

wie sicher wir im Stillen das entgegengesetzte Verhalten voraussetzten. Wir werden zugeben, daß zwar in einem zusammengesetzten Gebilde die gegenseitige Stellung der Theile sich so unheilbar verschieben könne, daß jede noch versuchte Rückwirkung des Ganzen nur sein Verderben beschleunigt; aber wir werden nicht zweifeln, daß jedes einfache Wesen doch an sich nur solche Wirkungen entfalten werde, die geeignet sind, die zufällige Lage, in die es gerathen ist, mit den Bedingungen seiner Fortdauer auszugleichen. So weit seine Thätigkeit sich auf diese Aufgabe der Selbsterhaltung bezieht, wird sie uns als eine nothwendige und selbstverständliche erscheinen; mit geringerer Sicherheit werden wir die Vermuthung hinzufügen, daß sie zugleich ein Streben der Selbstentwicklung und Vervollkommnung einschließe. Freilich der Name des Strebens wird doch dem, was wir meinen, nicht eigentlich zukommen. Denn ohne von außen angeregt zu sein, wird jedes Wesen auch für uns in der Ruhe seines ursprünglichen Zustandes verharren, und jede Rückwirkung nur durch einen äußeren Reiz ihm abgewonnen werden. Und sie selbst, diese Rückwirkung, wird nicht eine planvolle Thätigkeit sein, welche die Phantasie des Wesens hinblickend auf ein ihr vorschwebendes Bild einer günstigeren Lage aus sich entwickelte; sie bleibt vielmehr stets die nothwendige und unvermeidliche Folge aus dem Zusammentreffen der Natur gerade dieses Wesens mit gerade diesem Reize. Und eben deswegen, beschränkt auf die Aufforderung, die ihr zu Theil wird, muß diese Wirksamkeit sich begnügen, das kleine Element von Zweckmäßigkeit hervorzubringen, das durch diese Aufforderung motivirt wird; zwar bereit, einem folgenden Reize mit einem eben so zweckmäßigen zweiten Element des Wirkens zu antworten, wird sie doch aus sich selbst heraus keine weitgreifenden Pläne zusammenhängender Entwicklung spinnen.

Ohne nun diese Ansicht von einem Princip des Fortschrittes, das in jedem Seienden liege, als eine theoretische Lehrmeinung aufzustellen, dürfen wir doch versuchen, sie unter die Hülfsmittel unserer Erklärungen aufzunehmen. Denn unter den unzähligen

ursprünglichen Thatsachen, deren irgend welche wir voraussetzen müssen, dürfen die vernünftigen und sinnvollen nicht vorzugsweis zu Gunsten der sinnlosen ausgeschlossen werden. Mehr aber behaupten wir nicht, als daß dieser Zug innerlicher Zweckmäßigkeit zu jener thatsächlichen Natur der Wesen gehöre, auf welche die mechanische Ansicht ihre Gesetze anwendet. Angewandt auf eine solche Natur, werden diese Gesetze zu einer sinnvollen Formenwelt führen, mit derselben Nothwendigkeit, mit der sie, auf eine andere ursprüngliche Natur der Elemente bezogen, zwar auch ein mannigfaltiges Reich von Gestalten, doch nicht dieses erzeugt haben würden, dem unsere Bewunderung und unser untersuchendes Interesse gilt.

Vielleicht scheint Manchem diese Betrachtung plötzlich ganz die Grenzen dessen zu verrücken, was auch unser Sprachgebrauch bisher mit dem Namen des Mechanismus bezeichnete. Man wird glauben, das Thor einer mystischen Schwärmerei aufgethan zu sehen, die alle früher so scharf begrenzten Umrisse unserer Ueberzeugungen zu verwischen drohe. Dennoch haben wir hier nur einen Zug hervorgehoben, der unsern Gedanken immer zu Grunde lag, und dessen keine noch so streng mechanistische Ansicht sich zu entschlagen nöthig hat. Jede Rechnung, sobald sie mehr als eine Betrachtung reiner Zahlenverhältnisse sein, sobald sie Anwendung auf Wirkliches gewinnen will, muß die Natur dieses Wirklichen als unabhängig gegeben voraussetzen. Was die Dinge an sich selbst sein mögen und wie sie im Sinne haben, auf einander zu wirken, das ist ihre eigene Sache, und keine mechanische Theorie kann im Voraus die Tiefe ihres Wesens ermessen und ihnen vielleicht nur einige wenige Eigenschaften, nur wenige einfache Wirkungsformen mit Ausschluß anderer zugestehen wollen. Erst in dem Augenblicke, wenn diese Eigenschaften und Wirkungsweisen als Größen, und zwar als solche Größen auftreten wollen, die auf einen gemeinsamen Maßstab der Einheit zurückführbar sind, erst dann wird der Mechanismus dem an sich nicht durch ihn bestimmbaren Wesen der Dinge bemerklich machen dürfen, daß es mit diesem Schritte sich für die Zukunft gebunden hat, und daß ihm der

Werth und die Endform ſeiner Wirkungen von jetzt an durch die allgemeinen Geſetze zugemeſſen werden, die überall das Ergebniß jeder beſtimmten Beziehung zwiſchen Größen beherrſchen. Mit welchen Eigenſchaften alſo, mit welchen inneren Trieben die Natur der Dinge dieſes Gebiet der Berechenbarkeit betreten will, bleibt ihr ſelbſt überlaſſen; nachdem ſie ſich aber einmal zu einer beſtimmten Form ihres Seins und Wirkens bekannt hat, kann ſie nicht mehr verhindern, daß die Geſetzlichkeit des Mechanismus ihr in jedem Falle nach allgemeinen Regeln die Conſequenz ihres Geſtändniſſes ziehe. Eine philoſophiſche Betrachtung mag ſich an der Frage verſuchen, welche Natur und welche Triebe zu haben den Dingen in dem vernünftigen Zuſammenhange der Welt erlaubt ſei; die Naturforſchung hat immer nur zu unterſuchen, welche Weiſen der Thätigkeit wirklich vorkommen oder zur Erklärung der Thatſachen vorausgeſetzt werden müſſen; aber ſie verkennt ihre Aufgabe, wenn ſie mehr als eine Bearbeitung der Data ſein will, die ihr von der Natur der Dinge geliefert werden. Ein ſolcher zugleich engherziger und unbeſonnener Uebergriff war es, wenn die mechaniſchen Theorien der Vorzeit die Elemente, aus denen ſie die Welt zu erbauen dachten, von jeder innern Eigenthümlichkeit jeder verborgenen Eigenſchaft ihres Weſens völlig zu entleeren ſuchten und ſie nur als gleichartige im Raum zerſtreute Anknüpfungspunkte für Wirkungen, ja nicht dies einmal, ſondern nur als Punkte faſſen wollten, die einen Stoß aufzufangen und dadurch in Bewegungen zu gerathen fähig wären. Es iſt nur ein geringer Schritt der Umkehr, die innere Leerheit dieſer Punkte wenigſtens mit anziehenden und abſtoßenden Kräften wieder zu füllen, ſo lange auch dieſe Kräfte nur als hinzukommend, nicht als hervorgehend aus der Natur der Elemente gelten ſollen. So wenig die Naturwiſſenſchaft als ſolche ſich mit den innern Zuſtänden der Dinge zu beſchäftigen hat, die ſie nicht beobachten kann, ſo ſehr müſſen wir doch bei der Bildung unſerer höchſten Grundbegriffe auf das Daſein dieſes innern Lebens Bedacht nehmen, und anſtatt es zu leugnen, haben wir uns vielmehr auf

seinen größten Reichthum gefaßt zu machen, um überall, wo in Zukunft seine Einflüsse auf den Gang der Erscheinungen deutlicher hervortreten sollten, unsere Auffassungsweisen bis zur Möglichkeit einer Verwerthung derselben zu vervollkommnen.

An jener leeren Stelle nun, welche die mechanische Ansicht lassen muß, setzen wir unsere Vermuthung ein. Können wir nicht im Voraus bestimmen, welcherlei Rückwirkungen jedes Wesen im Zusammenstoß mit andern entfalten, und welchen Stoff es mithin der Berechnung darbieten werde, so können wir uns als Hypothese über diesen unbekannten Punkt die Annahme gestatten, daß ein Zusammentreffen oder eine Reihenfolge verschiedener Bedingungen, die auf ein Element wirken, in ihm Thätigkeiten entzünde, die neben der Selbsterhaltung eine Vervollkommnung der innern Zustände erstreben. Nur den falschen Nebengedanken müssen wir abhalten, als gäbe nun dies Bestreben des einzelnen Wesens ihm zugleich eine unbeschränkte Macht über andere. Wäre dies Wesen eine Seele, und hätte das Zusammensein mit anderen Elementen in ihr das Streben erzeugt, sich durch Umgebung mit einem geordneten System von Stoffen eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verschaffen, so würde doch daraus der Seele noch keine schrankenlos gestaltende Kraft erwachsen, so daß ihrem Walten gehorsam der organische Leib entstände. Eine hinauswirkende Kraft wird doch jeder innere Zustand des einen Wesens nur besitzen, wenn die allgemeine Gesetzlichkeit des Naturlaufs es gestattet und befiehlt, daß ihm ein anderer Zustand eines anderen Wesens nachfolge; und so werden auch hier die umgebenden Elemente nicht dem Wunsche der Seele zu Liebe sich in eine ihr angenehme organische Form verbinden, sondern nur dann und nur so weit werden sie ihm gehorchen, als sie gezwungen werden und als die verlangte Form ihren eigenen inneren Zuständen dieselbe Befriedigung gewährt. Ungebrochen wird daher die strenge Nothwendigkeit des Mechanismus noch immer über die Bildung der Dinge herrschen, nur daß sie nicht ausschließlich an äußere Zustände andere äußere Zustände knüpft, sondern an jedem Punkte ihres

Verlaufes in das Innere der Elemente hinabsteigt und den vernünftigen Regungen, die sich dort entwickeln, einen gesetzlich abgemessenen Einfluß auf die Gestaltung der weitern Zukunft zugesteht. Einzelne glückliche Fälle wird es daher geben können, in denen viele Elemente, ursprünglich durch einen Zufall zusammengeführt, in einer und derselben Anordnung, der sie sämmtlich zustreben, alle zugleich die Befriedigung der neuen Bedürfnisse finden, die ihre Begegnung in ihrem Innern erweckte. Diese glücklichen Erzeugnisse, in welchen sich das, was für die einzelnen Theile zweckmäßig ist, zum zweckmäßigen Gleichgewicht eines Ganzen summirt, werden die lebendigen Geschöpfe sein, und eben so wie hier ihre erste Entstehung, werden wir auch den Mechanismus ihrer Fortpflanzung und Erhaltung von dieser inneren zweckmäßigen Regsamkeit durchdrungen glauben.

Wir können uns Sinn und Hergang solcher Ereignisse verdeutlichen, wenn wir uns der Schicksale und der Formen geselliger Bildung erinnern, die aus der Begegnung menschlicher Persönlichkeiten entspringen, und die ja eine überall verbreitete Meinung auch am richtigsten durch die Benennung organischer Gestaltungen zu bezeichnen glaubt. Weder eine Reihe äußerer Anstöße fügt aus dem Stegreif augenblicklich die Vielen in zufriedenstellende Formen des Verkehrs zusammen, noch findet ihr eigner innerer Trieb ohne Umwege die passende Ordnung ihres Zusammenseins heraus, in der sie ruhen könnten; eben so wenig endlich ist die Organisation der Gesellschaft das Werk einer bewußten künstlerischen Absicht, die von Anfang an planmäßig wirkend, außer und über den Einzelnen schwebend, sie in die ihnen zukommenden Stellungen gerückt hätte. Jede Berührung zufälligen Ursprunges erregt in denen, die ihr ausgesetzt waren, Eindrücke und Rückwirkungen, die zunächst nur atomistisch eine Befriedigung der augenblicklich entstandenen Wünsche und Bedürfnisse suchen und in diesem Suchen theils die äußere Lage der Umstände verschieben, theils selbst neue Gefühle von den Vortheilen und Nachtheilen der erfolgten Verschiebung erhalten. Häufig in Widerspruch unter einander, bedingen diese inneren

Bewegungen der Einzelnen manche vorübergehende gesellige Einrichtung, deren Gewinn und Druck immer von neuem wieder auf die ganze verbundene Vielheit und auf jeden Einzelnen in ihr zurückwirkt, bis endlich nach vielen Wandlungen sich haltbarere Formen des Zusammenlebens festsetzen, in denen die Bedürfnisse der Theile in Einklang mit den Daseinsbedingungen des Ganzen gesetzt sind. So verband also eine zufällige Berührung das innere Leben der Geister zu einer Wechselwirkung, in deren Fortgang ohne die organisirende Absicht eines Einzigen, wohl aber durch das Zusammenwirken der Elemente vernünftiger Thätigkeit, die von jedem Einzelnen ausgingen, allmählich das Unzweckmäßige von selbst sich ausschied; eine Gleichgewichtslage wurde erreicht, in der die verbundenen ruhen, sei es, daß jedes befriedigt ist, oder daß die Unbefriedigung einzelner durch irgend einen Gegendruck wenigstens die Kraft zur Erregung neuer Unruhe eingebüßt hat. Nur die Fähigkeit, durch die Umstände innerlich zu leiden und aus diesem Leiden mit vernünftiger Nothwendigkeit bessernde Rückwirkungen zu entwickeln, haben wir den körperlichen Elementen zuzugestehen, um zu begreifen, wie auch aus ihrem chaotischen Zusammenkommen organische Gestalten von sinnvoller Bildung hervorgehen, nicht plötzlich und auf einmal fertig, sondern als Erzeugnisse einer langen und ernsthaften Arbeit der Wechselwirkung, so wie noch jetzt die Natur keines dieser Geschöpfe fertig geboren werden läßt, sondern jedem zumuthet, sich auf einem langen mühsamen Bildungswege aus seinem Keime zu entwickeln. So viele solcher Keime nun das Chaos zusammenführte, so viele theils glückende theils mißglückende Versuche, zu jenem Gleichgewicht zu gelangen, konnten sich entspinnen. Zerfällt endlich die Anzahl der Geschöpfe in eine Stufenreihe von Gattungen und Gruppen, durch die hindurch deutlich die Herrschaft weniger allgemeiner Typen geht, so bedarf auch dies zur Erklärung nicht die Annahme eines überall sich selbst gleichen Gedankens, der alle geschaffen, sondern nur die Voraussetzung, daß die Elemente selbst keine unermeßliche Mannigfaltigkeit, sondern nur eine endliche Anzahl von Unterschieden in sich

ſchloſſen. Dann mußte auch durch ihre Combinationen und deren Entwicklung hindurch eine Vielheit gleichartiger Züge und vergleichbarer Formen des Geſchehens ſich erhalten.

Enden wir nun dieſes Wechſelgeſpräch der ſtreitenden Parteien. Es iſt klar, wohin die mechaniſche Anſicht zielt. Indem ſie behauptet, Ordnung erzeuge ſich unvermeidlich allemal, wie wild und verworren auch die Anfänge der Welt geweſen ſein möchten, will ſie uns den Gedanken an die Einheit eines zuſammenfaſſenden Schöpferwillens abgewöhnen. Wie rettet ſie nun die Einheit der Natur bei dieſem Polytheismus der Urſprünge? Dieſen Einwurf wird man als den letzten und unaufhebbarſten nicht ſelten wiederholt hören, und doch wüßte ich nicht, daß wir ihm nicht leicht begegnen könnten. Denn es iſt ja doch auch eine Einheit der Natur, die uns auf dieſem gemißbilligten Wege entſteht, nur eben daß ſie entſteht, daß ſie als letztes Ergebniß der Arbeit einer Vielheit zu Stande kommt, nicht aber als leitender Grund dem Daſein der Mannigfaltigkeit vorangeht. Iſt ſie aber dadurch ſchlechter geworden, daß ſie dieſe Geſchichte hat? Wenn in der menſchlichen Geſellſchaft allmählich ſittliche Mächte hervortreten und emporwachſen, wenn allgemeine Anſichten über Kreiſe von Pflichten, wenn übereinſtimmende Bekenntniſſe über die Leiſtungen, die jedem Einzelnen die augenblickliche hiſtoriſch motivirte Lage ſeines Volkes, über die Schranken, die ihm die nationale Sitte gebietet, wenn ſolche beſſere Einſichten über die nothwendigen Ziele des Strebens und die zulänglichen Mittel zu ihrer Erreichung allmählich ſich Bahn brechen: ſind alle dieſe Formen der Humanität von wenigerem Werth, weil ſie nicht ſchlank und ohne Umwege aus der Einheit eines Civiliſationskeimes hervorſproßten, ſondern als glückliche Lagen eines endlich erlangten Gleichgewichtes auf dem Kampfe unzähliger Leidenſchaften und widerſtreitender Intereſſen beruhen? Nun, dieſe Einheit, die gewordene der Verſöhnung, beſitzt die Natur auch; ſo wie ſie jetzt iſt, ſetzt ſie nicht mehr den wüſten

Streit der Elemente fort; ruhige, feste Niedersetzungen haltbarer Gebilde umgeben uns, allmählich entwickelte große und beständige Gewohnheiten des Wirkens gehen organisirend und regelmäßig durch die Fülle des Geschehenden; die Gesammtheit der Dinge hat entweder bereits die friedliche Lage aller gegen alle gefunden, die keine andere Unruhe mehr außer der einer geordneten Fortentwicklung gebiert, oder wenn es irgendwo noch ein regelloses Ringen der Kräfte gibt, so wird auch dessen Zukunft für unsere Ansicht nicht minder tröstlich erscheinen als für jene, welche die Einheit des Planes an den Anfang der Ereignisse setzt.

Wir irren uns in nichts leichter als in unserem Urtheil über die Formen des Daseins, die wir zur Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche für unentbehrlich halten. Eingewöhnt in liebgewordene Weisen der Befriedigung, mißtrauen wir jeder neuen Lage und jedem Umschwung der Dinge, während doch der frisch gewagte Versuch uns lehren würde, daß auch die neuen Verhältnisse ihre Quellen des Genusses haben. Vielleicht gehört jene Meinung von der nothwendigen Anfangseinheit der Natur zu diesen Täuschungen. Vielleicht hatten wir Unrecht, früher zu behaupten, die Freude an jedem Gemälde werde schwinden, wenn es nicht möglich sei, an die Einheit der Phantasie zu glauben, die es bildete. Und in der That, wenn wir eine Landschaft bewundern, können wir doch kaum ernstlich die Illusion festhalten wollen, es sei ein Hauch der Natur gewesen, der mit der zusammenfassenden Einheit einer poetischen Phantasie die vielfachen und unvergleichbaren Bestandtheile dieses Bildes zusammenführte. Jene Hütten und Ruinen waren nicht vorhanden in dem Plane der Naturkräfte, die diese Berge thürmten, den Samen zu diesen Pflanzen, deren abwechselndes Grün uns entzückt, trugen regellose Winde, einer nicht wissend vom andern, in dieses Thal zusammen, und die Sonne, wenn sie seine heimliche Stille röthlich vergoldet, scheint dabei von einer Bahn herab, die über Allem geht, und durch Nebel, die von andern Gegenden des Erdballs aufsteigen. Es ist ohne Zweifel eine Vielheit der Anfänge in diesem Bilde; sein Zauber

liegt in dem Vertrauen und in der Ruhe gegenseitigen Verständnisses, mit welchem dies ursprünglich einander Fremde sich zusammenschließt, und jedes mit dem andern das Glück einer befriedigenden Verknüpfung theilt.

Nur Eines scheint bis zuletzt der mechanischen Ansicht unerreichbar: der Gedanke einer Bestimmung. So lange wir Einen Grund der Welt verehrten, wußten wir uns aufgenommen in Einen großen Weltbau, der in dem Zwecke einer Absicht gipfelte; mitthätige Arbeiter an diesem Bau fanden wir in der Bestimmung, die er uns auferlegte, die Rechtfertigung unsers Daseins und die Richtschnur unserer Bestrebungen. Eine Welt, die aus unzähligen Anfängen zusammenrinnt, hat kein Ende und keine Aufgaben; wie sie auch sein mag, sie hat ein Recht so zu sein, wie sie ist, und weder sich selbst noch ihren einzelnen Elementen legt sie die Pflicht auf, einem noch unerreichten Ziele nachzujagen. Ueberall muß in ihr die Thatsache herrschen und das Thatsächliche im Recht sein, während all unser menschliches Empfinden sich von der Verpflichtung gebunden weiß, noch nicht vorhandenes Ideales zu verwirklichen. Täuscht uns nun die mechanische Ansicht um diesen Gedanken und sucht ihn uns unvermerkt zu entwenden? Ich glaube im Gegentheil, daß sie ihn in anderer Form auch kennt. Sie weiß nicht davon zu erzählen, daß eine weise Absicht das Gefühl sittlicher Verpflichtung und die Musterbilder sittlicher Ideale in die lebendigen Seelen gelegt habe, und sie verwickelt sich darum nicht in die Schwierigkeit der Frage, wie mit dieser absichtlichen Stiftung des Keimes die unzähligen Hindernisse zusammenstimmen, die der Weltlauf seiner Entwicklung entgegenstellt. Sie weiß nur, daß auch diese inneren Regungen mit zu dem thatsächlichen Bestande gehören, welcher die Natur der Seelen ist, und indem sie den sittlichen Trieb als eine jener Kräfte betrachtet, die zu gegenseitiger Begegnung und Bekämpfung in den Verlauf der Dinge eintreten, verlangt sie nicht, daß alle übrigen Umstände ihm entgegenkommend sich fügen sollen, aber sie vertraut darauf, daß er in der Wechselwirkung aller sich gleichfalls werde

gelten machen. Weit entfernt von jenem wunderlichen Materialismus, der es für eine Aufgabe hält, aus ungeistigem Stoff die geistige Lebendigkeit wie eine Zugabe hervorgehen zu lassen, deren geringer und prekärer Werth keine eigenthümlichen Ansprüche dem allein wahren Stoffe gegenüber erheben dürfte, wird die mechanische Ansicht vielmehr glauben können, gerade in jener Thatsache des sittlichen Triebes einen der wichtigsten und ursprünglichsten Züge der Seele zu finden, aus dem alle andern gesetzlichen Formen ihres Verhaltens nur wie folgerechte Selbsterhaltungen hervorgehen. Daß es Wesen gibt, die sich und ihren Aeußerungen einen Werth bestimmen, sich selbst anklagen und entschuldigen, weder diese Thatsache noch die unbedingte Hoheit des Gebotes, das in ihr liegt, wird diese Auffassung bezweifeln oder verkleinern, und wenn sie nicht lehren kann, daß *über* dem Einzelnen Ideale schweben, zu deren Erfüllung er bestimmt sei, so erkennt sie doch an, daß *in* jedem Einzelnen sich ein Ideal entwickeln könne, von dem er sich nur um den Preis seiner Selbstverurtheilung lossagt.

Drittes Kapitel.

Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwicklung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Thierreich und seine typischen Formen.

Ich glaube nicht, daß die Vorliebe für das Chaos den Ursprung der Welt aus ihm noch durch andere Gründe außer denen, die unsere letzte Betrachtung ihr darbot, würde zu beweisen wissen. Sind diese alle unfähig gewesen, die Stimme einer entgegenstrebenden Ueberzeugung zu unterdrücken, so beklagen wir dies nicht,

denn längſt haben unſere früheren Ueberlegungen uns auf einen andern Weg gewieſen, von dem aus wir nur noch einmal die geſammelte Kraft der mechaniſchen Weltauffaſſung zu überblicken ſuchten. Hat nun unſer Blick jetzt länger auf ihr gehaftet, als Manchem nöthig geſchienen haben mag, ſo geſchah es, weil wir ihre Anſprüche ſo verächtlich doch nicht finden konnten, wie ſie der Zuverſicht des entgegengeſetzten Standpunktes vorkommen mögen. Sie gleicht einem Feinde, deſſen innere Organiſation zu groß iſt und zu eng geſchloſſen, als daß es gelingen könnte, ihn einfach zu vernichten; man muß ihn mit der ganzen geſchulten Kraft, mit welcher er widerſtand, in das eigene Gemeinweſen aufnehmen und ſeiner Thätigkeit in dieſem einen Schauplatz nützlicher Wirkſamkeit eröffnen. In der That würden wir die einzelnen Gedanken, die wir beleuchteten, nicht ſo ausführlich berückſichtigt haben, wenn ſie nicht innerhalb der andern Auffaſſungsweiſe, deren Vertretung uns zufällt, als untergeordnete Glieder eine Geltung fortbehielten, die ſie als unabhängige Weltanſicht allerdings nicht behaupten können.

Als ich dem langſamen Gange meiner Darſtellung vorgreifend in einer vorläufigen Ueberſicht die Richtung anzudeuten ſuchte, welche ſie nehmen wird, wies ich darauf hin, wie jeder Verſuch, aus dem formloſen Chaos das nothwendige Hervortreten einer Sichtung und Ordnung der Dinge abzuleiten, auf der einen Vorausſetzung beruhe, daß ein Reich allgemeiner und unbedingt geltender Geſetze allen Elementen mit immer gleichem Gebote die Form und Größe ihrer Wechſelwirkungen vorzeichne (I, 411ff.). Unſere letzten Erörterungen werden dies beſtätigt haben. Denn wie freigebig wir auch immer den etwas ärmlichen Vorrath an Erklärungsmitteln, den die gewöhnlichſten Meinungen benutzen, durch das Zugeſtändniß innerer Lebendigkeit und Regſamkeit in den Elementen ſelbſt bereichern, und wie ſehr wir auch die Rückwirkungen, die jedes entfaltet, nur aus der Conſequenz ſeiner eignen ſpecifiſchen Natur ableiten mochten: immer blieb es gleich nothwendig, daß ein allgemeines Recht alle Weſen verbinde und ihren Wechſelverkehr beherrſche. Denn jede Rückwirkung ſetzt zu ihrem Entſtehen nach

wie vor dies voraus, daß der Zustand des einen Elementes eine Aufforderung für das andere enthalte, auch den seinigen zu ändern, daß also dies letztere von jenem ersteren leiden könne. Mag es daher seine Selbstvertheidigung nach der Eingabe seines eignen Genius ordnen, so wird doch stets dies, daß ihm eine Gefahr drohen konnte, nur unter Voraussetzung eines alle umfassenden Gesetzkreises begreiflich sein, der mit jeder bestimmten Lage der Dinge ein bestimmtes Leiden in ihnen zusammenzwingt. Und am Ende, jene innere Consequenz des eignen Wesens selbst, setzt sie nicht ebenfalls diese allgemeine Gesetzlichkeit alles Verhaltens in der Welt voraus? Auch eine freie innere Entwicklung wird ja folgerecht nur darum heißen können, weil die Verknüpfung ihrer einzelnen Schritte einem außerhalb gelegenen Maßstabe entspricht, einer allgemeineren Nothwendigkeit, die darüber entscheidet, welche eigenthümliche Folge mit Recht aus welchem eigenthümlichen Grunde hervorgehen kann. Jeder Weltlauf, der die einen Ereignisse als möglich zulassen, die andern als unmöglich ausschließen, einige als nothwendig fordern, ja selbst wenn er irgendwelche einer freien Wahl anheimstellen wollte, wird über diese verschiedenen Fälle nur nach einem allgemeinen Rechte urtheilen können, und das Chaos wird Ordnung nur entwickeln, sobald nach dem Gebote dieses Rechtes die hinfälligen und haltlosen Combinationen der Dinge den festeren und in sich übereinstimmenden zu weichen genöthigt sind. Geht daher die mechanische Ansicht von einer Vielheit der seienden Elemente aus, so hält sie um so fester die Einheit des allgemeinen Gesetzkreises, dessen Herrschaft aus der planlosen Unordnung jener Anfänge allmählich die Umrisse eines nun inne zu haltenden Planes ausarbeitet.

Aber wir haben uns überzeugt, wie unmöglich es ist, dieses Reich der Gesetze als eine selbständige, den Dingen vorangehende und über ihnen schwebende Macht zu denken; unvermeidlich wurden wir dahin gedrängt, dies eine Band, sobald es seine vereinigende Kraft über die zersplitterte Mannigfaltigkeit der Elemente bethätigen soll, als Ein wirkliches unendliches Wesen zu fassen,

deſſen innerlich gehegte Theile alle endlichen Dinge ſind. Nur ſo konnten die Wechſelwirkungen, auf denen der Lauf der Ereigniſſe beruht, über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen Elemente trennt, und welche ſie auf ewig von einander ſcheiden würde, ſo lange ſie nicht aus der gemeinſamen Subſtanz, aus welcher ſie hervorgehen, die Möglichkeit und die Verpflichtung einer lebendigen gegenſeitigen Beziehung und eines Austauſches ihrer innern Zuſtände entlehnten (I, 415). Könnte uns daher die Betrachtung des Inhaltes der Natur und die Erwägung der Zweckmäßigkeit ihrer Bildungen zweifelhaft laſſen, ob nicht dennoch ihre Entſtehung aus zerſtreuten und zuſammenhangloſen Anfängen möglich wäre, ſo wird dagegen die Thatſache, daß es überhaupt Wechſelwirkungen gibt, uns zu dem Glauben an eine reale Einheit aller Dinge und an eine gemeinſame Quelle nöthigen, aus der ſie gefloſſen ſind.

Indem wir jetzt verſuchen, die Folgen dieſer Ueberzeugung zu entwickeln, müſſen wir uns hüten, nicht mehr Ergebniſſe von ihr zu verlangen, als ſie bieten kann. Der Weg, auf welchem wir zu dem Begriffe dieſes höchſten Grundes gelangten, hat uns nichts von ihm kennen gelehrt, als daß er ein Wirkliches und daß er Eines und daſſelbe in allen einzelnen Dingen iſt; aber er hat uns nichts verrathen über den Inhalt und die lebendige Natur ſeines Weſens ſelbſt, mit welcher er dieſe Form der Einheit und Unendlichkeit ausfüllt. Aus einem ſo unbekannten höchſten Grunde können wir nicht wagen wollen, den Hergang der Weltſchöpfung in einer anſchaulichen Erzählung abzuleiten; wir können eben ſo wenig verſuchen, die inhaltvolle Naturordnung im Voraus zu beſtimmen, in welche die ſchaffende Kraft dieſes Princips hätte ausbrechen müſſen, deſſen Abſichten und Strebungen uns ja die Unbekanntſchaft mit der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens verbirgt. Wir können nur diejenigen Folgen entwickeln, die aus dem formalen Charakter der Einheit hervorgehen und die unabhängig von

der Natur deſſen, was der höchſte Grund iſt, in jeder Schöpfung, die aus Einem entſpringen ſoll, als nothwendige Züge ihrer Organiſation wiederkehren würden. So beſchränkt dieſe uns erlaubten Folgerungen ſind, ſo gehen ſie doch ſchon weit über das hinaus, was unſere bisherige Erfahrungserkenntniß zu beſtätigen vermag, und wir können ſie nur als nothwendige leitende Maximen unſerer Unterſuchungen, nicht als beobachtbare Thatſachen bezeichnen.

Wie auch immer der Hergang ſein mag, durch den aus dem Einen das Viele entſteht, immer würde es der Einheit widerſtreiten, wenn aus ihr eine zufällige unbeſtimmte Vielheit entſpringen ſollte. Die Mannigfaltigkeit der Elemente wird vielmehr von Anfang an ein abgeſchloſſenes Syſtem bilden, das in ſeiner Ganzheit zuſammengefaßt einen Ausdruck der ganzen Natur des Einen bildet. Nicht ſo, als zerfiele das Eine wie eine Größe in eine Anzahl neben einander gelegener Theile, deren vollſtändige Summe man nehmen müßte, um das Eine wieder zu erhalten; ſondern kein einzelnes endliches Element würde der Grund aus ſich ſchaffend entlaſſen, ohne zugleich eine beſtimmte Menge anderer hinzuzufügen, die mit jenem zuſammengefaßt die Wirklichkeit zu ſeiner vollſtändigen Erſcheinung ergänzen. Wie eine verwickelte chemiſche Zuſammenſetzung es nicht verträgt, daß ihr einer ihrer Beſtandtheile allein entzogen wird, wie ſie ſofort vielmehr auch einen zweiten ausſtößt, der nach dem Wegfall des erſten mit dem übrigbleibenden Reſte kein Gleichgewicht mehr finden würde, oder wie ſie einen neuen Beſtandtheil nicht allein aufnimmt, ſondern nur unter der Bedingung, auch einen andern ſich zugleich aneignen zu dürfen, der dieſem Zuwachs ein Gegengewicht in der Conſtellation ihrer innern Kräfte hielte: ebenſo werden wir uns die Summe des Wirklichen als eine geſchloſſene Formel vorſtellen, deren jedes Glied die Summe aller übrigen zu einem vollſtändigen Ausdrucke des gemeinſamen Grundes aller ergänzt.

Von dieſem Gedanken würden wir eine erſte Anwendung auf alle jene urſprünglichen Beſtandtheile zu machen haben, die wir in den Bau der Welt verflochten ſehen oder in ihn verflochten

voraussetzen müssen: auf die verschiedenen wägbaren Grundstoffe der Natur, auf die unwägbaren Elemente, falls die fortschreitende Erkenntniß ihre Annahme beizubehalten genöthigt wäre, auf die geistigen Naturen endlich, wenn die verschiedenen Formen des Seelenlebens uns nicht als verschiedene Entwicklungshöhen derselben Wesen erklärbar schienen.

Während unsere Erfahrung, fast ganz auf die Erde beschränkt, die chemischen Elemente noch einzeln aufgreift, der Fortschritt der Entdeckungen ihre Anzahl verändert, ihr Nebeneinandervorkommen eine zufällige und principlose Thatsache scheint, wird für uns das Dasein jedes Elementes vielmehr das Dasein aller übrigen als nothwendige Folge einschließen und die Gesammtheit aller ein abgeschlossenes System bilden. Jedes Glied dieser Reihe mit seinen eigenthümlichen Eigenschaften und Wirkungsfähigkeiten hat seine nothwendige Stelle zwischen den übrigen und setzt mit ihnen allen einen weder vermehrbaren noch verminderbaren, sondern vollständigen Ausdruck der Natur des allgemeinen Stoffes zusammen.

Wenn ferner für unsere Erfahrung die Menge und die Vertheilung der Atome jedes Elements aller Regel zu entbehren scheint, so müssen wir doch auch diesem Anschein entgegen den Gesammtbetrag jedes einzelnen Elements und die Zerstreuung seiner Theile im Raume durch eine Formel bestimmt denken, die jedem Stoffe mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit seiner Natur sowohl die Menge, in der er vorkommen soll, als die Orte vorzeichnet, von denen aus seine Atome ihren Wechselverkehr mit anderen zu beginnen hatten. Die gegenwärtige Lage der Natur, durch unzählige gesetzliche Entwicklungen und im Kleinen durch Eingriffe gesetzloser Willkür verschoben, gestattet uns nicht, die Regelmäßigkeit jenes ersten Weltaugenblickes zurückzuberechnen; nur daß sie stattgefunden, dürfen wir glauben, aber weder das Bild einer gleichmäßigen Vertheilung aller Elemente durch alle, noch selbst das andere einer irgendwie symmetrischen Gruppirung der verschiedenen kann als die nothwendige Form jener Ursprungslage der Dinge gelten. Und eben so wenig entscheidet unsere Voraussetzung darüber,

ob die Menge des Wirklichen begrenzt oder unbegrenzt ist. Wäre die Eigenschaft der Unendlichkeit mit der der Einheit verbindbar, so würde zwischen Elementen, deren jedes in eine unendliche Anzahl von Atomen zerfiele, eine Verschiedenheit ihrer Gesammtmengen doch eben so denkbar sein, wie zwischen Winkelflächen, deren jede sich ins Unendliche ausdehnt, dennoch bestimmte und berechenbare Größenunterschiede bestehen.

Die Welt ist endlich keine ruhende; nicht nur in der einmaligen Bildung eines Augenblicks darf dieses innere Gleichgewicht vorkommen; die Einheit muß sich erhalten in jedem Momente der ablaufenden Entwicklung. Jeder Querschnitt gleichsam, den wir aus der Geschichte der Natur herausheben, muß in den neuen Lagen, welche in ihm die Elemente durch die inzwischen erfolgten Veränderungen angenommen haben, einen neuen und eben so vollständigen Ausdruck jener Zusammenstimmung aller Theile zu dem Sinne des Ganzen darbieten. Keine ursprüngliche Bewegung des kleinsten Atomes dürfen wir deshalb annehmen, die nicht von Anfang an mit den Bewegungen aller übrigen zu einem harmonischen Ganzen abgeglichen gewesen wäre; keine einmal entstandene könnte sich selbst überlassen fortgehen, ohne durch ihre Beziehungen zu den übrigen, in deren Gemeinschaft sie an demselben Weltbau zu arbeiten bestimmt ist, von jeder eigenwilligen Bahn beständig zum allgemeinen Einklang wieder zurückgelenkt zu werden. So wie in jedem abgeschlossenen Organismus die Verrückung eines Atomes den Bestand des Ganzen ändert und stört und nur ertragen wird, so weit die übrigen Bestandtheile durch entsprechende compensirende Verrückungen ein neues Gleichgewicht herstellen, so wird auch der Naturlauf diese Reizbarkeit besitzen, keinem Ereigniß eine isolirte Entwicklung zu gestatten, ohne daß die Gesammtheit der übrigen Wirklichkeit deren störenden Einfluß durch ausgleichende Veränderungen beseitigte. Aber nicht jeder Theil eines organischen Leibes hängt gleich nahe und gleich wichtig mit den übrigen zusammen, so daß seine Veränderung einen merkbaren Einfluß auf die Zustände des Ganzen ausüben müßte; dem ähn-

lich ist auch nicht jedes Ereigniß in der Natur von so hohem Werth für den Sinn ihres Gesammtwirkens, daß sie nöthig hätte, mit auffallenden oder auch nur mit bemerkbaren Ausgleichungen sich seiner zu erwehren. Auf den einzelnen Organismus ferner kann aus der Außenwelt, die ihn umgibt, ein unerwarteter Angriff geschehen und sein Leben zu plötzlicher Abwehr aufregen; das Ganze der Natur hat keine Gegend noch um sich, in der sich die drohenden Störungen unbeachtet zum überraschenden Anfall sammeln könnten; in stetiger unabgebrochener Wirksamkeit compensirt es jede Ablenkung im Entstehen. Müssen wir daher den Begriff jener Reizbarkeit als einen nothwendigen Zug jeder mannigfachen Wirklichkeit festhalten, die auf der Einheit eines umfassenden Grundes beruht, so wird doch durch diese Annahme kein unwahrscheinliches Gepräge von Unruhe und Unstetigkeit in das Bild des Naturlaufs gebracht.

Man würde jedoch diese Compensation der Störungen gleich sehr mißverstehen, sowohl wenn man sie nur für eine in dem Fortarbeiten jedes Mechanismus sich von selbst verstehende Erhaltung der Ordnung ansähe, als wenn man in ihr eine von oben her eingreifende dem Mechanismus gänzlich fremde Wiederherstellung dieser Ordnung vermuthete. Wenn alle Wirkungen der Elemente nach allgemeinen Gesetzen erfolgen, die sich nicht für eine besondere Form des herauskommenden Erfolges vorzugsweis interessiren, so ist es weder nothwendig noch wahrscheinlich, daß ein System bewegter Theile, das in seiner Anfangsstellung irgend einem Plane entsprach, auch in dem ganzen sich selbst überlassenen Spiele seines automatischen Weiterwirkens denselben Plan innehalten oder ihn wiederherstellen werde. In jeder Gestalt, die es angenommen hätte, zwar mit den mechanischen Bedingungen des Wirkens übereinstimmend, würde es doch aufhören können, zugleich dem Muster angemessen zu sein, zu dessen Nachbild es bestimmt war. Nun steht dem einzelnen Geschöpf frei, unter solchen Verhältnissen zu Grunde zu gehen, d. h. seinem früheren Begriffe entsagend in andere Formen des Daseins sich zu verwandeln; der Naturlauf

zugleich die Gesammtheit der übrigen Welt in Verwirrung bringen, deren geordnete und regelmäßige Fortexistenz wir doch als Folie für den Glanz des einzelnen wunderbaren Ereignisses voraussetzten. Nur für den einzelnen bestimmten Fall der Wechselwirkung zwischen den wenigen Elementen, an denen das Wunder sich begeben soll, würde die Gültigkeit des Naturgesetzes aufgehoben oder vielmehr ein anderes von momentaner Geltung an seine Stelle gesetzt werden müssen. Es würde schwer sein, von dieser partiellen Aufhebung eines Naturgesetzes sich eine zufriedenstellende Vorstellung zu bilden, die anderswohin ausliefe als in den Gedanken, von welchem wir ausgingen. Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Gültigkeit aufzuheben, sondern indem sie die inneren Zustände der Dinge durch die Kraft ihres inneren Zusammenhanges mit ihnen ändert, verändert sie mittelbar den gewohnten Erfolg des Gesetzes, dessen Gültigkeit sie bestehen läßt und fortdauernd benutzt. Der abgeschlossene und harte Kreis der mechanischen Nothwendigkeit ist nicht unmittelbar dem wunderthätigen Gebote zugänglich und darf es nicht sein; aber die innere Natur dessen, was ihren Gesetzen gehorchen soll, ist nicht durch sie bestimmt, sondern nur durch den Sinn der Welt. Dies ist die offene Stelle, auf welche eine Macht, die im Namen dieses Sinnes gebietet, ihre Einwirkung äußern kann, und wenn unter diesem Gebot die inneren Zustände der Elemente, die Größen ihrer Verwandtschaft und ihres Gegensatzes unter einander sich ändern, so wird die Nothwendigkeit des mechanischen Weltlaufs nicht durch Aufhebung, sondern durch strenge Festhaltung ihrer allgemeinen Gesetze diesen neuen Thatbestand zu äußerer wunderbarer Erscheinung entfalten müssen.

Es kann nicht in der Absicht unserer jetzigen Betrachtung liegen, die Frage zu entscheiden, ob wir dieser Möglichkeit, die wir fanden, eine Wirklichkeit, und welcher Kraft wir die Berechtigung zuschreiben dürfen, den Ablauf der Naturerscheinungen durch die Ungewöhnlichkeit einzelner wunderthätiger Eingriffe zu unter-

brechen. Es kam hier vielmehr auf die Erörterung jener beſtändigen Ordnung an, durch welche die Einheit des unendlichen Weltgrundes ſich in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen bethätigt. Und zu dieſem Zwecke haben wir noch eine Betrachtung hinzuzufügen, eine letzte Folge jener Einheit, doch auch für uns ſelbſt nicht von gleichem Gewicht oder doch nicht von gleicher Art wie die bisher entwickelten.

Wir können zweifeln, ob jene beſtändig fortgehende Ausgleichung, durch welche der Naturlauf ſtets in denſelben Plan zurücklenkt, ſchon hinreiche, um die Einheit des höchſten Grundes in aller Weiſe zu bewahren. Wenn in jedem Augenblicke dieſer ſchöpferiſche Grund vermöchte, dem durch die Bewegungen der einzelnen Elemente wie auseinanderſtrebenden Weltall das Gepräge ſeiner Einheit in immer neuen Formen aufzudrücken, ſo hätte er nun zwar ſeine Einheit gelten gemacht, aber die Veranlaſſungen, ſie gelten zu machen, wären ihm doch von außen gekommen; die ganze Reihe ſeiner ſiegreichen Selbſterhaltungen würde eine zuſammenhangloſe, der Einheit entbehrende Vielheit bilden. Der Menſch, wenn er die Geſchichte ſeines Lebens überblickt, findet in ihr eine unzählige Menge äußerer Zufälle, zuſammenhangslos unter ſich, noch fremder ſeinem eignen Weſen; hat er gleich die Eigenthümlichkeit ſeines Naturells im Kampfe mit ihnen vertheidigt, ſo fühlt er doch eben die Reihe ſeiner Schickſale, die ihm beſtimmte Formen dieſer Selbſterhaltung aufnöthigte, als einen fremden Zwang. Er würde dies Gefühl noch drückender empfinden, wenn er ſich ſagen müßte, daß der günſtigſte Erfolg jedes Kampfes gegen dieſes Schickſal nur die nackte Selbſterhaltung, nur die Rückkehr in den vorigen Stand wäre; denn völlig ſinn- und zwecklos ſchiene die Unruhe einer beſtändigen Aufſtachelung durch äußere Eingriffe, die doch ſtets wieder in die alte Ruhe zurückſänke. Aber wir wiſſen, daß jene zufälligen Anregungen uns doch gefördert haben; ſie riefen Kräfte in uns auf, die über den Sieg hinaus dauerten und einen vollkommneren Zuſtand an die Stelle des unvollkommneren ſetzten. Dadurch daß die Seele,

ſich auf ſich ſelbſt beſinnend, jede erreichte Lage zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwicklung machte, hat ſie in einem noch höheren Sinne, als ſie früher Einheit war, ſich zur Einheit ſelbſt gemacht und die gleichgültige Vielheit ihrer zufällig veranlaßten Selbſterhaltungen in den Zuſammenhang einer fortſchreitenden Entwicklung verbunden. Sie würde glücklicher hierin geweſen ſein, wären die äußeren Anregungen ihr ſtets nach dem Maße ihres Entwicklungsbedürfniſſes zu Theil geworden; aber ſie hat doch auch ſo den völligen Unzuſammenhang ihres Innern überwunden, der wenig übereinſtimmend mit ihrem urſprünglichen Charakter der Einheit geweſen wäre. Dem Ganzen der Natur kommen nicht, wie der einzelnen Seele, die Veranlaſſungen der Selbſterhaltung von außen; es erzeugt die urſprünglichen Bewegungen ſelbſt, deren Fortgang ihm Gelegenheit zu immer erneuter Bethätigung ſeiner Einheit gibt. Um ſo weniger würde es dieſer Einheit entſprechen, wenn die Aufeinanderfolge dieſer Gelegenheiten ein principloſer Zufall bliebe und nicht ſelbſt von dem Sinne der Einheit abhängig wäre, die ſich in ihnen gelten machen will. Die Reihe der Weltaugenblicke kann daher nicht eine Vielheit von Momenten ſein, in deren jedem ſich der Eine Sinn der Welt nur auch erhält; ſie muß vielmehr eine Kette ſein, deren jedes Glied mit allen andern in der Einheit eines Planes zuſammenhängt. In verſchiedenen Formen darf das Eine ſich nur ausdrücken, wenn dieſe Verſchiedenheit der Formen für den Ausdruck ſeines Sinnes nothwendig iſt; in einer beſtimmten Reihenfolge nur dann, wenn dieſe Ordnung einem Entwicklungsbedürfniß ſeines Weſens entſpricht. Verlangten wir früher, daß jeder Querſchnitt der Weltgeſchichte uns eine überall feſtgehaltene Harmonie der Elemente zeige, ſo müſſen wir jetzt verlangen, daß die Reihenfolge dieſer Schnitte die Einheit einer ſich fortentwickelnden Melodie zuſammenſetze.

Wir hätten einfacher ſagen können, daß der Weltlauf nicht eine bloße Vielheit aufeinanderfolgender Momente, ſondern eine zuſammenhängende Geſchichte bilden müſſe, aber es kam darauf

an, zugleich den Grund dieſer Behauptung anzudeuten. Die Erfahrung würde eine fortſchreitende Entwicklung des Weltganzen nur zweideutig belegen; ſie nur als ein Bild ſchönerer Exiſtenz einer andern Annahme vorzuziehen, könnte uns wenig befriedigen; der Nachweis ihrer Nothwendigkeit aus dem lebendigen Inhalte des Weltgrundes überſtiege die Mittel unſerer Erkenntniß. Laſſen wir uns daher daran genügen, daß eine unbewegte Exiſtenz dem Begriffe des Einen nicht widerſpricht, daß aber, wenn wir einmal die Thatſache ſeines Nichtruhens vor uns ſehen, dann ſeine Bewegung nothwendig die Form einer zuſammenhängenden Entwicklung tragen muß. Und auf jeden Schritt dieſer Entwicklung müſſen wir von neuem die Forderungen der urſprünglichen Einheit anwenden. Die Natur der vorhandenen Stoffe, ihre Maſſen und deren Vertheilung im Weltraum, die Mannigfaltigkeit und Stufenreihe der organiſchen Gattungen, die Mengenverhältniſſe, in denen die geſtaltende Kraft die Stoffe unter die verſchiedenen Lebensformen austheilt, in denen ſie eine Zeit lang verbunden ſein ſollen, die Richtung und Geſchwindigkeit des Kreislaufes, den die Elemente aus einer Geſtalt in die andere raſtlos übergehend durchlaufen: dieſe ganze Summe von Daſein und Geſchehen entſpricht in jedem Augenblicke einer umfaſſenden Bedingungsgleichung, welche die Forderungen des Einen an alle die mannigfachen Phaſen ſeiner Erſcheinung zuſammenfaßt. Es mag ausgedehnte Perioden geben, während deren der Weltbau, in ſeinen großen Umriſſen und in der Natur ſeiner Elemente unverändert, eine lange Folge innerer Bewegungen durchlebt, durch welche er allmählig alle Möglichkeiten mannigfacher Entwicklung verwirklicht, die innerhalb der Grenzen jener Grundgleichung denkbar ſind. Nach Erſchöpfung dieſer Menge aber wird das Eine, das nicht in tauſend Momenten einzelne Male erſchien, ſondern die tauſend Formen ſeines Daſeins zu der Einheit Einer Entwicklung zuſammenfaßte, deren jede Stufe ein bedingender Grund der nächſten iſt: ſo in ſich belebt und fortſtrebend, wird es nicht mehr zu dem vorigen Anfange zurückkehren. Dieſes Weltalter wird abgeſchloſſen ſein, und die

Geschwindigkeit und Richtung der Bildungsbewegung, mit welcher der Weltgrund an dem Ende desselben anlangt, wird ihn drängen, den ewig gleichen, aber durch die bestandene Entwicklung in sich vertieften und gesteigerten Sinn seines Wesens in einer andern Schöpfung wieder auszugestalten. Eine neue Bedingungsgleichung wird diesem Weltalter gelten. Andere Stoffe, neu vertheilte Pflichten, Kräfte, Verwandtschaften, ein anderes Reich der Gattungsformen und unter neuen äußeren Bedingungen des Daseins vorher ungekannte Formen des Lebens werden wie eine charakteristisch in sich zusammenhängende Variation das unzerstörbare Thema wiederholen.

Wir brechen hier ab. So weit sind wir über den Boden aller Erfahrung hinausgekommen, daß eine verständigende Rückkehr zu ihrem bescheidenen Gebiete nöthig ist. Es ist wahr, daß diese letzten Betrachtungen das scheinbar so sichere Ganze der mechanischen Naturwissenschaft plötzlich in sehr vermindertem Glanze erbleichen lassen; aber in der That können wir von diesem Inbegriff unseres genauen Wissens keine höhere Meinung hegen, als die, welche sich uns hier ergibt. Alle unsere Kenntniß der unwandelbarsten Naturgesetze und an ihrer Hand alle unsere Naturforschung ist doch nur wie das Anlegen eines Krümmungskreises an einen Punkt einer ins Unendliche verlaufenden Curve. Wir behaupten mit Recht, daß die Richtung, in welcher der Weltlauf in diesem Punkte, nämlich in den Jahrtausenden unserer geschichtlichen Erinnerung arbeitet, genau durch die Krümmung jenes Kreises ausgemessen werde; und ohne Zweifel muß es uns auch so vorkommen, als wenn auch über diesen Punkt hinaus nach beiden Seiten der Vergangenheit und Zukunft unbestimmt lange die Bahn der Dinge dieselbe bleiben werde. Aber mehr als diese Zuversicht können wir nicht erlangen. So lange es darauf ankommt, das zu untersuchen und zu berechnen, was in der kurzen Spanne unserer Existenz uns umgibt, thun wir wohl, jenen zerstreuenden Ausblick auf die unendlichen Fernen der Weltalter zu meiden;

denn ohne Zweifel hat das, was sie enthalten mögen, unmittelbar keinen Einfluß auf diese werthvolle Spanne Zeit, in der das liegt, was uns am theuersten sein muß, die Bedingungen und Ziele unseres Handelns. Ueberall an jene letzten Geheimnisse rühren zu wollen, wo die Zwecke der Untersuchung ein ernstes Haften an dem beschränkten Gegebenen verlangen, würde nur die Wissenschaft mit dem Gefühle des Abenteuerlichen belasten. Wo dagegen unsere Sehnsucht nach einem Ueberblicke begehrt und nach einer Aufklärung über die Ahnungen und Hoffnungen, die ins Unendliche gehen, da müssen wir uns erinnern, daß hier leicht das Abenteuer zur Wahrheit werden kann, und daß die Wirklichkeit im Großen Poesie ist, Prosa nur die zufällige und beschränkte Ansicht der Dinge, die ein enger und niedriger Standpunkt gewährt. Mit der Weite des Umblickes, die man sucht, muß auch der kleine Maßstab der Betrachtung wachsen, und wir müssen uns überzeugen, daß diese bekannte Welt des Daseins mit der scheinbaren Unverwüstlichkeit ihrer Kräfte und ihrer Bildung für uns zwar ein grenzenloses Meer der Beständigkeit ist, in dem unsere Existenz wie ein Tropfen versinkt, an sich aber doch nur ein ephemerer Ausdruck eines unendlich viel höheren Sinnes. Von unbedingter und ewiger Geltung dürfen neben diesem Sinne der Welt nur jene allgemeinsten, noch auf kein bestimmtes Wirkliche bezogenen Gesetze sein, ohne deren Herrschaft in keiner denkbaren Wirklichkeit eine Folgerichtigkeit irgend einer Art bestehen würde; veränderlich dagegen ihrem Begriffe nach sind alle die abgeleiteten Gesetze, die aus der Anwendung jener höchsten Regeln auf die Natur des Geschaffenen entsprungen sind. Sie werden vergehen mit dem Untergange dieser Schöpfung, aber so lange diese Schöpfung besteht, werden sie für uns freilich die unwidersprechlichen und sicheren Hülfsmittel ihrer Erkenntniß bilden.

Lassen wir uns denn diese Betrachtungen als umgebende Randverzierungen des Naturbildes dienen, welches uns die gegen-

wärtige Wirklichkeit gewährt, und deſſen beſondere lebensvolle Zeichnung wir nicht mehr aus dem dürren Begriffe der Einheit des höchſten Weltgrundes, ſondern entweder aus der Kenntniß deſſen, was er iſt, ableiten oder aus der Erfahrung entlehnen müſſen. Es iſt nicht unſere Abſicht, hier den erſten dieſer Wege zu betreten; die Verſuche, die wir dazu gemacht finden, ermuthigen zu dieſem Unternehmen nicht. Wir haben früher ausgeſprochen, wie wenig man im Stande iſt, aus demjenigen, was man mit Recht für den wahren und unbedingten Inhalt des höchſten Grundes anſehen dürfte, die Unerläßlichkeit gerade der beſtimmten Naturformen abzuleiten, die uns umgeben. In der That iſt dies nie eigentlich verſucht worden; indem man vielmehr einerſeits aus einer Idee, die man an die Spitze der Welt ſtellte, in großen und noch wenig beſtimmten Umriſſen die allgemeinen Aufgaben entwickelte, die auf irgend eine Weiſe in der Wirklichkeit gelöſt werden müſſen, hat man ſich anderſeits unbefangen an die Erfahrung gewandt und ſich umgeſehen, welche Formen der vorkommenden Erſcheinungen ſich wohl als Löſungen jener Aufgaben, als Incarnationen jener noch farbloſen Vorzeichnungen der Idee, faſſen laſſen. Aus dieſem gemiſchten Verfahren entſprang die Naturanſicht, die wir gegenwärtig in ziemlich allgemeiner Geltung ſehen, die Meinung von einem raſtlos ſchöpferiſchen Unbedingten, deſſen Entwicklungsbeſtreben, auf die größte Entfaltung und Ausbildung des geiſtigen Lebens gerichtet, ſich in einer Stufenreihe mehr und mehr zur Vollkommenheit aufſteigender Geſtaltungen ergehe. Schweigen wir von dem Reiche des Unbelebten, das auch dieſe Auffaſſung zum umfaſſenden Rahmen, und von dem vegetabiliſchen Daſein, das ſie zum näheren ahnungsvollen Vorſpiel des künftigen Lebens macht, ſo drückt ſich am klarſten in der Reihe der Thiere dieſer allmählige Fortſchritt von dem blos wirkenden Daſein zu dem Bewußtſein des Wirkens, von dem blinden Vollbringen zu der überlegenden Freiheit des zweckmäßigen Handelns, und nicht nur in den Manieren des Lebens, ſondern auch in der ſteigenden Bedeutſamkeit und Schönheit des körperlichen Typus aus. An dem

Ende dieſer Reihe finden wir die vergeiſtigte Geſtalt des Menſchen, die vollendetſte und völlig harmoniſche Miſchung der einzelnen Bildungszüge, die in weniger günſtigen Combinationen ſchon die tieferen Geſchlechter verriethen.

Ehe wir dieſen Gedanken folgen und nach ihrer Anleitung die Stelle zu beſtimmen ſuchen, die dem Menſchen in dem Ganzen dieſer Natur angewieſen iſt, möchten wir einigen Einwürfen gegen den Geiſt dieſer Auffaſſung überhaupt Gehör ſchenken.

Nehmen wir an, der ſpeculative Tiefſinn der Philoſophie habe zuerſt in einer allgemeinen metaphyſiſchen Wiſſenſchaft das innerſte Weſen des höchſten Weltgrundes durchſchaut und die noch geſtaltloſen Gedanken nachgedacht, die in der Phantaſie Gottes ſich drängten, ehe denn die Welt war, und nehmen wir an, mit dieſen Ergebniſſen ihres Nachſinnens wende ſich nun dieſe Lehre zur Betrachtung der Natur, um in ihr die Verkörperung jener ſchöpferiſchen Ideen wiederzufinden: ſo werden wir vor allem uns erinnern müſſen, daß zwar vielleicht das Weſen des alles umfaſſenden Grundes aus jedem kleinſten Theile, den er mit umfaßt, errathen werden mag, daß aber von der Fülle der Erſcheinungswelt unſerer Kenntniß jedenfalls nur ein kleiner Ausſchnitt offen gelegt iſt. In der Kraft der Gravitation und in den Bewegungen des Lichtes allerdings hat unſere Naturbeobachtung Gegenſtände, welche alle Theile der Welt in gegenſeitige Verbindung ſetzen; wo wir aber vom Lebendigen und ſeiner Stufenreihe ſprechen, reden wir nur noch von einem beſchränkten Beiſpiel der Entwicklung des Höchſten, von den Formen, welche die Aufgaben, die es ſich ſtellt, an der Oberfläche dieſes einzelnen Planeten und in dieſer Zeitſtrecke angenommen haben, die unſere Beobachtung zu umfaſſen vermag. Völlig dahingeſtellt müſſen wir die Lebensformen laſſen, die ohne Zweifel andersgeartet, als die der Erde, die übrigen Weltkörper füllen mögen; aber wenn wir uns den vergeblichen Verſuch verſagen, phantaſtiſche Bilder eines Daſeins zu entwerfen, welches unter völlig andern äußern Bedingungen die allgemeinen Aufgaben des Lebens zu erfüllen hätte, ſo müſſen wir doch den Gedanken ſelbſt

festhalten, daß eine Unermeßlichkeit solches andern Daseins neben uns vorhanden ist, und daß alle uns bekannte organische Natur nur eine der unzähligen Gestalten ist, in denen die schöpferischen Ideen des höchsten Grundes eine erscheinende Wirklichkeit haben. Der unbefangenen Phantasie des Menschen ist dieser Gedanke vertraut genug; nur die philosophische Entwicklung der Wissenschaft geberdet sich so, als ginge der schaffende Weltgrund aus seiner Verborgenheit in sich selbst nur auf diesem schmalen Pfade der irdischen Natur in die Erscheinung heraus und verlöre sich, nachdem er den Menschen und menschliches Leben erzeugt hätte, wie nach Vollendung aller seiner Zwecke, wieder in seine innere Unendlichkeit zurück. An die Stelle dieses dialektischen Idylls müssen wir jenen unendlichen Ausblick auf andere Welten setzen, nicht um das Unerkennbare mit eitlen Bemühungen dennoch erkennen zu wollen, wohl aber um durch die Unermeßlichkeit dieses Hintergrundes dem uns erkennbaren Dasein die beschränkte Stelle zu geben, die ihm gebührt.

Bleiben wir nun bei dieser irdischen Natur, wie deuten wir uns in ihr selbst die aufsteigende Stufenreihe ihrer Bildungen? Wenn ein fortschreitendes Entwicklungsstreben, auf die höchste Entfaltung des geistigen Lebens gerichtet, die niederen Geschöpfe nur als Durchgangsstufen erzeugte, warum existiren sie fort und werden nicht weggeworfen wie ein Uebungsbeispiel, von dem die vervollkommnete Fähigkeit sich später gleichgültig abwendet? Vielleicht antwortet man, daß auch das Niedere und Begründende fortdauern müsse neben dem Höheren, denn nur in dieser gleichzeitigen Sammlung aller gethanen Schritte trete der schaffenden Vernunft aus der Erscheinungswelt das vollständige und getreue Gegenbild ihres ganzen Wesens entgegen. Aber dieselbe Forderung würde man auch an die Perioden der Geschichte stellen müssen, und doch dauern die Zeitalter nicht neben einander fort, sondern die vorangegangene Bildung des einen erhält sich nur, so weit sie durch eine

unvollständige Tradition in den Bestand einer später kommenden Cultur mit aufgenommen wird. Vielleicht irren wir uns daher in jener Voraussetzung überhaupt; vielleicht werden jene niederen Organisationen gar nicht nur als Uebungsbeispiele, als Nebenwerke von der schaffenden Vernunft auf ihrem eiligen Hinwege zu der höchsten Gestalt des Menschen entworfen, sondern jede von ihnen hat ihre eigene unersetzliche Bedeutung. So viele verschiedene Lagen der Dinge, so viele eigenthümliche Combinationen der Umstände, so viele verschiedene Schauplätze des Wohnens und sich Regens die Oberfläche der Erde in ihren Höhen und Tiefen, in dem Luftkreise, dem Flüssigen und Festen darbietet, so viel Aufforderungen gab es für die schaffende Vernunft, Wesen zu erzeugen, deren jedes durch die Eigenthümlichkeit seiner Organisation befähigt wäre, sich einer dieser Lagen anzuschmiegen, sich in ihr als seinem Lebenshorizont einzurichten, Alles, was sie an Anregungen zur Empfindung und zur eigenen Thätigkeit darbietet, auszukosten und zu einem völlig charakteristischen innern Dasein des Genusses und der Phantasie zu verwerthen. Das allein würde dann das Ziel der organisirenden Idee sein, eine Mannigfaltigkeit der Lebensformen zu gestalten, vor der kein Element ungenossen und unbenutzt sich zu verbergen wüßte; und keine dieser Formen würde die andere entbehrlich machen, denn selbst der ärmere Gesichtskreis wird anders und intensiver von dem Geschöpf genossen, dessen Alles er ist, als von der höheren Bildung, deren Aufmerksamkeit ihn nur flüchtig streift.

So würde für uns zunächst jede Veranlassung fehlen, in der Reihe der Geschöpfe etwas Anderes vorauszusetzen, als eine unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungen, deren jede zweckmäßig für den Schauplatz und die Aufgaben ihres Lebens organisirt ist. Aber die Beobachtung zeigt uns so deutlich eine geringe Anzahl überall festgehaltener Bildungstypen der körperlichen Gestalt, daß die wissenschaftliche Phantasie nicht umhin konnte, auch für diese Einförmigkeit den erklärenden Grund zu suchen. Und man glaubte ihn leicht zu finden; denn wie verschieden auch die Einzelzwecke

sein mochten, welche die Natur in ihren einzelnen Geschöpfen verfolgt: als Eine wirkende Natur schien sie doch in aller Vielfarbigkeit ihrer Erzeugnisse einen gleichförmigen Typus ihres Verfahrens festhalten und an ihn sich in der Hervorbringung der mannigfaltigsten Gestalten binden zu müssen. Man konnte dann versuchen, den Gedanken namhaft zu machen, als dessen formeller Ausdruck jenes gleichförmige Verfahren für die Natur so hohen Werth haben mußte, daß sie sich selbst verpflichten konnte, alle Verschiedenheiten ihrer Schöpfungen nur durch Variationen desselben hervorzubringen. Zwar zeigte die Erfahrung, daß man zu viel behauptet hatte, wenn man von einem einzigen Typus sprach, den die Natur durch die ganze Reihe der Thierwelt hindurch befolge. Es sind unleugbar verschiedene, obgleich immer nicht zahlreiche Grundformen, auf welche die Vergleichung der verschiedenen Klassen zurückführt. Aber der Versuch, den man hier wagen wollte, gewann darum nur noch an Interesse; es galt jetzt, auch die unmittelbar verschiedenen Typen des Lebendigen als verschiedene an Werth sich steigernde formelle Ausdrücke jenes wesentlichen Grundgedankens zu begreifen. Aber der Erfolg rechtfertigte, wie mir scheint, die zu billigende Kühnheit des Versuches sehr wenig.

Ueberfah man die Grundrisse der thierischen Körperformen, so fand man, daß die eine um einen Mittelpunkt strahlenförmig symmetrisch sich ausbreitet, die andere eine Axe hervortreten läßt, von der entweder nach allen Richtungen gleichförmig, oder selbst wieder mit entsprechenden Gegensätzen seitliche Organe sprossen, daß noch andere endlich diese Verhältnisse vervielfältigt zeigen und die Enden der Axen zu Polen von abweichender Gestalt und Bedeutung ausbilden. Eine Zeit lang konnte man an diesen rein formalen Beziehungen sich erbauen, und glauben, daß in den allgemeinen Begriffen von Mittelpunkt und Umkreis, von Parallelismus und Polarität, von Einheit und wiederholter Spaltung in Gegensätze die mystisch bedeutsamen Muster lägen, auf deren immer neue Ausprägung in organischen Körperformen es der bildenden Natur angekommen sei. Aber bald wird man sich doch

gestehen müssen, daß in diesen Begriffen zu wenig tiefer Sinn liegt, als daß man ihre Versinnlichung für eine Aufgabe der bildenden Natur halten könnte; sie sind im Gegentheil so allgemeine und fast überall vorkommende Verhältnisse, daß eine Kraft, die irgend ein zusammengesetztes Gebild hervorbringen wollte, es nicht würde vermeiden können, ganz absichtslos in einen dieser Typen hineinzugerathen. Denn in der That, wollte die Natur nicht eine durchaus gleichförmige Kugel gestalten, sondern ließ sie auch nur einen Punkt durch eine besondere Function und Form sich auszeichnen, wie konnte sie verhüten, daß in der entstandenen Gestalt der Gedanke einer Beziehung von Centrum zu Peripherie zu liegen schien? Und wenn sie aus der Kugelgestalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde sich ausbreiten sollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder strahlenförmige, entweder ein- oder mehraxige Gliederung zu beabsichtigen? Wenn sie endlich die Enden einer Axe verschieden ausbildete, mußte sie nicht auf Polarität zu sinnen, und wenn sie überhaupt ein begrenztes Ganze schuf, mußte sie nicht eine Darstellung der Wahrheit zu bezwecken scheinen, daß alles Begrenzte Anfang Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft so zäh von der Natur festgehaltenen Gestaltverhältnisse zu bestreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieser rein geometrischen Formen das Ideal war, auf dessen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organisches Geschöpf diese Formen nur *überhaupt* darstellt, sondern sie darstellt durch lebendig wirksame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieser Glieder, der Werth, den sie für das Leben des Thieres haben, erst rückwärts auch der äußerlichen Form, in der sie zusammengeordnet sind, ihren Werth gibt. Polarität an sich darzustellen, kann kein vernünftiges Princip einer Gestaltbildung sein; zwei Theilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigenthümlichen Gegensatz enthält, auch in der äußeren Erscheinung diesen Gegensatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anstehen,

die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organisationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in solchen an sich leeren Raumformen den Grund jener Gestalttypen, sondern vielmehr in dem Inhalt dessen, was im Raum sich gestalten soll, die Ursache für die Festhaltung typischer Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche ist auf dieselben Stoffe angewiesen; aus der Kohlensäure und dem Stickstoff des Luftkreises und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Thiere ihren Leib auf. Aber selbst die Verbindungen dieser Elemente, die als nächste Bestandtheile zur Structur der organischen Körper dienen, sind durch das ganze Reich des Lebendigen hindurch unerwartet gleichförmig; Zellstoff Chitin und Eiweiß kommen fast ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht besaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unsers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur diese wenigen alle erforderlichen Eigenschaften, durch die sie sich zum Aufbau einer veränderlichen reizbaren lebendigen Gestalt schickten; aber wie dem auch sein mag: die Thatsache dieser Gleichförmigkeit des chemischen Typus der Zusammensetzung steht für das Lebendige fest, und sie konnte nicht ohne die wichtigsten Folgen für seine weitere Bildung sein. Denn zunächst muß diese chemische Natur der Körperbestandtheile, die Nothwendigkeit für alle Thiere, den Ersatz für das Zerstörte und die Mittel des Wachsthums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemische Bearbeitung in jene ähnliche Zusammensetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemischen Bildung auch überall zu analogen Zersetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entspringende gleichartige Bedürfniß auch in allen Thieren eine im Wesentlichen übereinstimmende Vielheit der Verrichtungen und der ihnen entsprechenden Organe bedingen. So entsteht aus dem chemischen ein zweiter ökonomischer Typus der Thierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit sich durch die entwickelteren Klassen derselben hin-

durch erhält. Ueberall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch bestimmten Werkzeugen der Respiration der Gallenbildung der Harnbildung des Säftekreislaufes, und nur in den niedersten Klassen der Thiere, deren geringe Körpermasse hauptsächlich die Vertheilung dieser Arbeiten an verschiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir statt dieser vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieser mannigfaltigen Maschinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, sondern nur der Herbeischaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, ist die thierische Organisation belastet; das was sie eigentlich zunächst braucht und gestalten will, die Werkzeuge sinnlicher Auffassung und thätiger Bewegung, muß sie nun um diesen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und sie muß dafür sorgen, die größte und specifische Brauchbarkeit dieser Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feststehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Gestaltformen geben, welche diese Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Gesammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgelesenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber sie ist genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entstehen zu lassen, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung nicht maßlos verschieden sind, sondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemische Natur die Form seiner künftigen Gestalt bedingt, so wird auch die Anzahl der möglichen Gestaltungen, welche der gleichförmige chemische Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte sein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beschränkte Anzahl von Formen als immer festzuhaltende Muster übrig bleiben, und daß jede Besonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar sondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Gestalttheils

verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erscheint uns der morphotische Typus einer Thierklasse erst zuletzt; nicht als das von Anfang an feststehende Formideal, dessen eigene Bedeutsamkeit zu realisiren war, sondern als die nach mechanischer Möglichkeit übrig bleibende Gestaltungsweise, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerst beschränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herstellung zu Diensten stehen, sich vereinigen läßt.

Mit diesen Bemerkungen kehren wir zu unserm nächsten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erscheinungen, die unserer Beobachtung offen steht, schien uns nicht unmittelbar mit der ganzen Eigenheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbestreben des höchsten Weltgrundes ableitbar; sie galt uns nur für ein Beispiel neben andern, und wir suchten nach der Ursache der Eigenthümlichkeit, mit welcher sie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterschieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weise verkörpert. Diese Ursache finden wir in dem Charakter der irdischen Natur. Es ist die Eigenthümlichkeit dieses Planeten, die sich in den Lebensformen unserer Beobachtung geltend macht; seine Auswahl von Stoffen seine Wärmeverhältnisse sein Luftkreis, alles das, wodurch er sich in seinen physikalischen und meteorologischen Verhältnissen von andern Himmelskörpern unterscheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hindernissen und Begünstigungen, von formbestimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet zu großem Theil das eigenthümliche Verhalten seiner Geschöpfe, welches wir mit Unrecht als unmittelbare Folge aus den höchsten Ideen, mit Recht nur als die Form betrachten dürfen, in welcher die Gebote dieser Ideen irdisch erfüllbar sind.

Viertes Kapitel.

Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeiten der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt.

Dem Menſchen in der Reihe der Geſchöpfe ſeine weſentliche Stelle zu beſtimmen, war die Abſicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang ſcheint indeſſen jenes Ziel ſelbſt verflüchtigt zu haben, dem wir nachſtrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Weſen als niederes oder höheres Glied ſeinen Platz fände, iſt eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen getreten; jede nur zu einem eigenthümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rückſicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde beſtimmt, keine verpflichtet, ſich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieſer ſich die Höhe ihres Werthes und ihrer Bedeutung zumeſſen zu laſſen. In der That bleiben wir bei dieſem Gedanken ſtehen und leugnen allerdings, daß die Herſtellung jener Stufenleiter an und für ſich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich ſei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geſchöpf in ihr gebührt, ſeine eigenthümliche Natur beſſer und tiefer zu verſtehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche ſich unmittelbar auf ſeine Erſcheinung, auf die Geſtalt und Leiſtungsfähigkeit ſeines Körpers und auf alle Beſonderheiten ſeiner Lage und Lebensweiſe richtet. Auch von dem Menſchen werden wir nicht anders urtheilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Intereſſe hatte, ſeine Stellung in der Natur zu beleuchten, ſo ſuchen wir doch die Bedeutung dieſer Stellung nicht in der Sproſſe der Leiter, auf welcher er ſtände, ſondern in der Eigenthümlichkeit, den Vortheilen und Nachtheilen der Umgebung, mit welcher ſeine Organiſation in Wechſelwirkung zu treten beſtimmt iſt.

Auch hierin sind wir in Zwiespalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philosophische Neigung, die Nothwendigkeit der einzelnen Geschöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchsten Grundes abzuleiten, dem sie in ihrer Gesammtheit zum erscheinenden Gegenbild dienen sollen, hat entschieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereignisse zu bevorzugen. Es schien, als würde eine vollständige Einsicht in die Natur gewonnen, wenn es nur gelänge, die feststehenden Formen ihrer verschiedenen Geschöpfe in eine Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf das Leben selbst, das in jedem einzelnen Gliede der Reihe sich entwickelt. Und doch ist Natur gewiß nicht dieses stillstehende regungslos geordnete System von typischen Gestalten; die unendliche, lebendige, geräuschvolle Verwirrung ist sie vielmehr, in der zahllose Exemplare dieser Formen sich ihres Daseins freuen, einander stören und begünstigen, mit einander spielen, kämpfen, sich gegenseitig vernichten, und in all dem eine unendliche reizende Fülle charakteristischer Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeschichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieses märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die speculative Neigung, alle Geschöpfe vorzugsweis nur an dem Platze sehen zu wollen, den sie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieses allein wahre Leben der Natur verdüstert. Wir sehen in diesen systematischen Bemühungen zwar die Paare zum Tanze angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanze selbst; sie scheinen Alles geleistet zu haben, was ihnen obliegt, wenn sie in feierlicher Ruhe geordnet stillstehen.

Wenn es irgend ein philosophisches Vorurtheil gibt, dessen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen sein müßte, so ist es gewiß diese Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Werth der Dinge zu suchen ist, diese Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, diese beständige Beschäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch bestimmt sind, ohne über dies folgenlose Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entschlossenen Gebrauch derselben hin-

auszukommen. Nicht blos auf dem Gebiete der Naturauffassung verkümmert uns diese Neigung den Genuß des großen vor uns aufgethanen Bildes; ihre Mißergebnisse verderben auch die Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen. Vergeblich für jeden unbefangenen Sinn schmückt sie sich mit dem Vorwand der tiefsinnigen Gründlichkeit; nur eine Carricatur des Tiefsinns ist die oft wiederholte Behauptung, es sei unmöglich, den Menschen vollkommen zu kennen, ohne alle die tieferen Glieder der Thierreihe durchschaut zu haben, an deren Gipfel zu stehen seine wesentliche Bedeutung sei. Welche Pedanterie, zu meinen, den Menschen verstehe nur, wer zuvor das Infusorium, das Insect und den Frosch verstanden habe; welche Kühnheit, dies zu sagen im Angesicht von Jahrtausenden menschlicher Geschichte, in deren langem Verlauf alle Bedeutung des menschlichen Daseins in leidenschaftlichstem Ringen ohne Zweifel tausendfach empfunden worden ist! Und doch haben gewiß die Helden, die in den Streit zogen, sich dabei nicht als die Obersten der Säugethiere gewußt, und die sinnenden Gemüther, deren Entdeckungen der Cultur neue Bahnen des Fortschrittes öffneten, sind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abstandes geleitet worden, der in der Reihe der Thiere zwischen dem Menschen und irgend einem Reptile klafft. Kenntniß des Menschen heißt vor Allem Kenntniß seiner Bestimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben sind, und der Hindernisse, die ihm entgegenstehen: hat es außerdem noch ein Interesse, ihn und sein Leben zu vergleichen mit den Geschöpfen, die um ihn herum ihre eigenen Wege gehen, so ist doch dies eine Betrachtung von zu geringem Werth und Einfluß, um sie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach alle dem nicht unsere Absicht sein, die Betrachtung dessen, was dem Menschen wesentlich ist, auf dem weiten Umwege einer naturgeschichtlichen Uebersicht der Thierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über seine Beziehung

zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geschöpfe nicht als die Absicht der Natur bezeichnen können, so wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größeren oder geringern Reichthum ihrer Gestaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, sich einer verschiedenen Werthschätzung nicht entziehen können. Ungesucht und unbeabsichtigt wird in dieser Vergleichung das Bild einer aufsteigenden Reihe wieder entstehen, oder vielmehr die Bilder verschiedener Ordnungen; denn von dem Maßstab, den wir anlegen, von dem Interesse, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieselben Geschöpfe bald in dieser bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten sollen. Die Physiologie, deren Lust es ist, den harmonischen Zusammenklang zahlreicher verschiedener einander durchkreuzender Functionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunsch es sein muß, den ganzen Umfang der Biegsamkeit und Variabilität zu erforschen, deren ein einfacher Gestalttypus fähig ist: sie werden beide ein Thier für um so vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit seiner zusammenwirkenden Theile, je entschiedener an besondere Organe vertheilt die einzelnen Functionen, je reicher endlich gegliedert und je vielseitiger ausgebildet die Formumrisse eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Ansicht dagegen, die den Werth des Geschöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genusses und in der Größe seiner Leistungen sieht, wird diese Buntheit der Gliederung an sich gleichgültig sein; sie würde die einfachste compendiöseste und gleichartigste Bildung, sobald deren ärmlich scheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener ansehen, und sie wird mit jenen andern Ansichten nur deshalb meist übereinstimmen, weil sie voraussetzt, daß ein größeres Aufgebot organischer Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrathe.

Wir finden diese Voraussetzung bestätigt, wenn wir die Vortheile des Organisationstypus überlegen, den der Mensch mit den

Wirbelthieren theilt, von deren höchſter Klaſſe, den Säugethieren, ihn keine durchgreifendere Verſchiedenheit trennt, als auch zwiſchen den einzelnen Gattungen derſelben vorkommt. Aus weichen Maſſen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelet feſter Theile geſtützt würde, konnte die Natur Thiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Waſſers, oder auf dem Feſtlande, weder zu ſehr ſtarken noch zu ſehr mannigfaltigen Bewegungen geſchickt, unter ähnlichen äußeren Bedingungen leben ſollten. So bilden wir uns wenigſtens ein, die Möglichkeiten überſchlagen zu können, die der Natur zu Gebote geſtanden hätten, Deutungen, deren geringe Gewißheit wir uns zugeſtehen müſſen. Denn leicht können wir zwar die Vortheile von Einrichtungen begreifen, welche wir in dem Bau der Thiere wirklich getroffen ſehen, aber Nichts verbürgt uns, daß die erfinderiſche Kraft der Natur nicht wunderbare Lebensformen, auf deren Erſinnung unſere Phantaſie nicht verfiele, auch durch Mittel würde haben verwirklichen können, deren Benutzbarkeit uns an viel engere Grenzen gebunden ſcheint. Nur als eine Thatſache daher, die mit dem ſkeletloſen Baue nicht unwahrſcheinlich zuſammenhängt, können wir es anſehen, daß auf dem Feſtlande lebend keines dieſer Thiere eine erhebliche Größe erlangt; nur im Meere finden ſich ſcheinbar ſo ſchutzloſe Bildungen zu größeren Ausdehnungen entwickelt, meiſt indem ſie auch hier mit verhältnißmäßig doch geringer Körpermaſſe einen anſehnlichen Spielraum des flüſſigen Elementes durch zahlreiche weithin ausgeſtreckte und zu den mannigfachſten Formänderungen geſchickte Glieder beherrſchen und durch die Zähigkeit ihrer contractilen Subſtanz nicht unbedeutende Kraftleiſtungen auszuüben im Stande ſind.

Ein äußeres horniges oder ſteinartiges Gerüſt hat anderen Thierklaſſen eine feſtbeſtimmte Körpergeſtalt gegeben. Aber das Reich der Inſecten und der verwandten Gruppen, denen dieſer Bildungstypus zufiel, ſtellt den Wirbelthieren gegenüber nur eine Miniaturthierwelt dar, Körper zum Theil von äußerſter Klein-

heit, in denen doch eine merkwürdige Lebhaftigkeit des seelischen Lebens gedeiht. Denn eben diese Klassen sind es, in denen sich hauptsächlich der thierische Instinct zu jenen bewunderungswürdigen Kunsttrieben erhebt, welche die Stoffe der Außenwelt nicht nur unmittelbar zur Erhaltung des Lebens verbrauchen, sondern sie auch dessen künftigen Bedürfnissen mit vorsorgender Klugheit dienstbar machen. Aber zu dieser Intensität psychischer Regsamkeit gewährte ihnen der Mechanismus eines Außenskeletes einen Körper von großen Dimensionen nicht. Als Schutz konnte diese Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langsam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall schon der Widerstand der Luft hinreichend mildert, und deren Masse nicht durch ihr eignes Gewicht bei plötzlichen Hindernissen der Bewegung zu sehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachstößt. Sobald das Außenskelet bescheidene Dimensionen überstieg, mußte die nöthige Festigkeit seiner Theile unter sich, die davon unzertrennliche Bildung größerer starrer Stücke und das Gewicht dieser Massen in beständigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen stehen; Nachtheile, die wir selbst in der Klasse der Wirbelthiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, sobald diese Panzerträger das flüssige Element des Wassers verlassen. Der Gedanke eines Innenskelets bietet dagegen große Vortheile. Eine feste Axe, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeständigkeit, die sie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Masse, als eine Schale, die seine Oberfläche überzieht; zerfällt diese Axe ferner in einzelne unter einander eingelenkte Theile, so enthalten die sich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächenraum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwischen zwei Panzerstücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derselben Weite möglich machte. Man sieht, welche Ersparung an Last und Widerstand hierin zu Gunsten der bewegenden Kraft liegt.

Dies ist also der erste Vortheil, den die Wirbelthiere und der Mensch mit ihnen von diesem allgemeinen Typus ernten: die

Möglichkeit einer ansehnlichen Körpermasse. Man würde Unrecht thun, dies gering zu schätzen und den Maßstab absoluter Größe, in welchem ein Geschöpf ausgeführt ist, für gleichgültig zu halten. Für die Möglichkeit der menschlichen Cultur ist ein gewisses Maß physischer Leistungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung menschlichen Lebens im Kleinen, sondern gar kein menschliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Insecten im Verhältniß zu ihrem Körper größere Lasten, als wir; allerdings leisten auch wir noch Größeres durch sinnreichen Gebrauch von Maschinen, als durch unsere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere so groß sein, um Werkzeuge handhaben zu können, die im Stande sind, die Objecte unserer Umgebung nützlich zu verändern. Diese Kraftgröße also, durch die wir Maschinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und sie ist allerdings eine Größe von festem, nicht beliebig verminderbarem Werth. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameise sein mag, so wird sie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächse gehen nun einmal in eine gewisse absolute Tiefe, der Boden muß also bis zu dieser Tiefe aufgegraben werden; dies setzt voraus, daß Erdmassen von einer gewissen Größe in gewisser Zeit auf gewisse Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerseits nur durch den Gebrauch fester und starker Werkzeuge, also auch nur durch den Besitz einer Kraft, die Stein oder Eisen formen oder regieren kann, erfüllbar wird. Die Cohäsion der Metalle aber ist eine bestimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameise sich wagte, haben nicht eine geringere Festigkeit als die großen, so daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft gelingen könnte. Alle Industrie und Technik beruht zuletzt auf diesem Einsatzkapital einer bestimmten Körperkraft, und ein Pygmäenvolk würde, wie vielseitig auch immer seine Thätigkeit sein möchte, nie zu derjenigen menschlichen Cultur gelangen, die aus der Fähigkeit entspringt, schon Massenhaftes leicht

zu bewegen, und die sich deshalb zu einem Ueberblick über die ganze Ausdehnung der Erde, zur mittelbaren Ueberwältigung zwar nicht jedes Maßes, aber fast jeder Art von Schwierigkeiten, endlich zur willkürlichen Benutzung fast aller noch so unzugänglichen Stoffe hat aufschwingen können.

Fügen wir einen zweiten nicht minder bemerkenswerthen Vortheil hinzu. Physiologisch nicht vollkommen erklärbar, aber eine Thatsache der Erfahrung ist die beschränkte Lebensdauer nicht nur der skeletlosen Thiere, sondern aller wirbellosen; und zugleich ist die kurze Zeitspanne ihres Daseins sehr häufig von einer merkwürdigen Mannigfaltigkeit der Metamorphosen ihrer Gestalt und Lebensweise ausgefüllt. Beide Charakterzüge scheinen nahe Folgen der Kleinheit des Körpers zu sein; seine Resistenzkraft gegen äußere Einflüsse und gegen die eigene Veränderlichkeit seiner innern Verhältnisse mag überhaupt gering sein, und kaum in Ruhe, sondern nur in beständiger Umformung eine Zeit lang der Auflösung widerstehen. Beide Umstände sind zugleich der Entwicklung des geistigen Lebens nicht förderlich; sie schließen das ganze Thierleben in einen oder in wenige große Kreisläufe der Natur ein und erschweren dadurch nothwendig die Bildung, die aus einer Reflexion über öfters wiederholte Erfahrung entstehen könnte; das Jahr mit seinem Wechsel aller Lebensphasen wiederholt sich zu Gunsten der kleinen Thiere nicht im Kleinen: nur die langlebenden erfahren die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturschauspiele. Aber auch die hastige Entwicklung, das schnelle Wachsthum und Verblühen, die Häufigkeit der Metamorphosen, alle diese innere Unruhe kann unmöglich dem Seelenleben die stetige bewußte nachdenkliche Entwicklung verstatten, welche dem langlebenden Wirbelthiere der langsam und gleichförmig fortgehende Strom seiner Entwicklung die maßhaltende Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke und die verhältnißmäßig große Gleichartigkeit seiner Lebensgefühle möglich macht.

In keiner dieser Rücksichten scheint auf den ersten Blick der Mensch an der Spitze der Thierreihe zu stehen; an Größe und

Kraft des Körpers übertreffen ihn manche ſeiner gewöhnlichen Begleiter, der Hausthiere; an Lebensdauer die großen Koloſſe der Säugethierwelt und manche niedriger geſtellte Gattung, an Beweglichkeit ſein Zerrbild, der Affe. Aber eine nähere Betrachtung läßt die Vortrefflichkeit ſeiner Organiſation doch größer erſcheinen. Es gibt ohne Zweifel eine Grenze, über welche hinaus die Vortheile einer wachſenden Körpermaſſe zu Nachtheilen für die Höhe der Entwicklung werden und nicht mehr mit den günſtigen Bedingungen vereinbar ſind, welche der Typus der Wirbelthiere dem Leben zu verſchaffen ſucht. Denken wir uns das Knochengerüſt eines Säugethieres nach allen Dimenſionen gleichmäßig vergrößert, ſo wächſt die Laſt der Knochen mit ihrer Länge und mit ihrem Durchſchnitt zugleich, aber die Kraft der in ähnlicher Weiſe vergrößert gedachten Muskeln, die zu ihrer Bewegung dienen ſollen, gewinnt nicht durch ihre wachſende Länge, ſondern durch die Zunahme ihres Durchſchnittes allein, denn ſie hängt nur von der größeren Anzahl der wirkſamen Faſern ab, die in dieſem Durchſchnitt neben einander liegen. Soll dies Mißverhältniß zwiſchen Laſt und Kraft ausgeglichen werden, ſo müſſen die Muskeln in ſtärkerem Verhältniſſe ſich verdicken, als die Knochen, und man ſieht, wie hieraus das Bild einer plumperen Körpergeſtalt entſteht, in welcher die Zwiſchenräume des Knochengerüſtes durch umfänglichere Fleiſchmaſſen ausgefüllt, oder, um von entgegengeſetzter Seite her durch Verminderung ungünſtiger Hebelverhältniſſe einen Erſatz zu bieten, die Längenausdehnungen der Knochen möglichſt vermindert ſind. Dieſe gedrungenen Körperformen vermögen allerdings eine ungeheure Kraft zu entfalten, aber in einer verhältnißmäßig wenig nützlichen Weiſe; denn ihre geringe Beweglichkeit oder die einſeitigen Richtungen, in denen ihre Bewegungen noch freier von ſtatten gehen, hindern ſie, ihre Leiſtungsfähigkeit raſch auf allerlei Angriffspunkte wechſelnd zu werfen und dadurch nützlich zu verwerthen. Wir bewundern die entſetzliche Stärke des Nilpferdes und des Elephanten, aber in der That iſt dies mehr eine zerſtörende als eine arbeitende und wir würden in Verlegenheit ſein,

wenn wir entsprechend große Vortheile nachweisen sollten, die dieses schwierig verwendbare Kapital den Thieren selbst in ihren natürlichen Lebensverhältnissen verschaffte. Nicht diese massenhafte Größe, sondern das Geschenk des beweglichen Rüssels ist es, wodurch der Elephant zu den Leistungen befähigt wird, in denen er klüger, bildsamer und mächtiger erscheint, als die anderen Unthiere. So ist also vielseitige lebhafte Beweglichkeit ohne große Kraft das Eigenthum der kleineren, übergewaltige Stärke ohne entsprechende Gewandtheit, oder zu einzelnen Bewegungsformen allein verwendbar, die Mitgabe der großen Thiere; zwischen beiden Extremen steht doch vielleicht der Mensch in einer Mitte, die deswegen, weil sie beide zu einem Gleichgewicht vielseitigster Benutzbarkeit vereinigt, als der wahre Gipfel der Thierreihe zu betrachten ist.

Es ist zweifelhafter, ob wir Aehnliches in Bezug auf die Lebensdauer behaupten dürfen. Wir glauben mit Recht die allzuvergänglichen Geschlechter beklagen zu können, denen ihre kurze Lebenszeit nur einen kleinen Ausschnitt des Naturlebens zu schauen vergönnt; wir würden anderseits dem Leben keine längere Dauer wünschen, als ihm nöthig ist, um die Summe der Schicksale, aus denen es einen Genuß ziehen kann, durchzukosten und die daraus gezogene Lust zu einer festen schwankungslosen Stimmung zu verdichten. In dieser Meinung kann es uns scheinen, als gewönnen die Thiere durch ihre zum Theil größere Lebensdauer nichts. Nachdem ihr Wachsthum vollendet ist, enthält ihre Organisation keine Mittel mehr, um sie von Jahr zu Jahr in neue, der Theilnahme würdige, den Werth und die Schönheit ihres innern Lebens erhöhende Situationen zu bringen; es sind immer dieselben Beobachtungen, die jeder Jahreswechsel monoton mit sich bringt. Auch in dieser Beziehung ist daher doch vielleicht das Loos des Menschen das glücklichste. Wir mögen einerseits den Klagen nicht wehren, die in dem Bewußtsein, wie unermeßlich uns unsere Erfahrungen zu immer neuem Fortschritt auffordern, das Leben zu kurz finden, um diese Fülle zu erschöpfen; anderseits aber drängt sich uns doch das Gefühl auf, daß neben dieser stets neuen

Mannigfaltigkeit des Einzelnen die großen Erlebnisse, an denen unser Gemüth seinen tiefsten Antheil nimmt, ebenso erschöpfbar sind, als die großen und umfassenden Wahrheiten, die uns zugänglich scheinen. Wir geben im Stillen zu, daß das Wesentlichste, was dieses irdische Dasein uns bieten kann, innerhalb der natürlichen Grenzen unsers Lebens recht wohl Platz findet, und daß eine beträchtlich längere Dauer keine Steigerung, sondern eine allmählige Minderung unsers Glückes herbeiführen würde. Durchmißt daher das menschliche Leben selbst unter den günstigsten Umständen kaum jemals ein volles zweites Jahrhundert, und erreicht es gewöhnlich kaum die Hälfte dieses Zeitraumes, so bringt doch die Gesammtwirkung aller in unserer Organisation liegenden Vortheile innerhalb dieser engen Grenzen eine Vielseitigkeit der Entwicklung und einen Reichthum des inneren Lebens hervor, wie sie außer dem Menschen, der auch hierin der wahre Gipfel der Reihe ist, keinem sterblichen Geschlechte zu Theil wird. Er überlebt mehrere Generationen seiner nächsten Gefährten, der Hausthiere, und sieht die Enkel derer, mit denen als gleichalterigen Genossen seine eigene Kindheit spielte; was dagegen ihn selbst und seine Generationen überlebt, liegt meist außerhalb seines näheren Gesichtskreises, und er hört von ihm erzählen, ohne vor Augen diese Langlebigkeit zu haben, die ihm seine eigene Vergänglichkeit allzu nahe rückte; so fühlt er sich in die rechte Mitte gesetzt. Nur in anderen Zonen mag es ein eigenes Gefühl geben, Elephanten vielleicht um sich zu sehen, die aus der Hand der Väter ihre Nahrung nahmen und sie nehmen werden aus der der Enkel, Zeugen früherer Geschlechter und fortlebend noch mit den künftigen, während unsere Heimat nur an die stillen Gestalten ehrwürdiger Bäume diese weitausblickenden fröhlichen oder wehmüthigen Träume der Erinnerung und Hoffnung knüpft.

Wir kennen übrigens sehr wenig die mechanischen Gründe, welche das Maß der Lebensdauer bestimmen. Innerhalb desselben Typus der Organisation hat unleugbar die Körpergröße einen verlängernden Einfluß auf dasselbe, aber einen gleich großen der

Lebensplan jeder Gattung, deſſen Geſammtſinn wir nicht unmittelbar kennen, ſondern nur in dem charakteriſtiſchen Gepräge ihrer Körperbildung widerſcheinen ſehen. Große und raſtloſe Beweglichkeit reibt die organiſche Maſſe auf, und die ſchnellfüßigen Geſchlechter der jagdbaren Thiere, die Hunde, ſelbſt die Affen, ſtehen an Lebensdauer ſowohl dem Menſchen, als den größeren Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anſtrengungen ihre Bedürfniſſe befriedigen, ohne einer überflüſſigen Bewegungsluſt nachzugeben. Ebenſo ſind die raſchen kraftvollen aber doch ruhigen Flüge des Adlers eine verhältnißmäßig geringere Anſtrengung im Vergleich mit der unaufhörlichen Unruhe des Hin- und Herfliegens, die den leichten Körper der kleineren Vögel verzehrt. Die Trägheit der Amphibien geſtattete dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit und die Natur ſcheint dieſe Gunſt dadurch noch geſteigert zu haben, daß ſie die Beſtändigkeit der Blutwärme hier aufgab. Für alle Thiere, deren Leben einen gleichförmigen nicht durch Perioden der Stumpfheit oder des Winterſchlafes unterbrochenen Strom der Thätigkeit bilden ſoll, war dagegen die Selbſtändigkeit einer gleichmäßigen Temperatur eine unerläßliche Nothwendigkeit, aber zugleich eine Quelle vielfacher innerer Störungen. Unter dieſen verſchiedenen Möglichkeiten hat die Organiſation des Menſchen die vortheilhafteſte gewählt: eine ſtets bereite immer wachſame aber nie in zweckloſer Unruhe ſich aufreibende Vereinigung von Kraft und vielſeitiger Beweglichkeit, die nie Ungeheures auf einmal leiſtet, aber in ihrer Lebensdauer Zeit genug hat, ihre einzelnen Leiſtungen zu einem bedeutenden Ganzen zu verbinden.

Wie nun in allen dieſen Rückſichten, ſo hat die Natur auch in Bezug auf die äußeren Lebensbedürfniſſe den Menſchen günſtiger geſtellt, als die übrigen Thiere. Es iſt bekannt, wie eng ein großer Theil der niederſten Thierwelt paraſitiſch an einen äußerſt beſchränkten Lebensſchauplatz gebunden iſt, der allein die taugliche Nahrung und die übrigen nothwendigen Bedingungen des Daſeins gewährt. Die Wirbelthiere ſind alle von dieſem

gröbſten Bande, das an die Erde feſſelt, befreit, aber doch ſind ſelbſt von den Säugethieren viele Gattungen um der beſonderen Nahrung willen, zu der ihr Inſtinct ſie ausſchließlich treibt, an wenig ausgedehnte Wohnplätze und an die ſehr veränderliche Gunſt der Umſtände gebunden. Auch die letzte weiteſte Beſchränkung dieſer Art, die, entweder zu Pflanzennahrung oder Fleiſchkoſt ausſchließlich beſtimmt zu ſein, iſt in der Organiſation des Menſchen hinweggefallen. Sein Gebiß enthält die Zahnformen der fleiſchfreſſenden wie die der pflanzenkauenden Thiere; die Gelenkbildung ſeiner Kinnladen geſtattet ebenſowohl den kraftvollen Zuſammenſchluß beider von oben nach unten, als das reibende horizontale Gleiten derſelben über einander; Länge und Einrichtung ſeines Darmkanals ſind zu der längerdauernden Verdauung vegetabiliſcher Nahrung ebenſo paſſend wie zu der ſchnelleren des Fleiſches. Der Kreis der Selbſterhaltungsmittel iſt daher für den Menſchen weit gezogen, und aus dem weiten Kreiſe iſt er anderſeits fähig, ſich mit einem geringen Ausſchnitte zu begnügen. Die weſentlichen Beſtandtheile, die er zu ſeiner Ernährung unerläßlich bedarf, eiweißartige Körper, die Stoffe aus der Gruppe des Stärkemehls und Zuckers und die Fette, kommen, zwar nicht überall in gleich günſtigen Miſchungsverhältniſſen, in den Pflanzen eben ſo weit verbreitet vor, wie in der Thierwelt, und die Erfahrung zeigt Beiſpiele von Völkern, die überwiegend oder faſt ganz ihre Nahrung aus einem der beiden Naturreiche allein ziehen.

Aber ich möchte hinzufügen, daß die menſchliche Organiſation nicht einmal die Beſchränkung auf einen kleineren Theil der ihr zu Gebote geſtellten Stoffwelt mit bedeutenden Modificationen ihrer Lebensthätigkeit zu büßen hat, obgleich ſie den wirklichen Mangel des Nothwendigen freilich nicht ausgleichen kann. Die gegenwärtig hierüber gebräuchlichen Meinungen ſind andere, und man gefällt ſich darin, von der Art und Menge der Nahrung auf kürzeſtem Wege die Eigenthümlichkeit und Größe der körperlichen und geiſtigen Lebenskraft abhängen zu laſſen. In der That ſind unſere genauen Kenntniſſe über dieſen Zweig der thieriſchen

Oekonomie sehr gering; wahrscheinlich ist nur dies, daß in dem uns bekannten cultivirteren Leben die für nothwendig gehaltene Nahrungsaufnahme oft weit das wirkliche Bedürfniß übersteigt. Nur die Erhaltung der Wärme mag einen ziemlich großen Massenverbrauch nöthig machen, und dieser würde durch vegetabilische Kost in milderen, durch thierische Fettnahrung bequemer in kälteren Klimaten zu bestreiten sein; die Abnutzung des Körpers durch die Function ist dagegen gewiß viel geringer, und sie erfordert schwerlich zu ihrem Wiedererſatz eine beträchtliche Aufnahme der dazu allerdings geeigneteren Fleischkost. Das Uebermaß der Stoffaufnahme wird entweder zu einer nützlichen Vermehrung der Kraft des Körpers zu verwenden sein oder es wird den Thätigkeiten des Stoffwechsels zur Last fallen und ihnen die unnütze Aufgabe der Wiederzersetzung zuwälzen. Es ist unnöthig, der zahlreichen Krankheiten zu gedenken, die offenbar aus diesem letztern Umstande herrühren; was den ersten Fall dagegen betrifft, so hat der lebendige Körper eine gewisse Sättigungscapacität, die ihm nicht erlaubt, jeden willkürlich zugeführten Ueberschuß an Nahrung nützlich zu verwerthen. Nur in Verbindung mit beständiger Uebung der Körperkräfte, durch welche die Aneignungsfähigkeit vermehrt wird, kann daher die reichlichere und bessere Nahrung zum Wachsthum dieser Kräfte selbst beitragen. Daß nun zu diesem Zwecke Fleischkost ein weit vorzüglicheres Mittel sei, als vegetabilische, und daß von dieser Wahl eben so nothwendig die Lebhaftigkeit der geistigen Verrichtungen abhänge, ist nicht in dem Maße und in dem Sinne richtig, in welchem beides jetzt oft genug behauptet wird.

Ueberblicken wir zunächst die Thierreihe, so finden wir, daß es dem Stiere unserer Herden weder an Körperkraft, noch an Muth, noch selbst an streitsüchtigem Naturell fehlt, obgleich er dieselbe Weide mit den geduldigeren Kühen besucht; die gewaltige Kraft der Bären und Elephanten wird großentheils durch Pflanzenkost genährt; die Hyäne dagegen entwickelt weder große Kraft noch Muth. Führt man den Löwen und seine Verwandten dagegen auf, so ist doch ihr Ingrimm am größten, wenn sie hungern,

und also der Fleischkost entbehren; so daß ihr Muth wenigstens ebenso leicht für ein Mittel gelten kann, das ihnen die Natur zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gab, als für eine Folge des Stoffes, in welchem sie diese Befriedigung finden. Beweglichkeit und Intelligenz ist eben so wenig ohne Ausnahme an die Art der Nahrung geknüpft; dem grasfressenden Schaf steht die Gemse und das Eichhorn, dem fleischverzehrenden Hunde das Pferd gegenüber. Möglich ist es also der Natur ohne Zweifel, selbst innerhalb eines und desselben allgemeineren Bildungstypus der Säugethierwelt alle möglichen Grade körperlicher Kraft und geistiger Regsamkeit durch die verschiedensten Nahrungsweisen hervorzubringen. Der Grund der Unterschiede muß daher in den angeborenen Eigenthümlichkeiten der Gattungen liegen, und wer für den Menschen jenen verschiedenen Werth der Nahrungsweisen behaupten wollte, müßte sich auf Erfahrungen berufen, nicht aber auf doctrinäre Schätzung der Nährkraft der Stoffe; Schätzungen, deren Untriftigkeit die eben angeführten leicht zu vermehrenden Thatsachen beweisen. Alle jene Tabellen, welche die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Gehalt an Eiweiß oder Kohlenhydraten als mehr oder minder vorzügliche Ersatzmittel für Kraft oder Wärme des Körpers ordnen, können nichts sagen, als daß in diesen Substanzen bestimmte Mengen eines Materials vorhanden sind, welches nutzbar zu machen ist, vorausgesetzt, daß die Organisation, der es dargeboten wird, es zu benutzen versteht. Der Nachweis dieser letztern Bedingung fehlt. Zwischen zwei Stoffen von gleicher Reichhaltigkeit an Eiweiß können feine Unterschiede des Aggregatzustandes, der Dichtigkeit, der Mischung mit andern Substanzen stattfinden, um deren willen dennoch der eine dem andern an wirklicher Benutzbarkeit für die thierische Organisation bedeutend nachsteht. Wissen wir doch, wie häufig im Leben eine Vorliebe für die eine Nahrung und eine bis zur völligen Unfähigkeit des Verdauens gesteigerte Abneigung gegen eine andere vorkommt, die in allen chemischen Eigenschaften doch mit jener ersten auf's nächste verwandt ist. Ein Stoff von geringerem

Nahrungsgehalt kann um solcher Nebenumstände willen nahrhafter sein, als ein anderer, der nützliche Elemente concentrirter und reichlicher aber in weniger günstigen Formen enthält.

Wendet man sich nun an die Erfahrung, so findet man, daß reichliche Kost überhaupt, thierische besonders, ohne entsprechende körperliche Anstrengung, keinen Zuwachs an Kraft, sondern nur wachsende Körperlast und innere Störungen erzeugt; lebhafte Uebung der Kräfte, unterstützt durch ausgiebige Fleischkost, entwickelt die größte Stärke des Körpers, aber nicht die größte Festigkeit der Gesundheit, denn die Gewöhnung an reichen Ersatz vermindert die Fähigkeit, seinen Mangel zu ertragen; dieselbe Uebung mit sparsamer, aber hinlänglicher Nahrung entwickelt neben einer immer noch großen, obgleich nicht der größten Körperkraft die sehnigen Gestalten von größerer Ausdauer unter Beschwerden und wie es scheint selbst höherem Lebensalter; Anstrengungen ohne genügenden Ersatz führen frühzeitiges Altern herbei, aber es fehlt an Beweisen, daß überwiegende Pflanzennahrung diese Schwächung des Organismus besonders verschulde. Wenn man aber von der edleren Kost ohne Umwege auch die höhere geistige Entwicklung ableiten möchte, so entfernt man sich gänzlich von der Erfahrung. Die kalten Dachstuben, in die sich oft außer unzureichendem Brot kaum eine andere Nahrung verlor, haben unsterblichere Gedanken entstehen sehen, als bisher aus den üppigeren Mahlen moderner Talente erwuchsen, und die neue Generation, die endlich in der Zufuhr von Phosphor den Weg zu einer Steigerung der Intelligenz gefunden hat, findet zugleich einen Schatz von Erkenntnissen vor, den viele Jahrhunderte, ohne dieses Mittel zu wissen, angehäuft haben, und den mit merklicher Beschleunigung zu überbieten schwer sein wird. Sollte endlich nicht sowohl die Einsicht, desto mehr aber der thatkräftige Muth ein Erzeugniß der besseren Nahrung sein, so würde diese Behauptung uns nur zu einem bittern Rückblick auf die Thätigkeit veranlassen, die in nicht lange vergangenen Zeiten die edler genährten Theile der Nation entfalteten; kräftig handeln sahen wir überall

nur die, die schon vordem diese glücklicheren leiblichen Bedingungen zur Uebung des Handelns benutzten. Daß sie dies aber thaten, war das Verdienst eines Muthes, der in seiner Lebhaftigkeit nicht von der Nahrung abhängig ist, dem es aber zu gönnen ist, daß er überall in einem hinreichenden leiblichen Ersatz die Möglichkeit finde, auch die Kraft des Vollbringens zu erwerben. Denn Niemand freilich wird leugnen, daß die letztere von dem Zustande des Körpers abhängt; scheint aber auch das Feuer des Wollens und seine Nachhaltigkeit unmittelbar von derselben Ursache bedingt zu sein, so können wir dies nur für die Fälle unzweifelhafter Krankheit zugestehen; außerdem aber entsteht die traurige Herabstimmung des Muthes zum Erkennen sowohl wie zum Handeln weit mehr mittelbar von einem Zusammenfluß ungünstiger gesellschaftlicher Lebenszustände, aus denen das geistige Dasein die ihm gebührende Nahrung vergeblich zu ziehen sucht.

Auf dieser Unabhängigkeit von einer bestimmten Form der Nahrung beruht zum Theil die Fähigkeit des menschlichen Geschlechtes, sich den verschiedenartigsten Bedingungen des Klima anzupassen. Doch rührt sie nicht allein von dieser Ursache her und die Gattungen der Thiere stehen hierin dem Menschen nicht nur um ihres specielleren Nahrungsbedürfnisses willen nach. Obgleich die Natur den Thieren in dem Wechsel dichterer oder dünnerer Behaarung einen auffälligeren Schutz gegen die Verschiedenheiten der Temperatur gab, sind doch nur wenige von ihnen im Stande, eine große Abweichung von ihrem natürlichen Klima zu ertragen, und auch sie vermögen es nur, indem sie als Hausthiere des Menschen von der regelmäßigen Verpflegung und der schützenden Unterkunft, die seine Hand ihnen bereitet, Nutzen ziehen. Den meisten Gattungen gedeiht auch ihre gewohnte Nahrung nicht, wenn sie ihren natürlichen Lebensumgebungen entzogen sind. Liegt nun in ihrer Organisation eine Anzahl ungünstiger Umstände, die, uns wenig bekannt, ihre Acclimatisirung verhindern, so ist es anderseits nicht wahrscheinlich, daß der Leib des Menschen an sich viel günstigere Bedingungen zu ihr enthalte. Er würde vielmehr

noch rettungsloser zu Grunde gehen, wenn er allein auf die Hülfe seiner organischen Verrichtungen angewiesen wäre, und wenn nicht, von der Ueberlegung der Seele geleitet, die Kunstfertigkeit der Hände ihm eine größere Anzahl veränderlicher und besserer Schutzmittel bereitete. Daß die Natur ihm diese Werkzeuge des Schaffens zu dem mannigfaltigsten Gebrauche frei ließ und sie nicht zu dem einförmigen Geschäfte der Stützung des Körpers verbrauchte, darin beruht die wahre und große Bedeutung der aufrechten Stellung, in welcher man zu allen Zeiten das Uebergewicht der menschlichen Bildung über alle verwandten thierischen gefunden hat.

Eine mehr dichterische als wissenschaftliche, zuweilen mehr sentimentale als genaue Auffassung hat den Sinn dieses unterscheidenden Kennzeichens, wie mir scheint, nicht an der rechten Stelle gesucht. Wohl mag ein ästhetisches Gefühl in der aufrechten Stellung die Bestimmung symbolisirt finden, sich über die Erde zu erheben und das Haupt zu den Sternen zu richten; aber wir können doch nicht leugnen, daß die Sterne des Horizonts auch von dem vierfüßigen Thiere mit gleicher Bequemlichkeit bemerkt werden; die des Zeniths dagegen aufzusuchen, kostet auch unserem Haupte noch eine unbequeme Drehung. Und so auffällig an den Boden gefesselt ist der Kopf aller Thiere doch nicht; die Giraffe und das Kameel würden sich uns gegenüber der weit größeren Umschau rühmen können, die ihnen ihr schlank getragener Hals möglich macht. Auch nicht die geringere Berührung des Erdbodens durch zwei Füße allein ist unser ausschließlicher Vorzug; alle Vögel theilen ihn mit uns. Daß endlich die Längenaxe unsers Leibes nahezu senkrecht-aufgerichtet steht, während die Vögel wenigstens ihr Hintertheil vorwiegend horizontal tragen, ist der einzige ziemlich allgemeine Unterschied, aber auf den möchten wir doch kaum unsern Vorrang begründen. Von Vögeln und Säugethieren dagegen trennt uns unzweideutig die freie und vielseitige Bestimmung der Arme, die weder zur Stütze des Körpers, noch wie die Flügel zum Werkzeuge der Fortbewegung, sondern zu einer unermeßlichen Vielförmigkeit der Verrichtungen organisirt sind.

Man hat nun von der Beſtimmung zur aufrechten Stellung einen durchgreifenden Einfluß auf die übrige Formbildung des menſchlichen Körpers abzuleiten geſucht, und vielfach mit Recht, obgleich wir nicht die Schwärmerei theilen können, mit welcher Herder faſt alle Vorzüge der Humanität aus dieſer einen Quelle ableiten möchte. Aber da wir nicht begreifen würden, inwiefern an ſich eine ſenkrechte Linie vornehmer wäre, als eine wagerechte, ſo ſcheint uns vielmehr der andere Verſuch gemacht werden zu müſſen, zuerſt die Nothwendigkeit dieſer aufrechten Stellung einzuſehen, die ja nicht um ihrer ſelbſt willen etwas Vorzügliches iſt, ſondern vorzüglich nur, ſofern ſie die Bedingung einer größern Höhe der Lebensleiſtungen bildet. Ich halte nun den Nachweis für möglich, daß für ein Geſchöpf, deſſen Bildung einmal dem Typus der Säugethiere angehört, jene Benutzbarkeit der Arme und Hände, deren unendlichen Werth zu ſchildern wir einer ſpäteren Stelle aufbewahren, nur unter Vorausſetzung der aufrechten Stellung denkbar iſt. Für Inſecten und andere niedere Thiere würde die Sache anders ſtehen. Die Natur hat ihnen zahlreichere Glieder gegeben, und es blieben ihnen auch für horizontale Stellung des Körpers Stützen genug, wenn einige jener Glieder zu freien Händen entwickelt würden, wie ſie denn wirklich in den Taſtern, Fühlhörnern und Scheeren Organe von einigermaßen ähnlicher Bedeutung beſitzen. Der Typus des Säugethieres bot nur zwei Gliederpaare dar; wurde das eine jener freien Bewegung gewidmet, ſo fiel die Stützung eines hier viel maſſenhafteren Körpers dem andern allein zu, in deſſen ſenkrechte Längenaxe mithin, wenn wir zunächſt nur die ruhende Stellung berückſichtigen, der Schwerpunkt des Körpers fallen mußte. Dies führt nicht ſofort zu dem, was wir die aufrechte Stellung des Menſchen nennen; der Bau der Vögel löſt dieſe mechaniſche Aufgabe auch, aber bei überwiegend horizontaler Richtung der größeren Körpermaſſe. Die Beckenknochen des Vogels verlängern ſich mehr nach hinten, an die Schwanzwirbel ſchließt ſich der Fächer der Schwanzfedern. Häufig weit länger als der Leib, und trotz ſeiner geringen Schwere, wirkt der

Schwanz, indem er unter günstigen Hebelverhältnissen den Gegendruck der Luft benutzt, als ein Gegengewicht gegen die Last des Körpers, der sich nach der andern vorderen Seite des Drehpunktes ausdehnt. Die spitzwinklige Einknickung des Oberschenkels nach dieser Vorderseite hin, und die Stärke der Muskelwirkung, die ihn überwiegend in dieser Richtung erhält, verlegt jenen Drehpunkt, der eigentlich in der Mitte einer Querlinie zwischen beiden Gelenkköpfen der Oberschenkel liegen würde, mehr nach vorn, dem Schwerpunkte des Körpers näher; in vielen Gattungen endlich wird die an sich unbedeutende Last des Kopfes durch einen langen gekrümmten Hals ebenfalls nach der Mitte des Körpers, der Schwerlinie nahe zurückgebogen, in manchen Stellungen sogar hinter diese zurück, so daß sie dann als Gegenlast gegen die vordere Hälfte des Körpers dienen kann. Durch solche Einrichtungen war ein zweifüßiger Gang möglich gemacht, und die Arme konnten sich frei zu Flügeln entwickeln. Um aber zum Fluge benutzbar zu sein, durften sie nur eine geringe Körperlast zu bewegen haben; die Ersparung an Masse, die dem Vogel ein nothwendiges Princip wurde, zeigt sich unter andern auffallend an der Schlankheit der Beine, deren bewegende Muskeln dicht an den Leib gerückt sind, während die Längenaxe des Beines nur von festen dünnen Sehnen begleitet wird. Daraus entsteht eine Unsicherheit des Gleichgewichtes, die in dem Vogelkörper sehr merkbar ist. Die geringe Masse der Beine kann nicht durch ihr bloßes Gewicht den Verrückungen des Schwerpunktes über die Ebene hinaus, in welcher sie ihn stützen, leicht entgegenwirken; wir sehen daher den Vogel jedem Ungleichgewicht seiner Stellung zugleich durch Bewegungen der Flügel, des Schwanzes und des Kopfes begegnen, durch deren vereinigte Wirkung, theils indem sie den Widerstand der Luft benutzen, theils indem sie durch ihre Lagenveränderung den Schwerpunkt des Körpers verrücken, der Neigung zum Falle widerstanden wird. In dem ruhigen Gange der Vögel ist es besonders das beständige Vor- und Zurückstoßen des Halses, worin sich diese Anstrengung zum Gleichgewicht verräth.

Die Organisation des Säugethieres bot ähnliche Hülfsmittel nicht; sie konnte ihren weit massenhafteren Körper auf zwei gleich dünnen Säulen nicht in horizontaler Richtung balanciren, da sie ihm weder einen fächerförmigen Federschweif als Gegengewicht, noch Flügel geben konnte, deren Stoß gegen die Luft nach vorn dem Uebergewicht der vorderen Körperhälfte entgegenwirken konnte. Vielleicht könnte ein grübelnder Scharfsinn allerhand abenteuerliche Formumänderungen erdenken, die dennoch zu diesem Ziele führten; aber sie würden ohne Zweifel von dem einmal feststehenden Typus der Säugethierbildung weiter abweichen, als die Wahl, welche die Natur wirklich traf, die Aufrichtung der Längenaxe mit allen den Modificationen der Gestalt, die in ihrem Gefolge unerläßlich waren. Zu ihnen gehört vor Allem die Bildung der Beine. Zunächst ihre Massenhaftigkeit, durch welche sich der Mensch vor allen ihm verwandten Thieren auszeichnet, denn selbst die vier Beine des Elephanten sind ein geringerer Theil seiner Körpermasse, als die zwei des Menschen verglichen mit der seinigen. Diese Fülle war nothwendig, um die große Last des Leibes bei ihrer Gesammtverschiebung gegen die Axe der Beine, bei Beugung und Streckung theils durch eine gewisse Gegenlast zu balanciren, theils diese Bewegungen selbst durch kraftvolle Muskelwirkung zu ermöglichen. Daher umgibt das Becken und seine Verbindung mit dem Oberschenkel ein Reichthum von Muskeln, gegen den das ärmliche Gesäß des Affen absticht. Dieselbe Fülle setzt sich fort über die Oberschenkel herab, denn auf den beiden Gelenkköpfen dieser Knochen allein schwebt der Rumpf, und jede seitliche Drehung desselben, die bei feststehenden Füßen ausgeführt werden soll, erfordert, weil die Verbindungslinie jener Gelenkköpfe nun eine neue Lage annehmen muß, auch eine entgegengesetzte Abweichung beider Beine von der früher verticalen Richtung ihrer Axe. Dreht in aufrechter Stellung bei zusammenstehenden Füßen der Körper sich rechts, so weicht die Axe des rechten Beines rückwärts hinter die Senkrechte nach links, die des linken neigt sich vorwärts nach rechts; Bewegungen von unbedeutendem Umfang, aber großer

Kraft, und nicht nützlich ausführbar ohne die bedeutenden Muskelmassen, welche am Oberschenkel fortlaufend der Veränderlichkeit seiner Lage gegen das Becken dienen. Gleiches Aufgebot erforderte die Herbeiführung des Aufstehens selbst, namentlich wo dies unter dem Drucke einer getragenen Last zu geschehen hatte; auch diese Aufgabe, das Kniegelenk kraftvoll zu strecken, führt zur Vergrößerung der Muskelmasse des Oberschenkels, während das ruhige Stehen, der Gewinn dieser Anstrengung, auf einfachere Weise unterhalten wird. Denn beim Stehen bildet die Knochenaxe des Beines keine völlig gerade senkrechte Linie, sondern der Oberschenkel macht mit dem Unterschenkel nach vorn im Knie einen stumpfen Winkel, dessen weiteres Einknicken nach hinten theils durch die Kniescheibe, theils durch die starken Kreuzbänder verhindert wird, welche am Kniegelenk hinten die Enden des Ober- und des Unterschenkels verbinden, und deren Anspannung allein, ohne Mitwirkung lebendiger Muskelkraft, jene Stellung des Beines forterhält. Die geringste Bewegung des Körpers, wie sie namentlich so leicht eine getragene Last hervorbringt, stört indessen dieses Gleichgewicht und nöthigt, wieder die Anstrengung der Muskeln zu Hülfe zu rufen. Die geringe gegenseitige Drehbarkeit, welche außerdem Ober- und Unterschenkel gegen einander und nur unter besondern Verhältnissen besitzen, erlaubte, die Gegend des Knies selbst von größeren Muskelschichten frei zu lassen; sie treten dagegen mächtig wieder auf in der Bildung der Wade, durch deren Entwicklung ebenfalls das menschliche Bein von dem der verwandtesten Thiere abweicht.

Der Gang des Menschen ist noch eigentlicher als das Schreiten der Thiere ein beständig unterbrochenes Fallen. Indem die Ferse sich vom Boden erhebt, erhebt sie mit sich die ganze Last des Körpers und läßt sie nur noch durch den Ballen des Fußes und die Zehen unterstützt; unterdessen schwingt ohne lebendige Anstrengung dem Pendel gleich das andere Bein vorbei, um dem vorwärts geneigten Körper durch sein vorrückendes Auftreten einen neuen Stützpunkt zu geben. Allein nicht blos der natürliche

Gang erfordert dieſe wenig umfängliche, aber kraftvolle Hebung des Körpers, und er erſcheint uns ungebildet, wo dieſe fehlt, und geziert, wo ſie über ihr Bedürfniß übertrieben wird; auch das Aufſtehen aus jeder gebogenen Knielage, das Erſteigen von Anhöhen, die Aufhebung jeder Laſt macht die Mitwirkung derſelben Muskeln nöthig. Dieſe eigenthümlichen Bewegungsbedürfniſſe, deren Befriedigung bei dem vierfüßigen Gange auf eine Mehrheit zuſammenwirkender Glieder vertheilt wird, haben die Bildung des menſchlichen Fußes ſehr abweichend von der des thieriſchen geſtaltet. Viele Knochenſtücke von verſchiedener Form und Größe, durch feſte ſehnige Bänder ſtraff und doch elaſtiſch verbunden, bilden ein flaches bogenförmiges Gewölbe, das nur vorn und hinten den Boden berührt, die Mitte des Fußes dagegen über ihm erhaben läßt. Auf dem höchſten Punkte des Bogens, dem hintern Ende nahe, befindet ſich die Gelenkfläche, auf welcher der herabſteigende Unterſchenkel ſenkrecht zur Längenrichtung des Fußes ruht, und von welcher aus die ganze Laſt des Körpers ihren Druck getheilt durch die beiden Zweige des Bogens nach vorn und hinten zum Boden ableitet. Für die Muskelwirkungen bildet der Fuß auf dieſe Weiſe einen zweiarmigen Hebel, an deſſen hinteren Arm, den Ferſenvorſprung, ſich die kurze und dicke Sehne der kraftvollen Wadenmuskeln heftet, die jene elaſtiſche Hebung der ganzen Körperlaſt, eine der ausgezeichnetſten Eigenthümlichkeiten menſchlicher Bewegungsweiſe, bewirken. Kein Thierfuß zeigt hierin eine gleiche Anordnung. Die einzelnen Knochen, die in dem menſchlichen eng unter einander zu einem Ganzen verbunden ſind, das auch äußerlich durch ſeine horizontale Richtung eben als Fuß gegen das ſenkrechte Bein ſich unterſcheidet, haben in der Thierreihe mannigfache Umformungen und Lagenveränderungen erfahren. Wie das Kniegelenk in den Säugethieren mit Verkürzung des Oberſchenkels dem Leibe ſich genähert, ſo hat ſich das Ferſengelenk vom Boden erhoben und die verlängerten Knochen des Mittelfußes ſchalten ſich zwiſchen daſſelbe und die umgeformten Zehen ein. Für viele Gattungen bilden die Zehen die einzige zum Gange benutzte Be-

rührungsfläche, wenigere treten als Sohlengänger auf die Fläche des ganzen Fußes. Die Füße der Affen sind bekanntlich handförmig gebildet, und zum Aufenthalte auf Bäumen, zum Klettern und Greifen bestimmt, eignen sie sich so wenig zu längerem Gehen, daß die ausschließliche Bestimmung des Menschen zu aufrechter Stellung durch sie nicht zweifelhaft wird. Er allein vermag das Bein in eine vollkommen geradlinige senkrechte Richtung auszustrecken, die rechtwinklig auf dem unterstützenden und bewegenden Hebel des Fußes ruht; alle Thiere gehen, wenn sie gehen, mit gebogenen Knien und bedürfen deshalb selbst zu ruhender aufrechter Stellung einer Kraftanstrengung, die dem Menschen erspart ist.

Es würde verführerisch sein, in eine genaue Untersuchung dieser Organisationsverhältnisse einzugehen, die wir hier nur in sehr oberflächlichen Zügen andeuten konnten; es würde noch mehr Interesse haben, nachzuforschen, welche weiteren Nachwirkungen diese Bestimmung zur aufrechten Stellung auf den Bau und die Verrichtungen des übrigen Körpers ausübt. Wir sind nicht in Zweifel darüber, daß ein enger Zusammenhang alle Einzelheiten der organischen Structur umfaßt, aber nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Wissenschaft müssen wir doch behaupten, daß die außerordentlichen Einflüsse, welche man in diesem Betracht dem Aufrechtstehen zuschreibt, nicht vollkommen beweisbar sind. Mehr nur aus dem thatsächlichen Zusammenvorkommen der menschlichen Gestalt mit dem aufrechten Gange und aus der vortrefflichen ästhetischen Uebereinstimmung jener Form mit dem Sinne dieser Verrichtung schließt man darauf, daß zwischen der senkrechten Aufrichtung der Körperaxe und dem übrigen Bildungsgepräge des Menschenkörpers auch ein nothwendiger mechanischer Zusammenhang stattfinde. Für den Bau und die Function der inneren Organe läßt sich keine bedeutende Rückwirkung nachweisen, und die Annahmen Herders, alle Kräfte würden in aufrechter Stellung anders wirken, das Blut anders die Nerven reizen, entbehren, wenn sie sich auf erhebliche und für die Lebensweise nachweisbar wichtige Unterschiede beziehen sollen, jeder Begründung. Auch in

dem äußeren Bau des Oberkörpers finden wir nur einen beträchtlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier, den Stellenwechsel der größten Querdurchmesser. In vierfüßigen Thieren haben Brustkorb und Leib vom Rücken nach der Bauchseite hin eine größere Länge, als ihre Breite von rechts nach links beträgt; die Rippen des Menschen dagegen wölben seine Brust vorwiegend nach der Breite hin, und sein Brustbein tritt zurück, der Wirbelsäule näher. Auch die Form des Beckens und selbst die der Beine zeigt diesen Unterschied; die Schenkel der meisten Vierfüßler sind flach, von beiden Seiten zusammengedrückt; das Bein des Menschen verräth in seiner Rundung die zunehmende Breitendimension, die noch auffallender in der Gestalt der Hüfte hervortritt. Für den aufrechten Gang ist diese Einrichtung vortheilhaft, denn die Last des Körpers ist so vorzugsweis in der Richtung einer Ebene gesammelt, welche senkrecht zu der unterstützenden Richtung des Fußes steht. Die Länge des Fußes hätte beträchtlicher sein müssen, wenn sie einer von vorn nach hinten angesammelten Masse gleich gut als Widerhalt hätte dienen sollen. Nach den Seiten hin ist dagegen wegen der Richtung der Hauptgelenkverbindungen die Hinfälligkeit des Körpers geringer, und er bedurfte hierin weniger Unterstützung; findet aber dennoch eine sehr ausreichende, da in dieser Richtung seiner größten Breite zwei Füße es sind, die sich in seine Last theilen und sich in der Bekämpfung ihrer seitlichen Neigung unterstützen. Ein Uebergewicht des Körpers dagegen nach vorn hin wird nur dann durch zwei Füße bekämpft, wenn diese vor einander gesetzt sind; stehen sie zusammengeschlossen, so gelten sie nach der Richtung einer vorwärtsgehenden Bewegung nur für eine Stütze.

Die Bildung des menschlichen Kopfes können wir nicht als eine nothwendige Folge des aufrechten Ganges erweisen, so schön sie freilich, nachdem sie da ist, mit diesem zusammenstimmt. Je größer der Kopf und je länger der Hebelarm des Halses, an dem seine Masse hängt, um so mehr Kraft erfordert sein horizontales Tragen bei vierfüßigem Gange. Die aufrechte Stellung erspart

dieſen Theil des Kraftaufwandes, und einen weiteren Vortheil würde ſie nur darin finden, die Laſt des Kopfes möglichſt ſymmetriſch um die Gelenkflächen zu vertheilen, mit denen er auf ſeiner unmittelbaren Unterſtützung, der Halswirbelſäule, aufſitzt. Hierzu war die große Veränderung der Kopfbildung, wie wir ſie von den Säugethieren zum Menſchen eintreten ſehen, die Vergrößerung des Schädelgewölbes und die Verkleinerung des Geſichtstheils, die Zurückdrängung namentlich der Naſe und des Gebiſſes aus ihrer Verlängerung nach vorn, mechaniſch nicht nothwendig. Der längliche Säugethierkopf hätte eben ſo gut rechtwinklig auf der Säule des Halſes äquilibrirt werden können, wie wir den Fuß nur bei dem Menſchen dieſelbe Stellung gegen die Axe des Beines einnehmen ſehen; nichts wäre hierzu weiter nöthig geweſen, als daß das Hinterhauptsloch, durch welches das Rückenmark ſich in das Gehirn fortſetzt, etwas mehr nach vorn gerückt und die Beugung, mit welcher die Richtung des Marks in die Hauptrichtung des Gehirns übergeht, noch etwas größer geworden wäre, als ſie im Menſchen wirklich iſt. Die thierähnlichen Bildungen, die der menſchliche Kopf in der That häufig zeigt, das merkliche Hervortreten des Mundes und die Zurückweichung der Stirn, eine typiſche Geſichtsform ganzer Racen, deren Gang doch nicht weniger aufrecht iſt, laſſen erkennen, daß der Zuſammenhang zwiſchen Kopfgeſtalt und Körperſtellung, obwohl gewiß vorhanden, doch kein ſo ganz unmittelbarer iſt. Natürlich mußte der Umſtand, daß die Bauchſeite des Leibes jetzt zur Vorderſeite geworden iſt, nach der alle Ortsbewegungen geſchehen, und nach welcher hin ſich auch die Thätigkeit der Arme zunächſt erſtreckt, auch die Lagerung der Sinnesorgane nach dieſer Seite hin zweckmäßig machen. Aber weder dies noch das Bedürfniß, einem für die zunehmenden Lebenszwecke an Maſſe anwachſenden Gehirn Raum zu verſchaffen, nöthigte an ſich zu dieſem weiten Abgehen von dem gewöhnlichen Bildungstypus der ganzen Säugethierklaſſe. Innerhalb der allgemeinen Gleichförmigkeit dieſes Typus wechſelt jedoch überhaupt von Gattung zu Gattung die Kopfbildung charakteriſtiſch genug,

theils nach der Eigenthümlichkeit des Nahrungsbedürfnisses und der nöthigen Mittel zu seiner Befriedigung, theils mit dem geistigen Naturell und der Gemüthsart überhaupt; und so können wir uns begnügen, auch die Gestaltung des menschlichen Hauptes als die Variation zu betrachten, die den deutlichsten Ausdruck eines zu höherer Bestimmung berufenen Innern gewährte.

Es sei denn, daß wir uns selbst diese Auffassung durch die ungünstigen Seitenblicke abgeschnitten hätten, die wir früher auf Ansichten warfen, welche sich zu einer symbolischen Deutung der Naturformen hinneigten. Aber jene Aeußerungen sollten nicht bezweifeln, daß auch Schönheit zu den Zwecken der Schöpfung gehöre. Nur dies konnten wir nicht zugestehen, daß es der Natur vor Allem auf Repräsentation ankomme. Wo sie ein Geschöpf zu einer großen Bestimmung beruft, ist es nicht ihr Erstes, ihm eine äußerliche Form als Siegel dieses Berufes aufzudrücken, sondern ihre weit ernstere Mitgift besteht darin, daß sie ihm alle praktischen Mittel zur Geltenmachung dieses Berufes und zur Behauptung seines Ranges zu Gebote stellt. Sie gibt ihm zuerst die Macht etwas zu sein, nicht zuerst die Form, etwas zu scheinen, und sie verläßt sich darauf, daß am Ende der wirkliche Besitz und Gebrauch der Macht auch immer die ausdrucksvollste Art ist, sich ihren Schein zu sichern. Es kam daher wenig unmittelbar darauf an, daß der Mensch zum Symbol seiner Herrschaft seinen Leib aufrichte, eine Stellung, die ihm die Fettgänse des Polarmeeres mit nutzloser Feierlichkeit copiren; es lag mehr daran, daß diese Stellung allein ihm die Möglichkeit zu jenen Handlungen gab, durch welche er in Wirklichkeit diese Herrschaft über alle andern Geschlechter ausübt. Nachdem dies Wichtigste gethan und der Kern geschaffen ist, wer würde dann nicht wahrscheinlich finden, daß ihm die Schale entsprechen, daß in der äußeren Körperform der Gesammtcharakter des Innern einen Ausdruck finden werde, so weit Inneres überhaupt durch räumliche Formen darstellbar ist? Aber eben hier zeigt sich die Unsicherheit jener Symbolik, welche unmittelbar geistige Eigenschaften an Raumformen knüpft,

ohne als Zwischenglied die mechanische, praktische Bedeutung dessen, was in diesen Formen auftritt, zu berücksichtigen. Ich rede gar nicht von jener naiven Auffassung, für die alle Schönheit in einfachen Zahlenverhältnissen liegt, und daher durch Eingehen dieser Proportionen in die äußerliche Gestalt auch jeder Erscheinung, gleichviel, welches ihr Sinn sei, ohne weiteres mitgetheilt werden kann. Vielmehr gerade jene Ansichten, welche ausdrücklich symbolisiren und auf die Bedeutung der Theile in ihrer Art sich einlassen, zeigen ihre Nichtigkeit darin, daß es ja kaum irgend eine erdenkliche Körperform würde geben können, die sich nicht mit gleichem Tiefsinn befriedigend würde deuten lassen. Geht der Mensch aufrecht, so ist es bedeutsam, daß er nur mit den Füßen die Erde berührt, das Haupt zum Himmel hebt; daß er nun doch nicht fliegt, ist auch bedeutsam, denn er bezeugt dadurch seinen steten Zusammenhang mit der Erde, seiner Mutter; ginge er nun auf vier Füßen wie die Giraffe, so wäre es noch bedeutsamer, denn dann wendete er der Mutter Erde, wie es Recht ist, nur sein irdisches Theil, den Leib, zu, während das Haupt, Niederes verachtend, zur Höhe strebte. Jetzt, da der Mensch seine Brust breit gewölbt den Stürmen entgegenkehrt, wie bedeutsam ist dieser erwartende Trotz! Hätte er aber das vorstrebende Brustbein des Vogels, so wäre das wieder bedeutsam, denn nun schiene erst recht sein Muth dem Strome der Dinge entgegenzustreben; wäre endlich seine Brust vertieft und ausgehöhlt, wie gemüthvoll symbolisirte dann diese Form die Sehnsucht, die Welt in die Tiefe des eigenen Herzens aufzunehmen! Zu diesem Spiel der Sentimentalität und eines fruchtlosen Witzes führt zuletzt immer die Neigung zu unmittelbarer Deutung von Raumformen, deren Ausprägung als solcher, oder deswegen, weil sie etwa an sich feste Erscheinungsweisen einer Idee wären, gewiß nie zu den Absichten der Natur gehört. Gibt es eine ausdrucksvolle Schönheit der Gestalten, so liegt sie immer darin, daß wir in der Form zunächst die durch sie mögliche Handlung erkennen, daß wir aus den Umrissen des Körpers, ihrer weichen Verschmelzung oder kraftvollen Absetzung gegen einander,

aus den Größenverhältniſſen der einzelnen Theile ein Bild der Intenſität der lebendigen Kraft gewinnen, der Leichtigkeit, mit der ſie erweckt wird, der ſchnellen Veränderlichkeit, deren ſie fähig iſt, des Genuſſes, den das übereinſtimmende Gleichgewicht ſeiner mannigfachen Theile dem lebendigen Weſen ſelbſt gewährt, der Stimmung, die um dieſer Eigenthümlichkeiten ſeines Baues willen ſein Inneres füllt, endlich der Leidenſchaft, die in ihm bereit zum Hervorbrechen ſchlummert oder von ihm gebändigt wird.

Dieſes Bild aber des Lebendigen kann nur dem gleich Lebendigen zu Theil werden; nur die eigene Erfahrung und die durch ſie geleitete Beobachtung anderer Geſchlechter kann uns in der menſchlichen Geſtalt den Ausdruck finden lehren, den wir bewundern. Die Natur gab nicht dem Menſchen die ſteil aufſtrebende Stirn, damit er gedankenreich ausſehe; dieſe Stirn iſt an ſich nichts als eine leere Wand. Nur die Erfahrung und der unbewußt wiſſenſchaftliche Inſtinct des Menſchen lehrte ihn, an dieſer Stelle die Werkſtatt des geiſtigen Lebens zu ſuchen und die Stärke deſſelben nach der räumlichen Ausdehnung jener zu ſchätzen. Ohne Zweifel gibt es Formen, denen als ſolchen, ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung, eine gewiſſe Schönheit, nicht die höchſte, zukommt; aber zu ihnen gehören die ſymmetriſchen Figuren der Kryſtalle und die anmuthigen farbenreichen Geſtalten der Blumen weit mehr, als die Lineamente eines menſchlichen Kopfes. Hätte eine Baumwurzel es in ihrer Art, eben ſo geformt zu ſein, wie er, ſo würden wir uns bald überzeugen, wie gar kein ſelbſtändiger Reiz in dieſer Krümmung des Schädelgewölbes, in den geſchwungenen Linien der Augenhöhlen, in der Rundung der Wangen, in dem Schnitte der Lippen liegt. Das Alles iſt, als bloße Form betrachtet, ein verworrener Haufen von Erhöhungen und Vertiefungen; erſt das Wiſſen darum, welche Kräfte des Geiſtes innerhalb jener monotonen Wölbung arbeiten, welche Lieblichkeit des Gemüthes mit Augen und Lippen als Werkzeugen ihres Thuns waltet, erſt dies Verſtändniß läßt alle jene Raumformen ſchön erſcheinen. Die Natur gab alſo nicht den Geſchöpfen gewiſſe an ſich bedeut-

ſame Formen, um durch deren ſelbſtverſtändliche Symbolik ihrem Inneren einen angemeſſenen Ausdruck zu verſchaffen; ſondern indem ſie den lebendigen Weſen Mittel zum Handeln gab, wurden allemal die an ſich gleichgültigen Formen, in denen dieſe Organiſation ihre erſcheinende Oberfläche fand, von ſelbſt zu bedeutſamen Symbolen für alle, denen eigene innere Erfahrung oder Beobachtung fremder Natur die Fähigkeit verliehen hatte, die unter der Oberfläche arbeitende Kraft zu errathen.

Daß aber dieſe Kraft überhaupt ſich verrieth und daß nicht ein ungegliedertes Aeußere ſie ganz verbarg, das allerdings mag zu den Abſichten der Natur rechnen, wer überhaupt von ſolchen ſpricht. Nicht freilich, damit nur dieſe Erſcheinung da ſei, ließ ſie die Oberfläche dem Innern entſprechen; nicht auf die Thatſache kam es an, daß Inneres ſich äußere; denn was wäre Gutes gewonnen geweſen, wenn nun dieſes Spiel in größter Vollkommenheit gelungen wäre? Erſcheinung eines Weſens ſetzt überall ein zweites voraus, dem es erſcheint, und das Glück des gegenſeitigen Füreinanderſeins, das daraus entſpringt, iſt der reale und ernſte Zweck, dem alle Erſcheinung dient. Ein müßiges Pendelſpiel dagegen wäre es, wenn der ſchaffende Weltgrund ohne dieſen Zweck nur die beſtändige Oscillation zwiſchen Aeußerung des Weſens und Wiederverinnerung der Aeußerung vollzöge, die bekannte langweilige Urbewegung, in welcher jene verhängnißvolle, Alles in Symbol ohne ernſtlichen Nutzen auflöſende Anſicht auch hier wieder eine an ſich heilige und unverbrüchliche Nothwendigkeit zu ſehen glaubt. Das Thier iſt nicht zu vereinſamtem Leben beſtimmt, ſondern zum Verkehr mit ſeines Gleichen; je höher und ausgebreiteter der Inhalt ſeines Lebens, um ſo mehr ſoll es nicht allein die Einwirkungen anderer blind empfangen, ſondern ſehend werden auch für die inneren Regungen des Andern, von denen es augenblicklich nicht leidet; auf dieſem Verſtändniß und Mitgefühl beruht jeder Umgang, und eben das, was wir mit dieſem Worte ſagen wollen, unterſcheidet den Verkehr des Lebendigen von aller Wechſelwirkung der Stoffe. Jede Gattung wird daher zunächſt

ihres Gleichen verstehen und schön sein für ihres Gleichen; haben aber einem bevorzugten Geschöpfe seine höheren Lebenszwecke eine Vielseitigkeit der Organisation verliehen, mit deren größerem Reichthum es sich in die einfacheren Regungen weniger begünstigter Geschlechter vertiefen und sie mitgenießend wiederholen und verstehen kann, so werden wir ihm nicht verdenken, wenn es sich zum Richter über die Schönheit aller Gestalten macht und die höchste Vollendung in derjenigen Form findet, die das bedeutendste innere Leben und am deutlichsten jeden leisesten Zug desselben widerspiegelt.

Wie wollten wir leugnen, daß in jeder dieser Rücksichten der menschliche Körper an der Spitze der Geschöpfreihe steht? selbst von denen, deren Bildungsgesetz dem seinigen am meisten ähnlich ist, durch eine immer noch große Kluft geschieden? Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Stufenleiter der thierischen Gestalten, so sehen wir die Entwicklung derselben hauptsächlich darin fortschreiten, daß die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke von außen immer zarter und leichter erregbar, ihre rückwirkende Herrschaft über die kleinere Welt des Leibes selbst, wie über die größere Außenwelt, immer vielseitiger und doch an immer einfachere Mittel geknüpft wird. Ihre niederen Geschöpfe umgibt die Natur mit starren Panzern und Schalen, die nur den letzten Lärm der Arbeit in den vorgestreckten Gliedern, nicht die lebendige Elasticität auch in der Ruhe des Leibes erscheinen lassen; sie mildert allmählig diese Starrheit; das Federkleid des Vogels, der Pelz des Säugethieres läßt nach und nach mit zunehmender Beweglichkeit die kraftvolle und gelenkige Muskulatur hervortreten, die der Schuppenmantel des Fisches noch völlig verbarg; aber erst die nackte Haut des Menschen verräth alle jene leisen Spannungen und Dehnungen, die einander unterstützend und verstehend, Bewegung oder Gleichgewicht suchend, wie eine zusammenhängende Melodie durch seine Gestalt laufen. Hier zuerst füllt das volle warme Leben mit seinem Pulsschlag ganz die Grenzen der erscheinenden Form aus, während das zierliche Bild des Vogels nur mit einer gerundeten Hülle von Federn, manches vierfüßige Thier

nur mit einer Wolke von Haaren einen unschönen und eckigen Körperumriß überkleidet. Aus der unentschiedenen Masse des Leibes tritt im Fortschritt der Thierreihe immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrschenden Willens, in einen gemessenen Gegensatz zu dem übrigen Ganzen; weder dumpf in den Leib zurückgezogen wie in Crustaceen und Fischen, noch allzubeweglich, wie bei schwachsinnigen Insecten an fadenförmigem Stiele schwankend, geht es schon in den Säugethieren als der kraftvoll beherrschende Anfang des Körpers voran, nirgends doch so deutlich an seine Spitze gestellt, wie durch den Hals des aufrecht stehenden Menschen. Und diesem Geiste, dessen Sitz es bildet, gehört eine stille und geräuschlose Macht über die Welt, nicht eine solche, die mit großem Lärm und ungeheurem Aufwande von Mitteln zum Fahnden der äußern Dinge nur die Anstrengung verriethe, die sie machen müßte. Darum wächst der Umfang des Kopfes nicht mit dem Umfang seiner Leistungen; mit dem Zunehmen der Masse, welche die Seele zu ihren Verrichtungen bedürfte, würde der Zauber ihrer Macht abnehmen; jede Vielfältigkeit hervorspringender Mittel, die sie benutzen müßte, würde nur ihre eigene Hülflosigkeit verrathen. Abenteuerliche Verlängerungen und Auswüchse mag daher die Natur den Sinnesorganen ihrer niederen Geschöpfe geben, in den höheren, und im Menschen am meisten, drängt sie diese Werkzeuge ohne Aufsehen in einen kleinen Raum zurück. Die Augen starren nicht hervortretend in die Ferne, wie in Furcht, daß die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen sind sie vielmehr gewiß, das Fernste dennoch zu beherrschen. Weder zum Ergreifen der Nahrung, noch zum Rufen drängt sich der Mund vor; der bedeutsame Klang des Wortes wird mühelos von der Lippe fließen, denn es ist nicht mehr die Kraft des Schreies, womit die Seele wirken will, jener rohe Laut, zu dessen Entlassung das Thier mühsam Kopf und Hals vorstreckt. Und ähnlich verfährt die Natur in den Organen der Bewegung. Niederen Geschöpfen gibt sie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit Saugnäpfen Warzen Wimpern, ohne Knochen und Gelenke einer

widrigen Verdrehbarkeit fähig; in den höheren beschränkt sie diesen Aufwand, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt und besonders die der gleichen und ähnlichen. Sie verringert jene rankende Beweglichkeit einer zu großen Anzahl von Gelenken und läßt diese nur in den Fingern der menschlichen Hand in verkleinertem Maßstab fortbestehen. Aber die wenigen übrig gelassenen Glieder dehnt sie dafür zu warmer Fülle und Rundung aus; Arme und Beine der menschlichen Gestalt durchdringt bis in ihre äußersten Grenzen der Puls des Lebens. Wie anders erscheinen uns die dünnen Beine der Insecten, in vielfachen Gelenken zusammenknickend, äußerlich angeheftete Stelzen, in deren fadenförmige Dimensionen sich unmöglich ein volles Leben scheint verlieren zu können! Wie anders die Steifigkeit des sehnigen Vogelbeins, und wie sehr stehen selbst die Hausthiere, deren Kraft und elegante Bewegung wir bewundern, an so vollständiger, weicher und kraftvoller Belebung des ganzen Körperumrisses zurück!

Wozu sollten wir jedoch eine Betrachtung fortsetzen, die nur zerstückt jene Vorzüge aufzählen könnte, in deren lebendiger Vereinigung erst die Phantasie den vollen Werth der menschlichen Bildung empfinden würde? Möge deshalb der Anschauung der Natur oder der Kunstwerke diese Aufgabe überlassen bleiben, die bedeutungsvolle Schönheit einer Gestalt nachzufühlen, von welcher unsere Ueberlegungen den praktischen Nutzen hervorzuheben hatten.

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verschiedenheit der Racen. — Hypothesen über die Entstehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart.

Eine gewöhnliche Täuschung läßt dem Reisenden in einem neubetretenen Lande jedes Gesicht dem andern ungewöhnlich ähnlich erscheinen; die wirklich vorhandenen gleichen Nationalzüge treten im Gegensatz zu der heimischen Bildung so auffallend hervor, daß ihre eigenen mannigfaltigen Unterschiede im Anfange der Aufmerksamkeit entgehen. Vielleicht ist es ein ähnliches Vorurtheil, das uns überredet, in denjenigen Thierklassen, deren Organisation von der unsrigen weiter abweicht, nur gleichwerthige Exemplare eines Gattungstypus zu sehen, ohne daß das eine vom andern durch wesentlich individuelle Züge, die veränderliche Größe und Kraft der Ausbildung abgerechnet, sich unterschiede. Den Thieren selbst erscheint dies vielleicht anders; indessen werden wir doch mit unserem Vorurtheil schwerlich ganz Unrecht haben. Denn auch in den höheren uns weit ähnlicher organisirten Klassen überwiegt doch, so weit unsere Beobachtung reicht, das Naturell der Gattung so sehr, daß individuelle Züge kaum merklich gegen dasselbe in Betracht kommen; erst die Hausthiere, denen die Theilnahme am menschlichen Verkehr eigenthümliche und verschiedene Erziehung und Lebenserfahrung verschafft, sehen wir eine größere Mannigfaltigkeit körperlicher und geistiger Individualität entfalten. Und auch das menschliche Geschlecht, das ohne Zweifel durch die Fülle seiner auch körperlich scharf gezeichneten persönlichen Charaktere allen Thiergattungen unvergleichlich voransteht, erzeugt doch nicht von selbst und von Natur wegen diese Mannigfaltigkeit. Je gleichförmiger die Schicksale und Beschäftigungen der Einzel-

nen, je enger der geistige Horizont, je niedriger und einseitiger überhaupt die Cultur eines Stammes, desto mehr sehen wir auch seine Angehörigen in eine große Monotonie des körperlichen und geistigen Naturells zurücksinken. Um diesen Schwerpunkt des allgemeinen Typus vollzieht nach verschiedenen Seiten hin ausweichend die individuelle Bildung ihre Schwingungen; aber indem wir versuchen wollen, die Weite der Ablenkung, die sie erfahren kann, und die bedingenden Gründe ihrer Eigenthümlichkeiten zu überlegen, betreten wir ein Gebiet, in welchem der bisherige Zustand unserer Kenntnisse uns nicht blos keine Gewißheit, sondern häufig nicht einmal ein entschiedenes Urtheil über die Wahrscheinlichkeit der Hypothesen gestattet, die wir wagen möchten.

Gehen wir von der einzelnen bereits erzeugten Gestalt aus, so finden wir, daß äußere psychische und physische Einflüsse der Erziehung, der Gefühlseindruck der Erlebnisse und die willkürliche Uebung aller Kräfte zwar zu außerordentlichen Unterschieden der geistigen Entwicklung führen können, daß sie dagegen die einmal von Geburt empfangene körperliche Bildung nur unbeträchtlich umgestalten. Hemmungen ohne Zahl freilich können eintreten, welche die ursprüngliche Anlage an vollkommener Entfaltung hindern; und eben dies, daß die Erziehung schon durch Entfernung dieser störenden Hindernisse überraschende Erfolge erzielt, bringt den Schein hervor, als vermöchte sie nicht nur die Entwicklung vorhandener Anlagen zu sichern, sondern auch solche hinzu zu erwerben und anzuerziehen, die dem Keime der Gestalt fehlten. Mag dies in sehr geringem Maße vorkommen, mögen namentlich Wachsthum und Muskelkraft des Körpers, beide von Natur bestimmt, im Verlaufe des Lebens zuzunehmen, durch eine zweckmäßige Gymnastik gefördert werden, so wird doch im Ganzen weder die Gestaltbildung des Körpers noch seine Anlage zu einseitiger oder krankhafter Entwicklung um sehr Vieles durch die Einflüsse geändert, die erst nach der Geburt auf das lebendige Geschöpf einwirken. Nur auf die Züge des Gesichts und vermittelst der sich einfindenden Bewegungsgewohnheiten auf die Haltung des Kör-

pers, endlich im Allgemeinen auf die Zartheit der äußern Erscheinung überhaupt sehen wir die höhere geistige Ausbildung eine entschieden günstige Nachwirkung ausüben; aber mit dieser ganzen eigenthümlichen Veredlung der Gestalt ist sie doch nicht im Stande, die einmal in der ersten Anlage der Bildung festgestellten Grundzüge derselben zu verwischen. Wer die individuelle Seele als die Schöpferin ihres Körpers betrachtet, wird doch zugestehen müssen, daß ihre gestaltende Kraft bald erlischt, und selbst in dem Zeitraume, in welchem sie eine solche ausüben mag, ist sie doppelt gebunden. Sie ist nicht allein genöthigt, einen Leib zu bilden, der im Allgemeinen den Gesetzen ihrer Gattung entspricht, sondern sie kann auch im Besondern sich von einer Menge eigenthümlicher Züge nicht befreien, die ihren Erzeugern angehörten, und je mehr die Aeltern beide eine gleichmäßige und identische Stammform in ihrer Gestalt repräsentiren, um so sicherer wiederholt auch die Nachkommenschaft diese gewohnte Form, die in dem Typus der Gattung nicht vorgebildet, sondern nur möglich gelassen war. Allmählig indessen sehen wir doch im Laufe der Generationen, ohne daß diese Schranke der Stammform überschritten wird, neue individuelle Eigenthümlichkeiten der Bildung auftreten, über deren Ursprünge wir nur wenige glaubhafte Vermuthungen haben.

Wir wissen nichts über die physischen Vermittlungen, durch welche überhaupt in den Massen der organischen Keime sich die Anlage zur Wiederholung der Gattungsgestalt bildet; nichts über die Hergänge, durch welche die gewöhnliche Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern zu Stande kommt; selbst die Ursachen sind unbekannt, welche das Geschlecht des Kindes bestimmen. Um so weniger werden wir die Abweichungen erklären können, durch welche die Uebertragung derselben Stammform allmählig in verschiedene Individualitäten ausläuft. Indessen dürfen wir doch annehmen, daß die veränderten Zustände, in welche der Lauf des Lebens die Organisation der Aeltern bringt, daß ihre erworbenen Krankheitsanlagen, ihre Lebensgewohnheiten, daß endlich ihr zunehmendes Alter selbst einen mitbestimmenden Einfluß auf die

Eigenthümlichkeit des Wesens haben mag, das erst noch entstehen soll. Hierin dürften die Umstände liegen, die in derselben Familie, selbst wenn wir einen ursprünglich vollkommen gleichen Formtypus beider Aeltern voraussetzen, doch allmählig eine Reihe individueller Modificationen entspringen lassen. Die Art der Fortpflanzung jedoch, wie sie allen höheren Thieren gemeinsam zukommt, muß sowohl die Weite der Unterschiede zwischen diesen Einzelformen als die Dauer ihrer Erhaltung durch spätere Generationen wieder beschränken.

Wollen wir einmal vorhandene Spielarten eines Gewächses fortpflanzen, so thun wir dies mit sicherem Erfolg nur durch Stecklinge. In ihnen hat eine sehr große Anzahl von Zellen in organischem Zusammenhange sich bereits in jene eigenthümliche Variation der Lebensvorgänge eingewöhnt, durch welche die Spielart sich von der allgemeineren Form der Art unterschied. Dieser starke und massenhafte Strom des Lebens bietet daher eine Kraftgröße dar, welche durch äußere Einflüsse nicht leicht wieder von der eigensinnigen Bahn ihrer Entwicklung abgelenkt werden kann. Der Same der Pflanze dagegen enthält zwar vielleicht in der Anordnung seiner Elemente jene besondere Bildungstendenz auch, aber repräsentirt durch eine verhältnißmäßig geringe Masse, ja wahrscheinlich selbst nur durch einzelne Verhältnisse zwischen einzelnen Theilen dieser Masse. Diese kleinere Größe der Bildungsbewegung drängen die äußeren Einflüsse während der Entwicklung leichter wieder auf den allgemeinen Weg der übergeordneten Stammart zurück, deren Gestalt durch alle Verhältnisse aller Elemente des Samens unter einander weit fester begründet ist. Man sieht daher aus dem Samen der Spielart theils die Stammart, theils andere Spielarten und nur hin und wieder auch vollkommen dieselbe wieder erscheinen. Wählt man diese letzteren Pflänzchen aus und läßt sie völlig unter denselben Bedingungen wachsen und Samen tragen, unter denen ihre Mutterpflanze zuerst ihre eigenthümliche Bildung erlangte, so festigt sich zuweilen nach einigen Generationen die Form der Spiel-

art und sie wird dann auch fortpflanzbar durch Samen; aber immer pflegt eine fortgesetzte Ungunst der äußern Umstände sie allmählig wieder in die Gestalt der Stammart zurückzuführen.

Die höhere Thierwelt kennt nur diese letzte Weise der Fortpflanzung. Es ist daher von Anfang an zu bezweifeln, daß jede Eigenthümlichkeit der älterlichen Organisation in den Elementen der Massen, welche in ihnen als Keime der künftigen Gestalt bereitet werden, auf eine wirksame Weise repräsentirt sein werde; nicht darauf natürlich kommt es an, wie der erzeugende Körper gebildet sei, sondern darauf, welche von seinen Bildungszügen sich in bestimmten Verhältnissen der Keimtheile so ausprägen, daß sie in der folgenden Entwicklung des Erzeugten sich wiederholen müssen. Den Einfluß allgemeiner Verstimmungen des Stoffwechsels und der ernährenden Functionen, weitverbreiteter Krankheiten der Säfte oder des Nervensystems würde man daher zuzugeben wohl geneigt sein; die Nachwirkung solcher Veränderungen mag sich auch auf die Bildung der Fortpflanzungskeime erstrecken, und mit den erblichen Krankheitsanlagen, die sie denselben mittheilt, würde sie auch eine gewisse Abweichung der entstehenden Gestalt von den allgemeinen normalen Verhältnissen bedingen können. Diese Abweichung würde eine Aehnlichkeit mit der eigenthümlichen Bildung der Aeltern sein, wenn auch deren Constitution sich bereits unter dem Eindruck einer überlieferten Krankheitsanlage bildete; sie würde dagegen die Kinder von den Aeltern unterscheiden, wenn erst eine im Laufe des Lebens eingetretene Störung den Organismus der letztern innerlich umgestaltete, ohne seine fertige äußere Form noch wesentlich modificiren zu können. Viel weniger glaublich würden wir die Vermuthung finden, daß ganz specielle Einzelheiten der Gestalt, am unglaublichsten, daß zufällige Verstümmelungen sich als angeborne Bildungen in den Kindern wiederholen sollten. Die Erfahrung zeigt indessen doch den ersten Fall außerordentlich häufig; besondere Formen der Lippen, der Augen, der Nase gehen deutlich erblich durch viele Geschlechter; selbst Mißbildungen, die keine Rechtfertigung in dem

allgemeinen Typus der Gattung finden, wie sechsfingerige Hände, pflanzen sich in dieser Weise fort; nur die Anerbung zufälliger, nicht schon den Aeltern anerzeugter Mißformen hat keine sichere Erfahrung für sich. Im Ganzen ist daher die Ueberlieferung der einmal in die Züge der Organisation aufgenommenen Einzelheiten genauer, als wir dachten; aber eben dies erklärt weit mehr die unveränderte Fortpflanzung einmal bestehender Eigenthümlichkeiten, als ihre erste Entstehung innerhalb eines gemeinsamen Typus. Fast nur die Krankheitsanlagen sind uns in ihrer Entstehung und ihrem allmähligen Einschleichen in die Bildungstriebe der Generationen begreiflich; aber die Mannigfaltigkeit der Einzelformen, die sich aus dem menschlichen Typus entwickeln, besteht nicht in einer Vielheit bloßer Verkümmerungsweisen.

Aber ehe wir diese Betrachtung fortsetzen, haben wir des andern Hindernisses zu gedenken, welches sich der Verfestigung und Fortpflanzbarkeit einer irgendwie entstandenen speciellen Bildung zu widersetzen scheint. Es ist die Kreuzung der Geschlechter. Die Pflanze erzeugt männliche und weibliche Blüthenorgane meist in engster Nachbarschaft recht eigentlich auf demselben Stamme; die Summe aller Lebensbedingungen, die auf beide eingewirkt und sie gezeitigt haben, ist dieselbe; es ist zu erwarten, daß unter so günstigen Verhältnissen die Beiträge, welche jedes von ihnen zur Gestalt des Sämlings geben will, unter einander völlig einstimmig sind und genau zur Reproduction der Stammgestalt in einander greifen. Aber ebendeswegen scheint die Natur die Selbstbefruchtung der Pflanzen verhindert oder erschwert zu haben; nicht diese individuell ausgebildete Stammgestalt, sondern die allgemeinere der Art wollte sie wiedererzeugen; dazu bedurfte sie des Zusammenwirkens von Samenstoffen, die, unter abweichenden Bedingungen entstanden, nicht einseitig dieselben individuellen Eigenheiten fortzupflanzen suchten. Die Kreuzung der Thiere erfüllt diese Forderung ohnehin; wie vollkommen auch die Aeltern ursprünglich denselben Typus der Art getheilt haben mögen, so sind sie doch höchst selten unter vollkommen gleichen äußeren

Bedingungen aufgewachsen; am meisten wird bei dem Menschen, dessen Lebenskreise die größte Verschiedenheit darbieten, die Individualisirung jenes gemeinsamen Charakters fortgeschritten sein. Unter den Veränderungen, die hierdurch die Körper erfahren haben, mögen viele sein, die auf keine physisch wirksame Weise sich in der Fortpflanzung geltend machen; andere werden dies thun. Aus dem Zusammentreffen so verschiedener Bildungstriebe können daher allerdings neue Formen der Nachkommen entstehen; aber diese Kreuzung, welche auch ferner jede so entstandene Eigenthümlichkeit mit einer ihr fremden zusammenzuwirken nöthigt, wird die Verfestigung und unveränderte Fortpflanzung einer jeden hindern. Je mehr namentlich die moralische Sitte dazu führt, über den engen Kreis der Verwandtschaft hinauszugehen, in welchem dieselbe Bildungsform herrscht, um so mehr wird die Vermischung heterogener Eigenheiten das Auseinandergehen der Stammform in feste sehr abweichende Gestalten verhüten, und dafür ein allgemeines beständiges Schwanken in kleinen Grenzen um die Mittellage eines ziemlich gleichbleibenden Durchschnittstypus hervorbringen.

Nach welchen Gesetzen übrigens die Verschiedenheit der älterlichen Körperbildung die des Kindes bedingt, auch darüber haben wir nur wenige allgemeine Erfahrungen. Wenn man annehmen kann, daß durchschnittlich die Abkömmlinge die Mitte zwischen beiden Aeltern halten, so ist doch fraglich, was die Mitte selbst bedeutet. In einzelnen Beziehungen, wie vielleicht in Betreff des Wuchses, der Körperfülle und mancher Eigenthümlichkeiten der Constitution scheinen die beiden Bildungstriebe in der That sich wie zwei mechanische Kräfte zu einem resultirenden Gesammtproduct zu verbinden, an welchem jeder von ihnen nach seiner Stärke seinen proportionalen Antheil hat; in der physiognomisch bedeutsamen Bildung des Gesichtes dagegen glauben wir häufig eine Zusammensetzung aus einzelnen Zügen zu sehen, deren einige dem Vater allein, andere nur der Mutter gehören, so daß in der Gesammtform fast wie in einer chemischen Verbindung das eine

Element an die Stelle des andern mit ihm gleichbedeutenden substituirt erscheint. So ist es nicht selten, die Augen der Mutter und das Haar des Vaters in einem kindlichen Gesicht verbunden zu sehen, dessen übrige Züge vielleicht eine Mischung der Eigenthümlichkeiten beider bilden. In andern Fällen überwiegt jedoch einseitig der väterliche oder mütterliche Charakter vollständig, ohne daß die Bedingungen dieser Erscheinung bekannt wären. Nur in Bezug auf das Geschlecht der Kinder ist es eine wahrscheinlich allgemein geltende Erfahrung, daß, wenn der Vater älter ist, mehr Knaben geboren werden, und daß dies um so mehr zunimmt, je älter der Vater im Verhältniß zur Mutter ist. Man hat hierin einen der Gründe finden wollen, welche das nicht allen Ländern gemeinsame, aber da, wo es vorkommt, beständige Ueberwiegen der Anzahl geborner Knaben über die der Mädchen bedingen. Da jedoch jene Altersdifferenz die Geburt weiblicher Kinder doch nicht ausschließt, so klärt uns diese Erfahrung wenig über die Ursachen des bekannten Thatbestandes auf. Die größere körperliche Kraft und Rüstigkeit des einen Theils scheint in der Fortpflanzung das Geschlecht der Kinder nicht nach sich zu bestimmen und nur wenig im Stande zu sein, in der Constitution der letztern den Einfluß körperlicher Schwäche oder Krankheit des andern Theils auszugleichen. Daß ferner eigenthümliche Bildungstriebe eine Generation überspringen oder in ihr schlummern bleiben können, und daß die Züge der Großältern oft ausdrucksvoller an den Enkeln wiederkehren, ist eine bekannte und oft gemachte Bemerkung. Aber selbst die von der neueren Zeit verfehmte Annahme, daß die Phantasie der Mutter ihrem Kinde die Züge eines Bildes mittheilen könne, an dem sie sich versehen, kann ich in Betracht nicht abzuleugnender Thatsachen nicht für unmöglich ansehen, obgleich ich in der Ueberzeugung, daß die gestaltende Kraft der Seele eng begrenzt sei, die abenteuerlichen Mißbräuche dieses Gedankens zur Erklärung aller möglichen Bildungsfehler gern preisgebe.

Fassen wir nun unsere Betrachtungen zusammen, so ist es

nur ein Gedanke, den wir über den Urſprung der individuellen Formeigenthümlichkeiten hegen können. Die Lebensgeſchichte, die für jeden Einzelnen eines Stammes doch immer eine beſondere iſt, arbeitet durch abweichende nie ganz gleichartig Mehreren zugemeſſene Einflüſſe ſeine Organiſation zu einer charakteriſtiſchen Bildung aus. Sind dieſe Einwirkungen nun nicht im Stande, die ſchon verfeſtigte Körpergeſtalt deſſen, der ſie erfährt, merklich von dem allgemeinen Typus ſeiner Gattung abzulenken, ſo kann doch ein ſtärkerer Nachklang derſelben in der folgenden Generation eintreten, deren ganze Entwicklung von ihren zarteſten Anfängen an bereits unter dem Einfluß dieſer veränderten Conſtitution ihrer Erzeuger ſteht. Das Ungleichgewicht der Verrichtungen, das Vorwiegen der Thätigkeit einer beſonderen Organgruppe, die ſpecielle Richtung, welche die Stoffbereitung des Körpers genommen hat, die einſeitigen Erregungen des Nervenſyſtems, endlich die Gewohnheiten, welche Gemüth und Phantaſie angenommen haben und deren zarter Einfluß auf die Bildung der Geſtalt in der Entſtehung des Organismus merklicher ſein kann, als in der Umgeſtaltung des fertigen: alle dieſe Bedingungen, die in den älterlichen Körpern gegeben ſind, mögen einen urſprünglichen Stammcharakter in verſchiedene Individualitäten zu zerbilden im Stande ſein. Und wie überall die organiſche Natur nicht leidet, daß ein Beſtandtheil ihrer Erzeugniſſe ohne Rückſicht auf die übrigen und ohne eine compenſirende Umgeſtaltung auch in ihnen verändert werde, ſo wird dieſe Summe von Bedingungen eigenthümliche Umformungen auch in ſolchen Theilen hervorbringen, auf welche ſich unmittelbar ihr wirkſamer Einfluß nicht erſtreckte. Die Folgerichtigkeit der organiſchen Bildung kann daher den neu entſtehenden Körper noch weiter und charakteriſtiſcher von der Form der Aeltern entfernen, als es aus den einzelnen Motiven der Umformung zu vermuthen war. Man muß hierin den Grund der Acclimatiſirung ſehen, die im Laufe mehrerer Geſchlechter die ſpäteren mit äußeren Bedingungen ausſöhnt, an denen ihre Vorfahren zu Grunde gingen; die körperliche Bildung

der Nachkommen ist ohne Zweifel hier eine mehr in sich selbst harmonische geworden und hat in neuen Formen das Gleichgewicht wieder gewonnen, welches die fertige und unnachgiebige der Vorfahren unter dem Drucke ungewohnter äußerer Nachtheile verlor.

Vielleicht kann derselbe Gedanke von einer durchgehenden Einheit der organischen Gestaltung noch in anderer Weise einen Leitfaden durch die Mannigfaltigkeit der individuellen Formen bieten. Obgleich die Verschiedenheit dieser Formen so groß ist, daß es möglich wird, jeden Einzelnen durch einen Namen von allen übrigen zu unterscheiden, so ist es doch unwahrscheinlich, daß sie eine ganz principlose Vielheit sei, in der Art, daß irgend eine specielle Bildung des einen Körpertheils mit jeder beliebigen Gestalt eines andern Theils eine Combination bildete, deren Verwirklichung den aufbauenden Kräften des Organismus möglich wäre. Die Willkür des Carricaturenzeichners geht ohne Zweifel über Grenzen hinaus, welche die Natur selbst innehalten muß. Nicht jede Bildung des Kopfes wird mit jedem Wuchs, nicht jede Armform mit jeder beliebigen Gestalt des Fußes zusammen möglich sein, noch ganz abgesehen von ausschweifenden Größenverhältnissen, durch welche am leichtesten die spielende Phantasie abenteuerliche und unmögliche Bildungen hervorbringt. In der allgemeinen Gleichung, welche das Gesetz des Körperbaues enthält, werden nur bestimmte Werthe der veränderlichen Größen, aus denen sie zusammengesetzt ist, zu einer möglichen und ausführbaren Form combinirt werden können. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen Verbindungsweisen der Theile, die zu einem festen Gleichgewicht zusammenstimmen, keine andern sind, als die, welche die Natur auch sonst in der Bildung anderer selbständiger Gattungstypen befolgt. Es ist eine alte und bekannte Bemerkung, auf welche Jeder im täglichen Leben von neuem verfällt, wie sehr Physiognomie, Haltung und Bewegung einzelner Menschen an bestimmte Thierarten erinnert. Ich möchte diese Beobachtung nicht dahin gedeutet sehen, daß auch hier die Natur sich in einer grundlosen Wiederholung früherer Typen gefalle, die hier gewiß am

unrechten Orte sein würde, wenn sie nicht durch eine mechanische Nothwendigkeit sich rechtfertigen könnte. Bei der durchgehenden Gleichheit des allgemeinsten Formgesetzes, welches die ganze Reihe der Wirbelthiere beherrscht, ist der Gedanke an eine solche Rechtfertigung möglich. Sobald die Natur einmal durch irgend welche Nebenbedingungen von der allgemeinen Normalgestalt des Menschen zu irgend einer charakteristischen Ablenkung veranlaßt ist, wird sie am liebsten und bequemsten in einen der andern feststehenden Accorde verfallen, welche sie in andern Thiergattungen zu beständigen Typen ausgeprägt hat, und deren leichte Ableitbarkeit aus dem allgemeinen, Formprincip des Wirbelthierreichs eben dadurch bezeugt wird. Allerdings wird sie nicht zu der übrigen menschlichen Gestalt einzelne thierische Züge hinzufügen, sondern den menschlichen Umriß überall festhalten; aber innerhalb desselben wird sie doch die charakteristischen Lineamente einer Thierart mit jener deutlichen Annäherung an den Gesammteindruck wiederholen, welche wir alle besser aus unmittelbarer Anschauung kennen, als es hier möglich sein würde, sie zu schildern. Man könnte hinzufügen, daß die alltägliche Beobachtung gewöhnlich nur in der Form einzelner Theile, namentlich des Gesichtes, jene Thierreminiscenzen findet, daß sie aber in der That vielleicht regelmäßig durch die ganze Gestalt und ihre Verrichtungen gehen.

Wer hätte nicht blasse Leute gesehen, mit wenig Haar, fischartig hervorquellenden runden Augen, dem Munde des Karpfens? Ihre Lippen haben die Gewohnheit des Schmatzens, ihre Haut ist kalt und feucht; sie treten selten hörbar auf, sondern gleiten auf platten Füßen, deren ganze Sohle den Boden berührt, mehr schlürfend umher. In andern gesellt sich zu der Adlernase die scharfe rundbogig geschwungene Kante der Augenhöhle, der dunkle glänzende Blick des Vogels; ihr Gesicht ist nicht breit, ihr Mund, ohne hervorzuragen, dennoch nach vorn zugespitzt; der längere Hals, die schmalere Brust, der hohe Spann des Fußes mit gehöhlter Sohle, rasche Bewegungen, oft von jener abspringenden Eckigkeit, die dem gehenden Vogel eigen ist, vollenden dieses nicht

minder charakteriſtiſche Bild. Kleine weiße, meiſt etwas unregelmäßig ſtehende Nagezähnchen in zierlicher Kinnlade, mit länglicher Geſichtsform und Vorliebe für trockene ſüße vegetabiliſche Speiſe, kommen zuſammen mit kleinem ſchlanken Körper und artiger Nettigkeit der Bewegungen vor; an ganz andere Thierformen erinnert das mächtige Gebiß mit zermalmenden Backenzähnen und hervorſtehenden Eckzähnen, das offenbar für Fleiſchnahrung und Knochen beſtimmt, in einem breiten Geſicht ſich öffnet, mit ſtark hervorſpringenden Jochbogen, runder Form des Kopfes überhaupt, unterſetzter Geſtalt, kurzen und kraftvollen Fingern der Hand verbunden. Aber anſtatt dieſe Bilder zu mehren, wollen wir vielmehr den Zweifel ausdrücken, ob wir in der That ein Recht haben, ihnen ſo viel Bedeutung zuzugeſtehen. Unleugbar iſt das ganze Gebiet ſolcher Vergleiche ſehr ſchlüpfrig, und indem wir in ihnen ein ernſthaftes Geſetz der Geſtaltung zu ahnen glauben, könnte es uns begegnen, daß wir nur mit dem Uebermuth künſtleriſcher Phantaſie einige wenige wirklich vorkommende Züge zu gar nicht vorkommenden übereinſtimmenden Geſammtbildern ausmalen. Man braucht nicht ſehr ſcharf hinzuſehen, um ſchon in den eben angeführten Beiſpielen einzelne Züge zu entdecken, die zwar äſthetiſch beſtechend, aber doch, ſo weit unſere jetzige Kenntniß ſie zu beurtheilen erlaubt, phyſiologiſch ohne Sinn ſind. Wir müſſen daher die Kritik dieſes Gedankens überhaupt von einem viel ſorgfältigeren und ſcrupulöſeren Studium der wirklich vorkommenden Geſtalten erwarten, als es bisher, der gelegentlichen Beobachtung des täglichen Lebens überlaſſen, ſtattgefunden hat; aber allerdings glauben wir, daß eine ſolche Kritik aus dem Schwalle phantaſtiſcher Vergleichungen einen Kern von Wahrheit herausfinden würde.

Kehren wir nun von dieſen Bemerkungen über die Entſtehung individueller Bildungen zu dem allgemeinen Typus eines Stammes zurück, ſo macht uns die Zähigkeit, mit welcher ganz ſpecielle Familiencharaktere ſich oft durch viele Geſchlechter erhalten, darauf

aufmerksam, mit wie viel größerer Consequenz ohne Zweifel jeder allgemeinere in sich harmonische Stammcharakter sich gegen seine Verwischung wehren wird. Wir können nicht zweifeln, daß eine Nation, deren sämmtliche Glieder einmal dieselbe Grundform übereinstimmend theilen, selbst die geringsten Eigenthümlichkeiten derselben stetig vererben werde, so lange keine Kreuzung mit anders gebildeten Stämmen eintritt. Das Mißtrauen, welches man dabei gegen die Kraft und Lebensfähigkeit von Geschlechtern hegt, die lange nur durch Kreuzung innerhalb eines engen Kreises nahe verwandter Formen sich fortpflanzten, ist einem natürlichen Stammcharakter gegenüber ohne Grund, und gilt nur, wo einseitige Einflüsse der Cultur in einzelnen Familien eben jenem allgemeineren Charakter eine specielle Ausbildung gegeben haben, deren fortdauerndes Anwachsen ein Ungleichgewicht des ganzen organischen Lebens bedingt. Ueberblicken wir die Geschichte der Völker, so sehen wir überall da, wo eine solche ungestörte einheimische Abfolge der Generationen stattgefunden hat, die alten nationalen Physiognomien und die Eigenthümlichkeiten des Körperbaues durch Jahrtausende unverändert fortdauern. Die Denkmäler Assyriens und Aegyptens, um viele Jahrhunderte unserer Zeitrechnung vorangehend, lassen uns in ihren bildlichen Darstellungen die Gestalten und Gesichtszüge derselben Völker erkennen, die noch jetzt jene Gegenden bewohnen. Der Charakter des israelitischen Volkes hat sich trotz seiner Zerstreuung durch alle möglichen Klimate überall kenntlich erhalten und läßt nur eine gewisse Anzahl beständig wiederkehrender Variationen wahrnehmen. Selbst die unterscheidenden Züge des griechischen, des römischen, des celtischen und des germanischen Körperbaues lassen sich trotz der außerordentlichen Durcheinanderwürfelungen, welche diese Nationen im Laufe der Geschichte erfahren haben, noch immer in einzelnen Landstrichen als die herrschenden Formen der leiblichen Bildung wieder erkennen. Und in der That hatten wir keinen Grund, es anders vorauszusetzen. Die Organisation einer natürlichen Art ist nicht eine so gebrechliche und in sich

unharmonische Maschinerie, daß sie voraussichtlich nur in seltenen Glücksfällen sich in der Fortpflanzung vollkommen gleich wieder erzeugte; mit Unrecht würden wir ein Mißtrauen dieser Art, das uns bei der Vorausberechnung der Erfolge künstlicher Vorrichtungen überkommt, auf die regelmäßige Vorausbestimmung von Naturereignissen übertragen. Räthselhaft ist daher weit weniger die zähe Beständigkeit der Stammarten, als vielmehr die erste Entwicklung derselben selbst, sobald wir voraussetzen, daß auch sie, mit ihren weit größeren Unterschieden von einander, sich in ähnlicher Weise aus einem allgemeineren Gattungscharakter entwickelt haben, wie wir die kleineren Variationen der individuellen Bildungen aus der Form eines Stammes hervorgehen sehen.

Daß diese vielerwogene Frage von der Arteinheit oder Nichteinheit des ganzen menschlichen Geschlechts bis jetzt eine entschiedene Antwort nicht erhalten könne, wird, wie ich glaube, ziemlich das allgemeine Gefühl aller Unbefangenen sein. Aber ein Bedenken drängt sich doch überhaupt sogleich gegen die Stellung der ganzen Frage auf. Es würde eine willkürliche Voraussetzung sein, dem abgestuften Klassensystem, in welchem wir Familien unter einen Stammnamen, Stämme unter den Begriff einer Nation, Nationen unter die Bezeichnung einer Race vereinigen, um endlich alle Racen in den einen Gipfel der menschlichen Gattung zusammenlaufen zu lassen: es würde willkürlich sein, dieser Stufenordnung neben der logischen und physischen zugleich durchgängig eine historische Bedeutung zu geben. Logisch allein ist allerdings ihr Sinn nicht; denn wir können nicht meinen, lediglich zur Bequemlichkeit unserer Uebersicht Gestalten hier zusammengestellt und angeordnet zu haben, ohne daß ein in ihrer Natur liegender Zusammenhang der Verwandtschaft sowohl diese Vereinigung als die Reihenfolge der Stellung rechtfertigte. Aber ebenso, wie wir die verschiedenen Gattungen der Pflanzen als verwandte Modificationen eines allgemeinen Typus fassen, der doch an sich selbst, als Pflanze überhaupt, nie eine Wirklichkeit hatte, so können jene Unterschiede der Menschenracen Abwandlungen eines Gattungscharakters sein,

der als solcher ihnen eben so wenig in natürlicher Wirklichkeit voranging. Sie sind sämmtlich die möglichen Fälle, die aus der allgemeinen Gleichung des menschlichen Wesens entspringen können, wenn die einzelnen Parameter, von denen die charakteristische Einzelform seiner Bildung abhängt, entweder so oder anders bestimmt werden. Bei unserer Unkenntniß dieser Gleichung und ihrer physischen Verwirklichungsweise ist es eine nicht sogleich widerlegbare, aber doch willkürliche Annahme, daß der allgemeine Gattungstypus zu Anfang in einer wirklichen, und nur in Einer wirklichen Form sich ausgeprägt habe, die verschiedenartige Bestimmung der Parameter aber, von der die späteren Unterschiede abhängen sollen, an diesem schon bestehenden Naturgeschöpf erst nachträglich und successiv durch die Einwirkung äußerer Lebensbedingungen erfolgt sei. Wir müssen überall vielmehr der andern Möglichkeit eingedenk bleiben, daß jede einmal erfolgte Realisirung des allgemeinen Typus in irgend einer wirklichen Form gerade die historische Entwicklung anderer Formen aus dieser abgeschnitten habe, ganz ebenso, wie der Körperbau des Kindes in weiten Grenzen unbestimmt ist, so lange es noch nicht erzeugt ist, sondern nur die Organisation der Aeltern feststeht, von denen es hervorgebracht werden soll; das Erzeugte dagegen hat nur Eine Constitution mit Ausschluß aller übrigen.

Es ist natürlich, daß man zwischen beiden Möglichkeiten durch die genauere Analyse des bestimmten vorliegenden Falles wird zu entscheiden suchen. Niemand wird an ein Ursäugethier denken, das einst gelebt, und aus dem durch äußere Einflüsse erst Elephanten, Kameele und Rinder allmählig entstanden seien; in den Variationen des menschlichen Geschlechtes dagegen komme kein so excessiver Unterschied vor, der eine historische Ableitung aus Einem Quelle verbiete. Es ist wahr: keine Menschenrace besitzt ein physiologisch bedeutsames Organ, das der andern fehlte; in keiner haben vielfach vorhandene Theile, wie Zähne oder Fingerglieder, naturgemäß eine andere Anzahl als in einer andern; keine einzige Articulation des Skelets, keine Muskelschicht ist in verschiedenen

Racen nach verschiedenen Principien gebildet oder gelagert; alle sind zu aufrechtem Gange geschaffen, alle sprachfähig; die physiologischen Verrichtungen theilen sie alle nach einem gemeinsamen Plane; in der Lebensdauer, in der Dauer der Schwangerschaft, in dem Eintritt der Mannbarkeit finden sich neben den zahlreichen Schwankungen, denen das menschliche Geschlecht in Bezug auf jeden dieser Punkte ausgesetzt ist, keine beständigen Zeitunterschiede, welche die verschiedenen Racen von einander trennten. Alle ihre Differenzen sind Abweichungen in den Größenproportionen der Körpertheile und hauptsächlich in der Bildung und Färbung der äußeren Bedeckungen. Gewiß, wenn die Natur nicht den Neger schwarz, den Indianer roth gefärbt hätte, so würde in der ganzen übrigen Organisation dieser Stämme zwar vielleicht der sonderungslustige Sinn des Naturforschers, aber nie die allgemeine Phantasie der Menschen einen Grund gesucht haben, sie als verschiedene Arten zu behandeln und von einem gemeinsamen Ursprunge auszuschließen. Denn die wirklich noch vorhandenen Unterschiede gehen, wie alle Differenzen, die nur auf Größenverhältnissen und deren wechselnden Combinationen beruhen, durch unzählige Mittelstufen in einander über; selbst die Farbencontraste mildern sich durch die Beobachtung, daß zwar eigentliche Mitteltinten nicht vorkommen mögen, daß dagegen in einzelnen Fällen, in einzelnen Hautflecken am Ende jede Race das unterscheidende Pigment der andern produciren kann, daß folglich auch diese Abweichungen immer wieder aus einem allgemeinen Gattungscharakter entwickelbar erscheinen. Fügen wir endlich hinzu, daß die verschiedenen Racen sich durch Kreuzung fortzupflanzen im Stande sind, so geht aus alle dem ohne Zweifel hervor, daß die engste Analogie der physischen Bildung alle diese Variationen des menschlichen Geschlechtes vereinigt.

Aber alle diese Umstände, selbst der letzte, wie ich später zu bemerken haben werde, beweisen nicht, daß die physische Analogie auch eine historische Verwandtschaft des Ursprungs einschließe. Jene beschwichtigenden Vergleiche sind unsicher, die den Abstand zweier Extreme durch unzählige Mittelstufen verwischen möchten; denn

eben, wenn wir zugeben, daß durch unmerkliche Größenveränderungen das eine in das andere übergehen könne, so ist auf diese Weise zuletzt Alles aus Allem zu machen. Es handelt sich aber darum, ob die Natur mit ihren wirkenden Kräften an dem physischen Material, welches sie bearbeitet, gerade diese Reihe von Uebergängen vollziehen kann, welche unsere Phantasie an dem bloßen Bilde einer Gestalt mit größter Leichtigkeit ausführt. Es fällt nicht schwer, in Gedanken jede Krystallform durch immer wiederholte kleine Abstumpfungen und Zuschärfungen der Kanten und Ecken zuletzt in jede andere zu verwandeln. Aber die Mineralien sind eigensinniger; sie verweigern oft durchaus, neben ihrer gewöhnlichsten Form eine andere anzunehmen, die, blos stereometrisch betrachtet, jener ganz nahe verwandt scheinen könnte; für die bildenden Kräfte lag sie doch sehr weit ab und war gar nicht erreichbar. Von der menschlichen Gestalt wissen wir gar nicht, welchen großen oder kleinen Werth für sie jene Proportionsverschiedenheiten haben, die wir in den Racen antreffen; den Werth der Hautfärbung dagegen bin ich sogar geneigt sehr hoch anzuschlagen, denn durch die Bildung der Haut überhaupt unterscheidet der Mensch sich sehr wesentlich von den Thieren.

Nun ist es wahr, daß die in früheren Zeiten lebhaft bemerkten Contraste zwischen den einzelnen Racen sich gegenwärtig durch die bessere Kenntniß vieler Zwischenformen, welche ihre extremsten Formen unter einander nähern, gemildert haben. Allein einen erheblichen Beweis für die Einheit des ganzen Geschlechtes kann ich doch hierin nicht finden. Geschichtlich ist es äußerst unwahrscheinlich, daß nicht schon früh selbst zwischen Stämmen von sehr abweichender Bildung Kreuzungen stattgefunden haben sollten, aus denen allmählig eine Menge von Mittelformen entstanden sein kann. Wir können daher freilich nicht geneigt sein, jede Stammeigenthümlichkeit, die sich jetzt noch vorfindet, selbst wenn sie in größeren Bezirken herrschend vorkommen sollte, unmittelbar als eine ursprüngliche besondere Form der menschlichen Gattung zu betrachten. Es liegt in der Natur der Sache und ist immer

so gehalten worden, daß hier, wie bei der Betrachtung jeder Mannigfaltigkeit, in der durch viele Mittelstufen am Ende sehr verschiedenartige Glieder verbunden sind, unsere Aufmerksamkeit sich besonders auf jene ausgezeichneten Punkte der Reihe richtet, in denen Merkmale, welche von da nach beiden Seiten hin an Deutlichkeit und Reinheit abnehmen, sich am bestimmtesten zu einem in sich abgeschlossenen und ausdrucksvollen Bilde verdichten. Finden wir nun, daß es solcher Punkte mehrere gibt; finden wir, daß eine Menge eigenthümlicher Bildungszüge, die in verschiedenen Stämmen vereinzelt und andeutungsweise vorkommen, sich in andern allmählig sammeln und eine gewisse ausschließliche Combination unter einander eingehen; finden wir, daß sie zuletzt, jeder einzelne deutlicher hervortretend, eine immer festere und charakteristischere Verbindung knüpfen, und sehen wir endlich, daß dies so entstehende Bild nicht nur eine zufällig irgendwo vorkommende Sonderbarkeit, sondern das gleichförmige Gepräge einer großen, ausgedehnten, immer in gleicher Weise sich wieder erzeugenden Nation ist: so gestatten diese Thatsachen zunächst gewiß nur den einen wahrscheinlichen Schluß, daß man in jedem solchen Bilde eine ursprüngliche Gestaltungsform erreicht habe, die nicht aus vielerlei bedingenden Umständen allmählig zusammengeflossen sei. Viel eher werden wir die Mittelformen, die zwischen diesen ausgezeichneten Punkten liegen, als Producte solcher Nebenbedingungen fassen, welche die eine oder die andere jener festeren Stammformen in minder charakteristische Bildungen abgelenkt haben. Die Gestalten des Negers und des rothen Indianers sind beispielsweis zwei solche durchaus lebendige und in sich zusammenstimmende Gemälde, deren einzelne Züge eine unbefangene Anschauung kaum aus tausend verschiedenen kleinen Einwirkungen von außen würde herleiten mögen. Es kommt hiergegen sehr wenig in Betracht, daß auch ohne Kreuzung der Racen manche Europäerköpfe den Typus des Negers oder sein Wollhaar zeigen; eine Thatsache, die ohnehin, wenn man nicht eine ziemlich oberflächliche Aehnlichkeit für Gleichheit nehmen will, außer-

ordentlich viel seltner sein dürfte, als angenommen wird. Es kommt wenig in Betracht, daß auch unter Negern einzelne weiße oder hellfarbige Kinder geboren werden, unter Europäern partielle Hautschwärzungen vorkommen. Alle diese Erscheinungen sind aus Krankheit oder local und zeitlich beschränkten Bedingungen erklärbar; keine tritt bei großen Völkern dieser Racen als eine durch Jahrhunderte hindurch gleichförmig wiederkehrende Aeußerung ihrer lebendigen Gestaltungstriebe auf. So lange daher nicht andere Erwägungen uns eine entgegengesetzte Ansicht aufdrängen, wird die ursprüngliche Verschiedenheit einer nicht sehr großen, obgleich vielleicht niemals genau bestimmbaren Anzahl von Stammformen die natürlichere Annahme sein; doch hat es allerdings ein selbständiges naturwissenschaftliches Interesse, der Möglichkeit einer Umformung dieser Typen in einander nachzuforschen.

Die Verschiedenheiten der Wohnplätze, der Klimate, der Nahrung und Lebensweise, so wie der geistigen Cultur sind als Bedingungen dieser Umwandlung in Anspruch genommen worden. Geschichtliche Beobachtungen liegen indessen nicht vor, welche von irgend einer Combination dieser wandelbaren Elemente die Fähigkeit bezeugten, jene so weit gehenden Veränderungen der menschlichen Entwicklung hervorzubringen. Wir sind genöthigt, stückweis die Wirkungen zusammenzulesen, die jedes von ihnen in geringerem Maße auf die Gestaltung einzelner besser bekannter Stämme ausübt, und doch sind selbst diese Einzeleinflüsse noch nicht alle durch genügende Beobachtungen sicher gestellt; noch unsicherer wird das Bild ihres Gesammterfolges sein, das wir uns entwerfen. Die Wirkung, welche Licht und Schatten auf die Haut äußern, war ohne Zweifel wenigstens für die außerwissenschaftliche Phantasie immer der überredendste Beweis für die Macht des Klima. Daß die heiße Sonne Sudans den weißen Menschen zum Neger geschwärzt, galt als die natürlichste Hypothese, der etwas schüchterner als Gegenbild die Vermuthung nicht gefehlt hat, der ursprünglich schwarze Urmensch sei unter günstigen Bedingungen allmählig zum Kaukasier gebleicht. Der weiße Menschenstamm schien in seinen

beiden Varietäten, der blonden gelb- oder rothhaarigen lichthäutigen blauäugigen und der brünetten schwarzhaarigen dunkelhäutigen schwarzäugigen schon die Anlage zu einem Auseinandergehen in verschiedene Racen zu tragen; fügte man die Annahme hinzu, daß die Färbung der Haare und der Haut auf einem und demselben physiologischen Grunde beruhe, so lag die Hoffnung nahe, die Mannigfaltigkeit der Typen aus diesem einen entwickeln zu können. Die Thatsachen entsprachen dieser Hoffung nicht. Der ganze durch alle Zonen ausgedehnte Continent Amerikas war von dem trotz zahlreichen Modificationen doch identischen zimmtbraunen Stamme bewohnt, von dem nur die nördlichste Bevölkerung in den Polargegenden abweicht; in der heißen Zone der alten Welt finden sich von West nach Ost Negervölker, braune malayische Stämme und weiße kaukasische unter kaum verschiedenen klimatischen Bedingungen; in den gemäßigten Erdgürtel theilen sich kaukasische und mongolische Bildung. Nie hat ferner, wo eine Kreuzung der Racen mit Sicherheit ausgeschlossen war, ein weißer Stamm unter den Tropen mit der oberflächlichen Bräunung der Haut zugleich deren negerartige Sammtglätte, sein Haar die Natur der Wolle, seine Kopfbildung den Typus der schwarzen Race oder sein geistiges Leben das Naturell derselben angenommen, noch ist umgekehrt mit der Verbleichung, die das Colorit des Negers unter einem unzusagenden kälteren Klima erfährt, und der Veredlung, deren seine Physiognomie unter verbesserten Lebensbedingungen fähig ist, ein wirklicher Uebergang in alle Feinheiten kaukasischer Bildung verbunden gewesen. Nachdem Amerika schon Jahrhunderte lang die verschiedenen Racen neben einander beherbergt, ohne solche Ergebnisse des gemeinsamen Klima zu zeigen, lohnt es nicht mehr auf einzelne unanalysirbare Erzählungen früherer Zeit zurückzukommen, die solche Wirkungen behaupteten. Daß Jahrtausende hierin mehr bewirken würden, als Jahrhunderte, ist nicht wahrscheinlich; denn Jahrtausende sind es doch schon, daß wir weit weniger auffallende Bildungsunterschiede nahe unter einander verwandter Stämme ungeschmälert

fortdauern sehen. Man hat diesen Erfahrungen sich zu accommodiren gesucht. Jede Race sei am Anfange der Geschichte, obwohl nicht nothwendig gleichzeitig, in einem Klima, das ihr entsprach, aus dem Urstamme hervorgegangen; einmal entstanden aber sei sie unveränderlich geworden und der ursprüngliche allgemeine Charakter der Menschheit, nachdem er eine dieser specifischen Gestaltungsformen angenommen habe, könne nun durch keine entgegengesetzten klimatischen Einflüsse mehr in die Stammform zurück, oder in andere Racengestalten hinübergebildet werden; nur die Kreuzung der Racen stelle mittlere Formen wieder her. Mancherlei Schicksale seien hinzugekommen, um die so entstandenen Varietäten über die Grenzen ihrer ursprünglichen Wohnsitze hinaus zu treiben, und die gegenwärtige klimatische Verbreitung derselben entspreche nicht mehr den klimatischen Bedingungen ihrer Entstehung. Man sieht indessen, wie nahe diese Meinung eigentlich doch der andern kommt, daß jene ursprüngliche Einheit nur in dem Gattungsbegriffe des Menschen gelegen habe; denn da für sie selbst der kaukasische Typus nur eine dieser klimatisch abgeleiteten Formen sein kann, weil er als Urform ja noch jene Umwandlungsfähigkeit in verschiedene Racen besitzen müßte, so ist die Annahme eines physisch realisirten und historisch vorhanden gewesenen Urbildes eine willkürliche Zuthat zu dem Bestehenden.

Auch Erfahrungen aus der Thierwelt sind der Annahme so großer klimatischen Einflüsse nicht günstig. Man wird nicht Beispiele anführen mögen, deren Beweiskraft nur auf gleich unsicheren Vermuthungen beruhen würde, wie vielleicht die außerordentliche Verschiedenheit der Hunderacen. Da wir durchaus nie eine derselben ohne Kreuzung mit einer andern ihren Typus verlassen sehen, so ist die Voraussetzung ohne Grund, sie für mannigfaltige Ausartungen einer früher bestandenen Urrace zu halten; vielmehr ist ihre ursprüngliche Verschiedenheit gleich wahrscheinlich wie die der Menschen. Rinder, Pferde und Schafe dagegen sehen wir allerdings unter dem Einflusse der Zucht und des Klima in Spielarten auseinandergehen, deren äußerer Umriß zum Theil

ziemlich auffällig von dem allgemeinen Typus ihrer Gattung abweicht, nicht nur dadurch, daß bald die Fetterzeugung, bald die der Wolle gesteigert wird, und daß einzelne übermäßige oder seltsame Bildungen der Hörner und Schwänze sich einfinden, sondern auch durch Aenderungen in den Proportionen der Skeletbildung, die sich bei Reinhaltung der Race fortpflanzen. Diese Verschiedenheiten entsprechen den ähnlichen Variationen des Wuchses, die wir innerhalb desselben menschlichen Stammes nach Maßgabe der äußeren Bedingungen oft eintreten sehen und ebenso oft vermissen. In der Regel verkürzt sich die Gestalt bei höherer Kälte des Klima, aber der größte Wuchs gehört doch der gemäßigten Zone; mäßig trockene und warme Ebenen entwickeln die Formen voll und kräftig zugleich, feuchte Niederungen erzeugen eine schlaffe breite Fülle, Berghöhen geben kürzere, gedrungene und magere Gestalten; übermäßige, schon während des Wachsthums beginnende Arbeit hält den Wuchs zurück und die Bevölkerung der Städte ist durchschnittlich länger und schlanker als die des Landes. Aber die Ausnahmen von allen diesen Regeln sind zahlreich und man erinnert sich an ihnen, daß die äußeren Bedingungen ein vielverschlungenes Gewebe sind, dessen Kenntniß noch in seinen Anfängen ist. In den Thieren nun zeigen alle jene Variationen, wie sie auch entstanden sein mögen, nicht die Kraft, sich nach dem Aufhören ihrer Ursachen und unter verändertem Klima fortzuerhalten; sie arten nach und nach in den allgemeineren Charakter der Stammart zurück.

Die Erfahrungen sprechen daher im Ganzen nicht für eine so bedeutende umgestaltende Kraft der äußern Einflüsse, welche wir jetzt kennen; und in der That hat man oft versucht, die Bildung der Racen von andern uns unbekannten aber intensiver wirkenden klimatischen Gewalten der Vorzeit abzuleiten. Es liegt eine gewisse Häufung des Schwierigen darin, für ein Ereigniß, dessen Wirklichkeit nicht sicher ist, Ursachen anzunehmen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann. Beruft man sich darauf, das Leben der Erde sei vormals schöpferischer, intensiver gewesen

als jetzt, so wird diese etwas unbestimmte Anschauung ganz ebenso leicht für die entgegengesetzte Ansicht benutzbar sein. Je productiver die Erde war, desto wahrscheinlicher, daß sie gleich anfangs verschiedene Typen neben einander schuf. Gleichwohl wird es unmöglich sein, die Vermuthung einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts vollkommen zu widerlegen, und so gewichtvoll die Analogien sein mögen, auf welche sich die Abneigung der Naturforscher gegen sie gründet, so reichen sie doch nicht aus, auf eine zwingende Weise die nothwendige Vielheit der anfänglichen Bildungen darzuthun.

Sollte indessen der Gedanke einer allmähligen Entwicklung der Racen durch äußere Einflüsse wieder aufgenommen werden, obwohl er die Abhängigkeit eines Organisationstypus von der unorganischen Welt in ebenso greller Weise wie der entschlossenste Materialismus lehrt, so würden wir doch die klimatischen Einflüsse nur als mithelfende Bedingungen ansehen, welche den Bildungstrieb zwar aus der Richtung seines ursprünglichen Weges ablenken, in einen neuen Weg aber nur deshalb überführen können, weil er selbst in diesen überzuspringen und in ihm zu verharren eine natürliche Neigung hat. Wenn zu einem chemischen Element eine größere Menge eines zweiten gefügt wird, als zur Erzeugung der niedrigsten Verbindungsstufe beider gehört, so bleibt der Ueberschuß zunächst unverbunden. Vermehrt man ihn aber noch weiter, so kann ein Punkt kommen, an welchem unter günstigen Verhältnissen auch diese vergrößerte Masse des zweiten Elements von dem ersten völlig gebunden wird und mit ihm zu einer andern eigenthümlichen Verbindung zusammenschmilzt. Aehnlich könnte man sich vorstellen, daß auf eine feststehende organische Form die Summe der äußern Einflüsse zuerst umgestaltende Einwirkungen ausübt, die lange Zeit nicht vermögen, die beständige Wiedererzeugung dieser Stammform zu verhindern, und die deshalb nur untergeordnete individuelle oder nationale Eigenthümlichkeiten begründen, den Variationen der Zuchtthiere vergleichbar, die nur so lange dauern, als ihre bedingenden Ursachen.

könnte bei längerer Dauer ſolcher Einflüſſe ein Punkt erreicht werden, an welchem der organiſirenden Kraft ihre Selbſterhaltung leichter wird, wenn ſie die urſprüngliche Form ganz aufgibt und in eine neue überſpringt, eine ſolche nämlich, die in der allgemeinen Gleichung des Organismus ebenſo wie jene nicht nur als Möglichkeit, ſondern als bevorzugte Möglichkeit enthalten war, weil in ihr, wie in jener, die bildenden Triebe wieder ein ſtabiles, zu beſtändiger Wiedererzeugung fähiges Gleichgewicht gefunden haben. Die Mannigfaltigkeit aller möglichen Bildungsformen würde uns dann wie eine Reihe erſcheinen, welche mehrere Maxima der Feſtigkeit, der innerlichen Uebereinſtimmung und der organiſchen Selbſterhaltungskraft beſitzt. Wird die organiſche Entwicklung durch äußere Einflüſſe von einem dieſer Maxima, dieſer ausgezeichnetſten Geſtalttypen abgelenkt, ſo erzeugt ſie zunächſt ſchwankende veränderliche ungewiſſe Formationen, die beſtändig, wenn die äußern Bedingungen nachlaſſen, nach jenem feſteren Typus zurück gravitiren, dem ſie am nächſten liegen. Iſt jedoch einmal der bildende Trieb durch eine Summe von Ablenkungen bis zur Waſſerſcheide zwiſchen ſeinem eigenen Gebiet und dem des benachbarten Maximum getrieben, ſo wird er nun nicht mehr durch die Kraft der äußern Umſtände, ſondern durch ſeinen eignen Fall, ſeine eigne Beſchleunigung, die wieder ein ſicheres Gleichgewicht der Kräfte ſucht, völlig über ſich ſelbſt hinausgeführt, und es entſtehen Bildungen nach einem neuen, wieder conſtanten Typus, der ebenſo wie der frühere eine Wurzel der allgemeinen Formgleichung iſt. Eine ſolche Vorſtellungsweiſe würde die große Zähigkeit erklären, mit welcher gewiſſe, von äußeren Bedingungen unabhängig gewordene Hauptformen ſich überall erhalten; ſie würde zugleich begreiflich machen, wie um dieſe herum ſich eine große Anzahl veränderlicher, leichter verwiſchbarer, in Wahrheit von äußern Einflüſſen abhängiger Zwiſchenformen gruppirt, und endlich

Entſtehung einer jener Hauptformen aus der andern

hne zu durchaus ungewohnten und

andlung greifen zu müſſen. Was

eine Jahrtausende hindurch fortgesetzte Einwirkung äußerer Reize auf einen Stamm, dessen Natur durchaus nur zu einer einzigen festen Entwicklungsweise vorbestimmt war, nicht bewirken konnte: diese Mannigfaltigkeit der Gestaltungen konnte recht wohl aus derselben Einwirkung hervorgehen, wenn sie auf einen Bildungstrieb geschah, der außer vielen zufälligen Ausprägungen, in denen er nicht ruhen kann, doch von Haus aus in mehreren Accorden von gleich fester Fügung sich auszugestalten vermag. Aber freilich ist erfahrungsmäßig auch dies noch nicht erwiesen, was wir hierbei voraussetzen, daß nämlich jene zahlreichen Uebergangsformen, ihrer natürlichen Heimat entrückt, weniger unwandelbar sind, als die Kernformen, die wir uns als ihre Ausgangspunkte dachten.

Auf alle Fälle würde die Mannigfaltigkeit der wirklich vorkommenden Formunterschiede zu groß sein, um sie hier zu beschreiben, und das Interesse einer allgemeinen Anthropologie erfordert nicht die Lösung dieser umfänglichen ethnographischen Aufgabe. Suchen wir aber nur jene Hauptformen auf, so scheint kein Grund vorhanden, die bereits von Blumenbach gegebene Eintheilung in die fünf Hauptstämme der Neger, der amerikanischen Rothhäute, der Malayen, der Mongolen und der Kaukasier zu verlassen.

Mit Ausnahme der blaß fleischroth bleibenden Innenflächen von Hand und Fuß färbt der bei der Geburt röthliche Körper des Negerkindes sich sehr bald durch eine unter der Oberhaut liegende Schicht von Pigmentzellen. Die Schwärze, deren hellere und tiefere Töne zum Theil nationale Verschiedenheiten der Stämme sind, wird intensiver durch Hitze und Licht, und bleicht im Alter und in kälterer Luft; ihre tiefste Schattirung kommt nicht genau unter dem Aequator, sondern nördlich und südlich von ihm vor. Die Haut ist sammetweich und ölig, durch eine beständig stark riechende Ausdünstung dem Europäer unangenehm. Die Haare, kohlschwarz, nicht von kreisrundem, sondern von länglichem Durchschnitt, in der ersten Kindheit weich, bald härter, in einzelnen

Büscheln zusammenstehend, drehen sich in Spiralen von sehr geringer Weite und verfilzen sich, das einzelne nicht länger als einige Zoll, unter einander zu einem dichten wollartigen Gewebe. Die Dimensionen des Körpers erinnern in mancher Beziehung an thierische Formen. Das Becken, wenigstens des männlichen Geschlechts, ist enger als das der kaukasischen Race und die Darmbeine stehen steiler aufgerichtet, daher eine geringere Breite der Hüften und hervorhängender Unterleib. Der Oberarm ist entweder kürzer oder doch nicht länger als der des Europäers, aber der lange Vorderarm und die ebenfalls lange und schmale langfingerige Hand bewirken einen auffallenden Eindruck von Langarmigkeit. Auch der Oberschenkel ist im Verhältniß zum Unterschenkel kürzer, das Bein mager und soll häufig sehr kenntlich durch seitliche Zusammendrückung die Form des Thierbeines zeigen. Eine wenig entwickelte Wade leitet endlich zu einem langen Plattfuß, dessen ganze Sohle den Boden berührt, ohne Spannhöhe, mit breitem niedrigen Hacken und kleinen Zehen, von denen die große deutlicher als bei Europäern der zweiten an Länge nachsteht und durch weiteres Abstehen von den übrigen auffällt. Ein kurzer Hals mit starker Musculatur trägt den seitlich zusammengedrückten, von vorn nach hinten länglichen Kopf. An die niedrige geneigte Stirn schließen sich zwischen stumpf vorragenden Rändern der Augenhöhle platte Nasenbeine, mit abgerundetem Ausschnitt, breit vorspringende eckige Jochbeine, weit nach vorn ausladende Kiefer mit schräg auf einander treffenden Zahnreihen und dicken wulstigen Lippen. Das zurückweichende Kinn ist fast bartlos, das Ohr klein, aber dick in seiner Wandung und abstehend. Eine horizontale Linie, die Oeffnung des äußern Gehörganges berührend, bildet mit einer andern, welche die hervorragendsten Punkte von Stirn und Oberkiefer verbindet, einen Winkel von 70—75°. Dieser Winkel ist in allen Racen bei dem Kinde größer als bei dem Erwachsenen; bei dem Neger wächst der Gesichtstheil des Kopfes besonders stark nach, und der Schädel tritt um so mehr gegen ihn zurück. Aber das häßliche Bild, welches die Vereinigung aller dieser thierähnlichen Züge

als jetzt, ſo wird dieſe etwas unbeſtimmte Anſchauung ganz ebenſo leicht für die entgegengeſetzte Anſicht benutzbar ſein. Je productiver die Erde war, deſto wahrſcheinlicher, daß ſie gleich anfangs verſchiedene Typen neben einander ſchuf. Gleichwohl wird es unmöglich ſein, die Vermuthung einer urſprünglichen Einheit des Menſchengeſchlechts vollkommen zu widerlegen, und ſo gewichtvoll die Analogien ſein mögen, auf welche ſich die Abneigung der Naturforſcher gegen ſie gründet, ſo reichen ſie doch nicht aus, auf eine zwingende Weiſe die nothwendige Vielheit der anfänglichen Bildungen darzuthun.

Sollte indeſſen der Gedanke einer allmähligen Entwicklung der Racen durch äußere Einflüſſe wieder aufgenommen werden, obwohl er die Abhängigkeit eines Organiſationstypus von der unorganiſchen Welt in ebenſo greller Weiſe wie der entſchloſſenſte Materialismus lehrt, ſo würden wir doch die klimatiſchen Einflüſſe nur als mithelfende Bedingungen anſehen, welche den Bildungstrieb zwar aus der Richtung ſeines urſprünglichen Weges ablenken, in einen neuen Weg aber nur deshalb überführen können, weil er ſelbſt in dieſen überzuſpringen und in ihm zu verharren eine natürliche Neigung hat. Wenn zu einem chemiſchen Element eine größere Menge eines zweiten gefügt wird, als zur Erzeugung der niedrigſten Verbindungsſtufe beider gehört, ſo bleibt der Ueberſchuß zunächſt unverbunden. Vermehrt man ihn aber noch weiter, ſo kann ein Punkt kommen, an welchem unter günſtigen Verhältniſſen auch dieſe vergrößerte Maſſe des zweiten Elements von dem erſten völlig gebunden wird und mit ihm zu einer andern eigenthümlichen Verbindung zuſammenſchmilzt. Aehnlich könnte man ſich vorſtellen, daß auf eine feſtſtehende organiſche Form die Summe der äußern Einflüſſe zuerſt umgeſtaltende Einwirkungen ausübt, die lange Zeit nicht vermögen, die beſtändige Wiedererzeugung dieſer Stammform zu verhindern, und die deshalb nur untergeordnete individuelle oder nationale Eigenthümlichkeiten begründen, den Variationen der Zuchtthiere vergleichbar, die nur ſo lange dauern, als ihre bedingenden Urſachen. Aber es

könnte bei längerer Dauer ſolcher Einflüſſe ein Punkt erreicht werden, an welchem der organiſirenden Kraft ihre Selbſterhaltung leichter wird, wenn ſie die urſprüngliche Form ganz aufgibt und in eine neue überſpringt, eine ſolche nämlich, die in der allgemeinen Gleichung des Organismus ebenſo wie jene nicht nur als Möglichkeit, ſondern als bevorzugte Möglichkeit enthalten war, weil in ihr, wie in jener, die bildenden Triebe wieder ein ſtabiles, zu beſtändiger Wiedererzeugung fähiges Gleichgewicht gefunden haben. Die Mannigfaltigkeit aller möglichen Bildungsformen würde uns dann wie eine Reihe erſcheinen, welche mehrere Maxima der Feſtigkeit, der innerlichen Uebereinſtimmung und der organiſchen Selbſterhaltungskraft beſitzt. Wird die organiſche Entwicklung durch äußere Einflüſſe von einem dieſer Maxima, dieſer ausgezeichnetſten Geſtalttypen abgelenkt, ſo erzeugt ſie zunächſt ſchwankende veränderliche ungewiſſe Formationen, die beſtändig, wenn die äußern Bedingungen nachlaſſen, nach jenem feſteren Typus zurück gravitiren, dem ſie am nächſten liegen. Iſt jedoch einmal der bildende Trieb durch eine Summe von Ablenkungen bis zur Waſſerſcheide zwiſchen ſeinem eigenen Gebiet und dem des benachbarten Maximum getrieben, ſo wird er nun nicht mehr durch die Kraft der äußern Umſtände, ſondern durch ſeinen eignen Fall, ſeine eigne Beſchleunigung, die wieder ein ſicheres Gleichgewicht der Kräfte ſucht, völlig über ſich ſelbſt hinausgeführt, und es entſtehen Bildungen nach einem neuen, wieder conſtanten Typus, der ebenſo wie der frühere eine Wurzel der allgemeinen Formgleichung iſt. Eine ſolche Vorſtellungsweiſe würde die große Zähigkeit erklären, mit welcher gewiſſe, von äußeren Bedingungen unabhängig gewordene Hauptformen ſich überall erhalten; ſie würde zugleich begreiflich machen, wie um dieſe herum ſich eine große Anzahl veränderlicher, leichter verwiſchbarer, in Wahrheit von äußern Einflüſſen abhängiger Zwiſchenformen gruppirt, und endlich würde ſie die Entſtehung einer jener Hauptformen aus der andern als möglich erſcheinen laſſen, ohne zu durchaus ungewohnten und unangebbaren Urſachen der Umwandlung greifen zu müſſen. Was

Die große Mannigfaltigkeit der Klimate dieſer ausgedehnten Landſtrecke und die Verſchiedenheit der Cultur, welche ſie ihren Bewohnern erlaubt, bringt auch in die körperlichen Eigenſchaften der Race manche Abweichungen. In der bezeichnendſten Geſtalt repräſentiren den mongoliſchen Typus die noch jetzt nomadiſirenden Hirtenvölker Innerafiens. Der kugelige oder faſt würfelförmige Schädel zeigt eine niedrige zurückweichende platte Stirn, ſehr vorſpringende eckige Jochbeine, die dem flachen Geſichte ſeine größte Breite in der Wangengegend zwiſchen den großen abſtehenden Ohren geben. Die Naſe iſt kurz, flach und breit, mit plattem Stirnraum über ihrer eingedrückten Wurzel; die enggeſchlitzten ſchief nach innen und unten geſtellten Augen ſtehen weit auseinander, ihr innerer Winkel iſt abgerundet, die Lider dick, die Brauen ſchwach. Das Haar, nicht reichlich, iſt ſchwarz und ſchlicht, der Wuchs von mittler Größe, richtig proportionirt, wenig Fleiſchfülle der leichten und dauerhaften Geſtalt. Die Farbe der Haut, weizengelb, bräunlich bei dieſen nomadiſchen Stämmen, wird dunkler bei den Polarvölkern, die mit niedrigerem Körperbau und äußerſt reizbarem Nervenſyſtem unter den ungünſtigſten äußern Bedingungen leben. In den ſeßhaften und civiliſirten Nationen der Race, Chineſen und Japaneſen, hellt das Colorit ſich auf, und namentlich das weibliche Geſchlecht der höhern Stände nähert ſich der Weiße der kaukaſiſchen Haut; Geſichtszüge und Geſtalt bewahren den Typus der Race getreuer und erſcheinen in ſeinem eigenen Sinne veredelt.

Es iſt unnöthig, die bekannten Eigenthümlichkeiten der kaukaſiſchen Race, das Oval des Geſichtes, die Höhe und Wölbung der Stirn, das ſenkrecht niedergehende Profil mit zurückgehaltenem Mund und gewölbtem Kinn, ſo wie die übrigen Proportionen der Geſtalt hier ausdrücklich zu erwähnen. Wie dieſer Stamm als Träger der geſchichtlichen Entwicklung des menſchlichen Geſchlechtes unſere ſpäteren Betrachtungen vorzugsweiſe beſchäftigen wird, ſo werden wir auch Veranlaſſung haben, der charakteriſtiſchen Züge ſeiner einzelnen Zweige noch weiter zu gedenken.

Wir müssen zugeben, daß nur wenige Züge der gezeichneten typischen Bilder eine allgemeine Gültigkeit für die sehr mannigfachen Gestalten besitzen, welche wir doch im Laufe der Dinge wirklich sich innerhalb einer und derselben Race entwickeln sehen. Nicht ohne eine Zuthat unserer Phantasie von zweifelhafter Berechtigung haben wir vielmehr nur Idealbilder entworfen, solche, in denen die verschiedenen Eigenthümlichkeiten, welche wir an den Repräsentanten einer Race zerstreut vorfinden, sich uns am meisten zu einem charakteristischen und in sich abgeschlossenen Ganzen zu vereinigen schienen. Wir wissen keineswegs, ob diesem ästhetischen Eindrucke, dessen Macht wir empfinden, eine physiologische Bedeutung zukommt; nicht, ob wir mit jenen ausdrucksvollen Bildern den erzeugenden Grundcharakter getroffen haben, aus dem die wirklichen Bildungen innerhalb einer Race nur als verschiedengerichtete individuelle Abweichungen hervorgehen, oder ob sie nicht im Gegentheil nur die äußersten Möglichkeiten darstellen, die ein ursprünglich einer wesentlich anderen Formel entsprechender Typus unter den günstigsten oder ungünstigsten Bedingungen zu verwirklichen vermag. Wie daher die zahlreichen Zwischenformen, die keinem der gezeichneten Bilder völlig sich unterordnen lassen, ihnen anzureihen sein mögen, welche Gestaltungen als Kreuzungen verschiedener Racen, welche anderen als klimatische Umwandlungen anzusehen sind: über diese Fragen müssen wir die Entscheidung der speciell vergleichenden Ethnographie und wahrscheinlich einer viel späteren Zukunft überlassen. Unsere wirklichen Beobachtungen gehen nicht auf hinlänglich große Zeiträume zurück, um auch nur den Einfluß des Klima sicher zu schätzen; wohl finden wir häufig Völkerschaften, deren gegenwärtige Eigenthümlichkeiten wir mehr oder weniger gründlich in Uebereinstimmung mit den klimatischen Bedingungen ihrer Wohnsitze zu sehen glauben; allein wir kennen dann den früheren Zustand nicht, von dem wir annehmen müßten, daß er durch Anbequemung an diese Bedingungen sich zum gegenwärtigen verändert habe; in den wenigen Fällen aber, wo unsere geschichtlichen Kenntnisse

ſtattgefundene Wanderungen ſonſt bekannter Racen bezeugen, fehlt die Gewißheit darüber, daß nicht zugleich Kreuzung verſchiedener Typen, unter ſolchen Umſtänden wahrſcheinlich, zu den Urſachen der Veränderung gehört habe.

Nur die Uebereinſtimmung, mit welcher in Nordamerika die Nachkommen der verſchiedenſten Anſiedler ſich einem eigenthümlichen Gepräge annähern, ſcheint uns ein Beiſpiel für den mächtigen Einfluß klimatiſcher Bedingungen zu geben, die wir gleichwohl noch wenig zu zergliedern wiſſen; auch dieſer Einfluß jedoch bleibt weit innerhalb der Grenze, deren Ueberſchreitung uns den Urſprung einer neuen Race anzunehmen veranlaſſen könnte. Unſere Kenntniſſe ſind nicht ſicherer in Bezug auf den Erfolg der Kreuzung. Nur innerhalb einer und derſelben Race überträgt die individuelle Bildung des einen erzeugenden Theiles ſich zuweilen mit faſt völliger Ausſchließlichkeit auf die Kinder; die erſtmalige Kreuzung verſchiedener Typen bringt ſtets eine Zwiſchenform hervor, welche die körperlichen Differenzen der Aeltern auszugleichen ſucht. Man weiß von dieſen Miſchlingen, daß ihre wiederholte Rückverbindung mit dem weißen Stamme häufig ſehr ſchöne auch geiſtig wohlbegabte Bildungen entſtehen läßt; aber es bleibt zweifelhaft, ob ausſchließliche Verbindung unter ſich ihnen eine unbegrenzte Fortpflanzung geſtatten würde.

Die Erwähnung dieſer Verhältniſſe führt uns noch zu einem Geſichtspunkt, den man in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit der Menſchenformen am liebſten ſogleich einzunehmen pflegt. Denn ganz gewöhnlich beginnt man dieſe Ueberlegungen mit der Behauptung, es ſei vor allem nöthig, den Begriff einer natürlichen Art oder Species und den einer Spielart oder Varietät ſo genau als möglich feſtzuſtellen. Man ſucht den Satz zu begründen, daß alle Menſchenracen nur Spielarten einer Art, nicht verſchiedene Arten einer Gattung ſind. Ich habe dieſe Ausdrücke bisher nicht ſo erwähnt, als läge in ihnen ein entſcheidendes Motiv für die Faſſung unſerer Anſichten, und in der That glaube ich, daß ihre weitläufige Einführung und Discuſſion nur geeignet

iſt, den eigentlichen Inhalt der Frage, um die es ſich handelt, unter einem logiſchen Formelſpiel verſchwinden zu laſſen. Es hat offenbar keinen Werth an ſich, ob man für die Unterſchiede der menſchlichen Racen den einen oder den andern Namen wählt; aber man ſucht eine Beantwortung der Frage, ob ſie alle aus einem und demſelben Urſtamme hiſtoriſch durch Zeugung und klimatiſche Einwirkungen entſtanden ſein können. Man glaubt dieſe Möglichkeit dadurch zu ſichern, daß man ſie nur als Spielarten einer Art vorausſetzt; ſie haben dann ein gemeinſames Bildungsgeſetz, das nur durch verſchiedenartige Beſtimmungen einzelner in ihm unbeſtimmt gelaſſenen Größen in verſchiedene Formen ausläuft. Unſere Unkenntniß der organiſchen Bildungsgeſetze erlaubt uns jedoch nicht, dieſe weſentliche Identität des Typus aller Racen, oder eine ſo weit gehende Identität, daß alle Unterſchiede den äußeren Einwirkungen zugerechnet werden könnten, unmittelbar zu beweiſen. Wir ſehen uns deshalb nach einem äußern Kennzeichen um, an welchem wir uns derſelben verſichern können, und dies glauben wir in der Thatſache gefunden zu haben, daß die Menſchenracen ſich fruchtbar miſchen und die Producte ihrer Kreuzung zu weiterer Fortpflanzung fähig ſind. Man wird nicht leugnen können, daß dieſes Merkmal von Wichtigkeit iſt; denn ohne Zweifel, wenn die Natur Grenzen zwiſchen den einzelnen Gattungen ihrer Geſchöpfe innehalten will, muß es irgendwo eine Verſchiedenheit der Geſtaltungstriebe geben, welche die Erzeugung von Mittelformen ausſchließt. Gewiß gehören daher die Menſchen durch dieſes Zeugniß der Erfahrung zu einer Gruppe zuſammen, in der ein weſentlich gleicher Bildungstrieb herrſcht. Aber ich weiß nicht, was wir gewinnen, wenn wir dieſe Thatſache in den Ausdruck umſetzen, die Menſchenracen ſeien nur Varietäten einer Art. Varietät iſt für ſie ein Titel ohne Einkünfte. Soll in ihm nur dies liegen, daß ſie ſich fortpflanzungsfähig vermiſchen können, ſo haben ſie dieſes ja immer gethan und thun es noch, ohne das Recht dazu von dieſem logiſchen Titel zu erwarten; und wir unſerſeits wußten es längſt, ſo weit es wirklich feſt-

ſteht; ſo weit es aber erfahrungsmäßig nicht feſtſteht, werden wir es um dieſes Titels willen nicht gewiſſer glauben, als vorher. Denn was hindert uns anzunehmen, daß die äußeren Einflüſſe, welche aus ganz identiſchem Stamme verſchiedene Varietäten entwickelten, zuweilen vielleicht Unterſchiede hervorbringen, welche die weitere fruchtbare Vermiſchung derſelben hindern, daß es alſo wirkliche Varietäten derſelben Art gibt, denen jenes Kennzeichen mangelt, um deswillen wir den Menſchenracen nur dieſe Weite des Unterſchiedes zugeſtehen wollen? Die Unfruchtbarkeit mancher Ehen innerhalb derſelben Race, während doch nach ihrer Löſung beide Theile mit anderen Individuen fortpflanzungsfähig ſind, deutet auf die Möglichkeit eines ſolchen Verhaltens hin. Soll aber in dem Namen Varietät zugleich dies liegen, daß die Racen aus einem identiſchen Urſtamm durch äußere Einflüſſe entwickelt worden ſind, was berechtigt zu dieſem Ueberſchuſſe der Behauptung? Wenn zwei Bildungen ſich zu einer dritten miſchen können, ſo liegt darin kein Beweis dafür, daß ſie auch aus einer gemeinſamen vierten müſſen entſtehen können. In jener Miſchung durchkreuzen ſich zwei organiſche Bildungstriebe; daß dieſe Verbindung lebensfähige und fortpflanzbare Erzeugniſſe liefert, kann doch nicht dafür bürgen ſollen, daß auch aus einem organiſchen Bildungstriebe allein, lediglich unter Einwirkung äußerer Bedingungen, verſchiedene Typen entſpringen können; oder kürzer die Möglichkeit des Zuſammenſchmelzens organiſcher Verſchiedenheiten entſcheidet nichts für die Möglichkeit ihres Auseinandertretens aus einem Dritten. Es kann im Gegentheil ſehr wohl ſein, daß zwar die einmal vorhandenen Racen ſo weit gleichartig genug ſind, um Miſchlinge zu geben, daß aber gleichwohl keine Stammform phyſiſch möglich iſt, aus der ſie hätten entſpringen können. Dann würden Art und Spielart nur Namen für den Verwandtſchaftsgrad der vorhandenen Bildungen ſein, aber ganz ohne ſichere Bedeutung für ihre Entſtehungsweiſe. Dieſe Begriffe und alle Verſuche zu ihrer genauen Definition entſcheiden daher nichts; das einzige reelle Object der Unterſuchung,

auf welches man diese logischen Weitläufigkeiten hartnäckig immer wieder zurückführen muß, besteht nur in der einen Aufgabe, äußere Bedingungen nicht blos im Unbestimmten ahnen zu lassen, sondern namhaft zu machen, aus denen historisch und wo möglich experimentell die Umwandlung einer Racenform in eine andere beweisbar wird. Doch sind wir allerdings nicht unbillig genug, um durchaus diesen äußersten Grad ganz handgreiflicher Gewißheit zu verlangen; käme die Physiologie so weit, den Mechanismus der Fortpflanzung und die physischen Hergänge genauer zu erforschen, durch welche die Bildung der Aeltern und hinzukommende äußere Umstände die Gestalt der späteren Generationen bestimmen, so ließe sich vielleicht jener erfahrungsmäßige Nachweis durch eine physikalische Theorie ersetzen; nur die Verbrämung der Frage durch logische Kunstausdrücke ist ohne Aussicht auf Erfolg.

Das Schlimmste endlich würde sein, wenn auch praktisch der menschliche Verkehr zwischen den verschiedenen Racen nicht auf den Thatbestand, den wir mit leidlicher Sicherheit kennen, sondern auf logische Vermuthungen über ihn gegründet werden sollte. Gesetzt, es wäre documentarisch nachweisbar, daß die Urältern der Neger wirklich wahre unzweifelhafte Affen gewesen, aber es bliebe auch gleichzeitig bei der Thatsache, daß diese jetzigen Neger aufrecht gehen, sprechen, denken und überhaupt die Intelligenz, sie sei groß oder klein, besitzen, welche ihnen erfahrungsmäßig zukommt: welche sittliche Entschuldigung gäbe es dann für die Grausamkeit, ihre Behandlung nicht nach dem einzurichten, was sie sind, sondern nach dem, was ihre Urältern waren, oder logisch ausgedrückt, nach der Art oder Species, zu welcher sie ihrer Herkunft nach gehören? Oder wenn es nun umgekehrt feststände, daß die Affen verkümmerte Menschen seien, deren Vorältern wir vielleicht noch in der Geschichte vergangener Zeiten in menschlicher Gestalt antreffen, es bliebe aber gleichzeitig dabei, daß sie jetzt eben durchaus nur wirkliche Affen sind? Gewiß würden wir in diesem Falle einem echt menschlichen Gefühle der Pietät nachgeben, und sie nicht wie anderes jagdbares Wild behandeln; eine Scheu, die

auch ohne solche Reflexion der Eindruck ihrer Menschenähnlichkeit in dem Gemüthe manches rauhen Jägers von selbst hervorbringt. Aber Niemand würde doch um deswillen, was ihre Vorfahren gewesen sind, oder um der natürlichen Art willen, zu der sie gehörten, über ihren gegenwärtigen Zustand hinwegsehen und sie zu geselliger Gleichstellung mit uns heranziehen wollen. Wie schwer ist es doch unserer reflexionsreichen Zeit, bei dem bestimmten Inhalte einer vorliegenden Frage zu bleiben, und wie groß die Verlockung, auch sittliche Verhältnisse nicht nach den Anforderungen der Sache, wie sie wirklich liegt, sondern nach den unsichersten Vermuthungen über die Art zu begründen, wie dieser Zustand entstanden sein könnte!

Es ist nur die leibliche Bildung der Geschöpfe gewesen, worauf unsere Betrachtung bisher geachtet hat. Wir haben gesehen, wie die Eigenthümlichkeit des Erdkörpers, welcher den Schauplatz alles unserer Erfahrung zugänglichen Lebens bildet, wie seine Stoffe, seine Kräfte, sein Wechsel der Ereignisse und der äußern Lebensbedingungen zu gewissen allgemeinen Formen führen, in denen sich die Mannigfaltigkeit der Geschlechter bewegen muß, um sich innerhalb dieser Grenzen in eine vielfach verschlungene Reihe verwandter Gestaltungen zu gliedern. In allen diesen Bildungen haben wir neben den allgemeinen mechanischen Gesetzen, denen die Wechselverhältnisse der Elemente gehorchen, auch die innere Natur dieser Elemente als mitwirksame Kraft anerkannt. Es schien uns nahe zu liegen, auch diese Seite der Betrachtung sogleich mit hervorzuheben und das geistige Leben zu schildern, das in jeder dieser Gestaltungen sich regt, zum Theil an ihnen die Bedingungen seiner Aeußerung findet, zum Theil auf sie formbestimmend zurückwirkt, endlich der leiblichen Gliederung entsprechend eine geordnete Gattungsreihe eines Geisterreiches entfaltet. Aber nicht nur ist uns das innere Leben der Thierwelt so unzugänglich, daß dieser Versuch nur unsichere Umrisse hätte verzeichnen können, sondern manche andere Ungewißheit über die Berechtigung, mit welcher wir die Form einer systematischen

Ordnung auf die geiſtige Welt anwenden dürften, würde uns gehemmt haben. Vielleicht führt die geſonderte Betrachtung des geiſtigen Lebens, zu welcher wir übergehen, zu anderen Auffaſſungen, als die ſind, welche ſich hier zuerſt darzubieten ſchienen.

* * *

Die Entſtehung der Racen, des Menſchengeſchlechtes überhaupt, ja der ganzen Welt des Lebendigen, iſt ſeit dem erſten Erſcheinen dieſes Buches der Gegenſtand der eifrigſten Unterſuchungen, der kühnſten Behauptungen und der zwieſpältigſten Meinungen geworden. Ich habe von wohlwollender Seite darüber Tadel erfahren, daß ich nicht deutlicher die Stellung bezeichnet, die ich einer ſo lebendigen Bewegung der Geiſter gegenüber einzunehmen denke. Indem ich dennoch auch den vorangehenden Abſchnitt ohne weſentliche Aenderung wieder anbiete, ſcheine ich die letzte Gelegenheit zur Ausgleichung dieſes Mangels verſäumt zu haben. Allein innerhalb des Rahmens, den ich meiner Arbeit beſtimmt hatte und nicht ausdehnen konnte, ohne ihre eigentliche Abſicht aufzugeben, war kein Raum für die große Anzahl höchſt anziehender mehr oder minder ſicher geſtellten Thatſachen, für welche die neuere Forſchung nach Darwins Vorgange mit Recht dankbare Aufmerkſamkeit verlangt und findet; was aber hieran ſich als Theorie geknüpft hat, das hielt ich mich nicht verpflichtet auf Anlaß dieſer modernſten Gedankenſtrömung noch einmal beſonders hervorzuheben, nachdem ich, bevor dieſer Anlaß gegeben war, ausführlich genug die Ueberzeugungen glaubte erörtert zu haben, welche ich den Anſprüchen jener nicht neuen, ſondern ſehr alten Ideen entgegenſetzen würde. Und in der That weiß ich noch jetzt nicht, was ich um der Sache willen den Ausführungen des ebenbeendeten Abſchnitts und den Endbetrachtungen des dritten Buches hinzufügen müßte, in denen ich einige Zeit vor dem Erſcheinen des Darwiniſchen Werkes die Entſtehung zweckmäßiger Bildungen aus dem Chaos durch dieſelben Mittel überlegte, die ſeitdem als Variation und Sichtung der entſtandenen Variationen durch den Streit um das Daſein zu Gegenſtänden der Tagesfragen geworden ſind. Ueber die geſchichtlichen Hergänge, durch

welche das ganze Reich des Lebendigen und der Menſch entſtanden ſei, habe ich damals die Entſcheidung den Unterſuchungen der Wiſſenſchaft anheimgeſtellt, aufrichtig bereit, Alles anzuerkennen, was in der That durch Beobachtung geſichert und nicht nur nach vorgefaßten Meinungen behauptet werden würde. Denn ich war der Ueberzeugung, die ich lebhaft ausdrückte (I, 421): die ganze Reihe abgeſtufter Bildungsepochen, durch welche hindurch der formloſe Bildungsſtoff vielleicht ſich ausgeſtaltet hätte, würde nur den Glanz und die Mannigfaltigkeit der Scenen vermehren, in deren äußerlichen Pomp unſere Phantaſie ſich bewundernd vertiefen könnte; aber ſie würde das Ganze des wunderbaren Schauſpiels nicht zureichender erklären, als jener ſich ſelbſt beſcheidende Glaube, für welchen die Entſtehung der lebendigen Geſchlechter nur aus dem unmittelbaren Schöpferwillen Gottes begreiflich ſcheint; welchen Weg der Schöpfung auch Gott gewählt haben möge, keiner werde die Abhängigkeit der Welt von ihm lockerer werden laſſen, keiner ſie feſter an ihn knüpfen können. Von denen nun, die Anfangs dieſen Weg der Erklärung aus dem Zufall mit Zuverſicht betraten, ſind Manche durch aufrichtiges Nachdenken zu veränderten Anſichten gekommen; im Innern der Dinge wenigſtens und als Eines durch ſie alle hindurchwirkend glauben ſie ein Princip der Auswahl des Vernünftigen und ein immanentes Streben nach Zweckmäßigkeit annehmen zu müſſen; warum aber hätte ich ausdrücklich darauf aufmerkſam machen müſſen, daß in der Tagesgeſchichte ſich ein Beiſpiel derſelben Umkehr der Gedanken ereignet habe, die ſich in der allgemeinen Betrachtung ohnehin als nothwendig erwieſen? Käme es endlich dahin, daß auch die ſonderbare Hartnäckigkeit verſchwände, mit der man bereitwillig noch in das blinde Sein jeden Keim der Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit verlegt, aber Alles aus der Welt entfernen möchte, was den Verdacht erregte, Geiſt zu ſein, ſo würde ich noch weniger Veranlaſſung haben, dieſer Tagesbegebenheiten labyrinthiſchen Gang zu wiederholen, durch den nur durch Umkehr von verkehrten Standpunkten aus eine alte Wahrheit wiedergewonnen ſein würde.

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Kapitel.

Der Geist und die Seele.

Die thierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältniß beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedener Wesen. — Uebergang dieses Prädicats in die Bezeichnung eines gleichartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich und seine Glieder.

Viele Wunder füllen den Erdkreis, wunderbarer keins als der Mensch. In der That wir fühlen uns versucht, jenen alten Gesang zu wiederholen, in welchem Sophokles mit der Frische einer noch nicht zur Gewohnheit gewordenen Reflexion die staunenswürdigen Erfolge menschlicher Bildung überdenkt. Blicken wir in die Natur hinaus: überall hat die wehrlose stille Gestalt des Menschen den Kampf mit ihren Schreckniſſen begonnen, unglücklich wohl im Einzelnen, aber doch siegreich im Ganzen; weit überlegene Kräfte der Thierwelt hat seine List überwunden, die einen zu widerwilligem Gehorsam gebändigt, die Fähigkeiten anderer zu eigenem Nutzen gesteigert, manche zu hingebender Anhänglichkeit und Zuneigung erzogen. Und bedarf es mehr als eines Wortes, um durch Erinnerung an alle Güter des geselligen Lebens die unausfüllbare Kluft zu bezeichnen, die zwischen ihm und der übrigen Welt des Lebendigen sich ausbreitet? Wo liegt nun der Keim zu dieser Größe? Ist es möglich, eine ent-

ſcheidend wichtige Kraft, irgend ein beſtimmtes Vermögen anzugeben, das zu dem menſchlichen Weſen neu hinzutretend ſeine Entwicklung weit über alle Grenzen thieriſcher Wirkſamkeit hinausführt? oder wenn wir in ihm nur Steigerungen der Anlagen fänden, die auch dem Thierreich angehören, laſſen ſich Umſtände bemerken, die dann doch dieſen plötzlichen Aufſchwung erklären, welchen keine Zwiſchenſtufen vorbereitend und vermittelnd ankündigen? oder irren wir uns endlich ſelbſt hierin und liegt vielleicht in der Mannigfaltigkeit menſchlicher Lebenszuſtände wirklich eine Reihenfolge geringerer und höherer Entwicklungen, die auf einem ſtetigen Wege uns ſprunglos von der Dumpfheit des thieriſchen Daſeins bis zu dem Gipfel menſchlicher Bildung leiten? So verſchieden ſind die einzelnen Theile des großen Gemäldes, vor dem wir ſtehen, daß wir der Reihe nach jede einzelne dieſer Fragen zu bejahen verſucht ſind, je nachdem unſer Blick auf dieſen oder auf jenen Zug des großen Ganzen zuerſt fiel und gefeſſelt an ihm haften blieb.

Die Vergleichung der höchſten Gipfel unſerer Bildung mit den halbunverſtändlichen und zuſammenhangloſen Aeußerungen, in welche in unſerer Umgebung das Seelenleben der Thierwelt ausbricht, zeigt den Abſtand beider Kreiſe des Daſeins ſo unermeßlich, daß nur die Hinzukunft eines völlig neuen Entwicklungskeimes das Uebergewicht der menſchlichen Bildung erklären zu können ſcheint. Und ſo hat denn ſchon eine alte Anſicht der ſinnlichen Seele, welche ſie der Thierwelt zugeſtand, den vernünftigen Geiſt als die höhere Macht gegenübergeſtellt, die in dem menſchlichen Geſchlecht allein hinzukommend der regſamen Lebendigkeit ſinnlichen Empfindens und Strebens ihre höhere Richtung gebe. Aber unbedenklich iſt doch dieſer Name des Geiſtes nur als Name; zuſammengefaßt mögen in ihm die unbekannten Eigenthümlichkeiten ſein, durch die ſich in ihren Erfolgen die menſchliche Entwicklung über alles andere irdiſche Daſein erhebt; aber die Gründe dieſer Erfolge werden kaum klarer durch ihn. Denn zu jener unbefangenen Theilung unſerer Perſönlichkeit können wir doch nicht zu-

rückkehren, die in Seele und Geist zwei verschiedene von einander ablösbare Wesen sieht; jene vielleicht ein sterblicher Hauch, mit der räumlichen Gestalt vergänglich, der Geist allein über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus dauernd und höheren Aufgaben zugewendet.

Doch ist es nicht zunächst die scheinbare Spaltung dessen, was Eines sein müßte, woran wir Anstoß nehmen; wie unklar auch immer das wechselseitige Verhältniß zwischen Geist und Seele oft gedacht worden sein mag, so würde es doch an sich einer bestimmten Auffassung nicht durchaus widerstreben. Denn natürlich in dem Geiste ausschließlich würden wir dann die Einheit unsers Wesens, unser wahres Ich, zu finden glauben; ihm gegenüber würde die Seele in die Reihe jener mannigfaltigen Elemente zurücktreten, die sehr verschieden an Werth durch den Plan der Organisation ihm zu Diensten gestellt sind. Nur vermehrt wäre dann diese Reihe um ein hervorragendes Glied, das entweder durch den Vorzug seiner eigenen Natur oder durch die Vortrefflichkeit seiner Stellung die innere Regsamkeit aller übrigen Elemente überböte, ihre Erregungen in sich zusammenfaßte, sie dem Einen Wesen des Geistes überlieferte und dafür zum Austausch dessen Gebote übernähme, um sie mit eigener Intelligenz zur Ausführung durch die körperlichen Werkzeuge vorzubereiten. Ein doppeltes Leben würde dann allerdings innerhalb der Grenzen der leiblichen Gestalt bestehen. Denn wie die Seele des Thieres ohne Zweifel die mannigfaltigen Eindrücke in die Einheit eines Bewußtseins sammelt, sie mit Lust und Unlust begleitet und zu Ausgangspunkten künftiger Handlungen verarbeitet: so würde auch unsere Seele ihre Vorstellungen, ihre Erinnerungen, ihre Gefühle und Strebungen hinter dem Rücken des Geistes haben, dem sie dient, und dieses ihr Bewußtsein würde nicht das unsere sein. Manche Aeußerungen dessen, was wir unser Leben zu nennen pflegen, würden von diesem andern lebendigen Elemente in uns ausgehen, ohne unser Wissen und Wollen; andern würde der Geist zusehen, indem die Wechselwirkung zwischen ihm und der Seele auch seinem Be-

wußtſein die Eindrücke zuführte, die das ihrige füllten, ohne doch in ihm außer dem Gewährenlaſſen einen Entſchluß zu ſelbſtändigem Handeln zu erwecken. Dann aber würde es Fälle geben, in denen die Thätigkeit der Seele, ſelbſt zur Entfaltung ihrer Fähigkeit durch äußere Reize erweckt, nun noch einmal auch den Geiſt zu lebendiger Rückwirkung erregte, und nun endlich würde dieſer verſchloſſene Grund ſich aufthun, und nach allgemeinen Geſetzen, die auch dieſem Verkehr nicht fehlen dürften, würde die höhere Natur des Geiſtes theils ihr eigenes inneres Leben entfalten, theils umgeſtaltend, leitend und richtunggebend in die äußerlichen Wirkſamkeiten der Seele und durch ſie in die des Leibes eingreifen.

So entſteht uns das Bild einer innigen und nicht fruchtloſen Gemeinſchaft zweier Weſen, die deutlich auseinandertretend das mechaniſche Spiel einer pſychiſchen Wechſelwirkung vollführen. Vertraut mit den unzähligen gegenſeitigen Bezügen der organiſchen Gebilde, deren Erregungen ſie in ſich aufnimmt, würde die Seele zwar vielleicht nicht alle dieſe Eindrücke einzeln, wohl aber den Geſammtzuſtand innerer Stimmung, zu dem ſie ſich in ihr ſelbſt zuſammenſetzen, dem Geiſte überliefern und dadurch ſeiner höheren Thätigkeit einen beſtändigen oder wechſelnden Hintergrund eigenthümlichen Lebensgefühls verſchaffen. Aus dem gleichförmigen Tone dieſer Stimmung würden dann einzelne beſtimmte Züge, Zeichnungen von feſter Geſtalt hervortreten; von der Seele geordnet, denn auch dem Thiere fehlt dieſe Fähigkeit nicht, würden die räumlichen Anſchauungen und die mannigfachen Verwandtſchaften und Gegenſätze der Sinnesempfindungen vor den Geiſt treten, um in ihm eine ahnungsvolle äſthetiſche Beurtheilung ihres Werthes zu erfahren, die der ſinnlichen Seele verſagt ſcheint. Aufgeregt endlich in der Tiefe ſeines Weſens, würde doch der Geiſt, unkundig an ſich der äußeren Welt, in geſtaltloſem Wogen ſeiner Phantaſie hin und herringen; aber die unausſprechbaren Triebe ſeiner höheren Natur drücken auf die Regſamkeit der ſinnlichen Seele, und ſie iſt es, die unter dieſem Gebot die ihr verſchwiſterte leibliche Organiſation in unzählige Bewegungen ausbrechen läßt,

aus deren Ergebnissen dem Geist das vorher unklare und ahnungsvoll gestaltlose Räthsel seiner Sehnsucht nun anschaulich und verkörpert entgegentritt. Und löst sich endlich diese Gemeinschaft, so hat die vergehende Seele den Gewinn des Lebens und der Erfahrung längst in den Geist niedergelegt, der nun, für sich festhaltend, was er für sich nicht erwerben konnte, einem neuen Dasein in andern Formen entgegenreifen mag.

Daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind, die sich einer deutlichen Vorstellung von dem Mechanismus des Verhältnisses zwischen Geist und Seele entgegenstellen, dürften diese Bemerkungen hinlänglich andeuten; weit unklarer und nur in unbestimmten Ausdrücken haben wir die Theilung der Arbeiten zwischen diesen beiden übersinnlichen Wesen und die Beiträge berühren können, die jedes von ihnen zu dem Ganzen unsers Lebens liefern würde. Denn eben die genauere Nachforschung nach den Eigenthümlichkeiten, welche die menschliche Bildung über das thierische Dasein erheben, steht uns noch bevor; den Versuch, ihr Ergebniß hier vorwegzunehmen, widerräth uns das Mißtrauen, mit dem wir nicht umhin können, dies wunderliche und etwas grelle Bild der Vereinigung zweier Mächte zu betrachten, die gleich einem Doppelstern die Bewegungen unsers einen Lebens überwachen sollen. Begönnen wir ohne Rücksicht auf die Thierwelt unsere Betrachtungen bei der Entwicklung des Menschen, so würde offenbar jene sinnliche Seele als ein überflüssiges Zwischenglied aus unserer Vorstellung ausfallen. Denn mit derselben Leichtigkeit, mit welcher sie im Stande sein müßte, die Erschütterungen unzähliger Körperelemente in sich zu der Einheit eines Bewußtseins, eines Gefühls und eines Triebes zu verdichten, oder umgekehrt dem Streben, das dem Geiste aus der Verarbeitung dieser innern Zustände erwachsen wäre, einen wirksamen Ausdruck durch Bewegungen jener Elemente zu geben: mit derselben Leichtigkeit würde der Geist unmittelbar selbst dieselben Leistungen im Zusammenwirken mit den Bestandtheilen des Körpers vollziehen. Oder umgekehrt, alle die Schwierigkeiten, die Jemand glauben könnte in diesem unmittel-

baren Wechſelverkehr des Geiſtes mit den Maſſen zu finden, kehren mit ganz unvermindertem Gewicht in der anderen Wechſelwirkung wieder, die an ſeine Stelle träte, in der zwiſchen Seele und Körper. Hier, wie ſo oft bei der Einſchaltung eines ſcheinbar erklärenden Mittelgliedes, hätten wir das Räthſel nicht nur ungelöſt gelaſſen, ſondern vervielfacht. Es iſt offenbar nur die Erinnerung an die Thierwelt, an die niedere Sphäre des Seelenlebens, die ſie mit uns theilt, an die höhere, die ihr verſagt iſt, was dieſe Spaltung zweier überſinnlichen Gewalten empfehlen konnte. Aber dieſe Thatſache, wenn wir einſtweilen ihre Geltung zweifellos zugeben, verträgt vielleicht andere Erklärungen.

Wirklich wird kaum Jemand geneigt ſein, ſo buchſtäblich, wie wir es thaten, Geiſt und Seele als verſchiedene Weſen einander gegenüber zu ſtellen; die Gewohnheiten der modernen Reflexion ſind ſo entſchiedenen Trennungen und ihrer beleidigenden Klarheit abhold. Man wird es vorziehen, in einer Weiſe, deren eigentlichem Sinn ſchwerer beizukommen iſt, beide als verſchiedene Stufen, als verſchiedene Seiten oder Potenzen deſſelben überſinnlichen Weſens zu faſſen, oder den Vorrang des Geiſtes von einem höheren Vermögen abzuleiten, von der Vernunft vielleicht, die ihm verliehen, der ſinnlichen Seele verſagt ſei. Unfähig zu erläutern, was es mit jenen Stufen und Seiten auf ſich habe, müſſen wir dieſe Meinungen auf ſich ſelbſt beruhen laſſen; die letzte jedoch iſt einer Verbeſſerung fähig und führt auf einen betretbaren Weg zurück. Denn worin auch jene Vernunft beſtehen möge: klar iſt, daß die Seele nicht zu ihrer Natur hinzu das Geſchenk eines neuen Vermögens annehmen kann, welches nicht in eben dieſer ihrer Natur ſo begründet läge, daß es entweder mit Nothwendigkeit unvermeidlich aus ihr ſich entwickeln müßte oder doch unter Hinzutritt günſtiger Bedingungen ſich aus ihr entwickeln könnte. Das Weſen eines Dinges verträgt keinen Anhang; ſcheint zu dem einen eine Fähigkeit hinzuzukommen, die anderen ſeines Gleichen fehlte, ſo waren ſie in Wahrheit nicht

ſeines Gleichen, ſondern in ihm war heimlich auch der übrige Stamm ſeiner Natur, an den dieſe Fähigkeit ſich ſchließen ſoll, ein anderer als in den verwandten Weſen, die dieſen Zuwachs entbehren. Anſtatt in dem Menſchen eine Thierſeele zu ſuchen, auf die wie auf einen Wildling unedlerer Art ein unterſcheidender höherer Trieb gepflanzt wäre, haben wir vielmehr von Anfang in dem menſchlichen Geiſte ein eigenthümliches Weſen zu ſehen, deſſen charakteriſtiſche Natur ſelbſt in den einfachſten und niedrigſten Aeußerungen ſeiner Thätigkeit ſchon wirkſam iſt, obgleich ihre volle Bedeutung und ihr Gegenſatz gegen die Seele des Thieres erſt in den letzten Ergebniſſen ihrer Entwicklung deutlicher hervortritt.

Allgemeine Begriffe ſind die zweiſchneidige Waffe, durch die unſerem menſchlichen Erkennen allein es möglich wird, aus der letzten verwickelten Verzweigung der Erſcheinungen den feſten Stamm von urſprünglicher Kraft und Wirkſamkeit bloß zu legen, und deren Anwendung doch ſo oft unvermerkt den lebendigen Trieb verletzt, den wir ſchonen wollten. Wenn wir in der Vergleichung einer vorliegenden Mannigfaltigkeit zuerſt das Aehnliche zu kleineren Gruppen ſammeln, dann die abweichenden Charaktere dieſer einzelnen Kreiſe unter höhere zuſammenfaſſende Geſichtspunkte vereinigen und endlich weiter aufſteigend zuletzt in einem gegliederten Stufenwerk einander über- und untergeordneter Begriffe die geſammte Fülle der Einzelheiten anordnen: dann glauben wir ſo häufig, in dem Wege, den unſere Reflexion auf dieſer Leiter auf und ab wandelnd beſchreibt, zugleich die inneren Abhängigkeitsverhältniſſe der Dinge nachzuahmen, die wir auf ihren verſchiedenen Sproſſen antreffen. Der allgemeinſte und höchſte und deswegen an beſtimmtem Inhalt ärmſte Begriff einer ſolchen Reihe erſcheint uns gleich dem rohen Marmorblock, aus deſſen ſtoffgebender und ſicherer Feſtigkeit ſpäter hinzukommende Bedingungen beſtimmte Formen herausgeſtalten; und in derſelben Reihenfolge, in welcher unſere Gedanken ſyſtematiſch die verſchiedenen Arten und Unterarten durchlaufen, glauben wir auch aus jenem wirklichen Kerne der Sache zuerſt die allgemeineren Unterſchiede der höhern

Gattungen hervortreten zu sehen, um durch immer erneute Einwirkung immer specifischer gestalteter Bedingungen allmählig in die unvergleichbaren Bildungen der Einzelexistenzen auseinanderzugehen. Oder wenn wir der Gliederung unserer Classificationen nicht unmittelbar die Bedeutung einer historischen Abfolge ihrer Stufen auseinander zugestehen, so glauben wir doch wenigstens, durch sie getreu und entsprechend die größere oder geringere Weite einer mittelbaren oder unmittelbaren Abhängigkeit wiederzugeben, welche die verschiedenen Eigenschaften des einzelnen Wirklichen mit einander verknüpft und mit einem gemeinsamen Kerne, an dem sie haften. Wir sehen, daß mannigfaltige Gegenstände der Wahrnehmung darin übereinkommen, Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen zu sein, zu leiden und Thätigkeiten zu äußern und in dem Wechsel dieser Ereignisse als feste Punkte zu beharren; wir belegen sie eben um dieses Verhaltens willen mit dem Namen der Dinge. Aber bald vergessen wir, daß dieser Name nur ein Titel war, der an dem Verschiedenen eine gemeinsame Form des Seins und Benehmens hervorheben sollte; er verwandelt sich unvermerkt für uns in eine Bezeichnung eines ursprünglichen überall gleichartigen Inhalts, der das wahrhaft Wesentliche ausmache, und an welchem erst durch später hinzukommende Bedingungen die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen ausgearbeitet werde, die wir in der Erfahrung antreffen. Ding nennt die unbefangene Vorstellung Alles, was jene Form der Selbständigkeit und der Fähigkeit zum Thun und Leiden besitzt, und sie läßt es möglich, daß vielleicht Wesen von sehr verschiedener Natur diese Art des Daseins genießen; ebenso wie sie Gift Alles nennt, was sie dem organischen Leben feindselig sieht, wie verschieden auch sonst die Stoffe sein mögen, die diese Feindseligkeit entfalten. Erst der Anfang zu philosophischer Reflexion verwirrt diese natürliche Auffassung, wenigstens da, wo nicht die Einfachheit der behandelten Gegenstände den Irrthum vermeiden lehrt. Denn freilich, wenn wir von Unglücksfällen reden, wird Niemand meinen, es geschehe zuerst der Unglücksfall an sich, und aus ihm bilde

ſich jede beſondere Verdrießlichkeit durch hinzukommende nähere Beſtimmungen. Wo es ſich dagegen um die verſchiedenen Erſcheinungen der Natur handelt, die uns aus unbekannten Gründen die Eigenſchaften der Materialität, Undurchdringlichkeit und andere, entgegen halten, da ſcheint es uns ſelbſtverſtändlich, daß dieſe gemeinſame Form des Verhaltens in einen gemeinſamen Inhalt, eine allgemeine Materie umzudeuten ſei, von der ein Bruchſtück, jedem einzelnen Körper inwohnend, durch beſondere Nebenbedingungen erſt in die ſpecifiſchen Beſchaffenheiten der einzelnen Elemente ausgearbeitet werde. Sprechen wir endlich allgemeiner von jener gemeinſamen Verhaltungsweiſe aller Dinge, deren wir oben gedachten, ſo gerathen wir leicht in jenes verhängnißvolle Suchen nach einer Subſtanz, die nichts als Subſtanz ſei, nach einem allgemeinen Stoffe, aus dem Dinge gemacht werden, und deſſen ein Bruchſtück, jedem einzelnen Dinge inwohnend, dieſem vorläufig die allgemeine Eigenſchaft ſelbſtändigen Daſeins, des Leidens und Wirkens überhaupt ſichere, bis ſpäter beſondere Umſtände hinzutreten und ihm nun auch beſtimmen, was es ſein ſoll, und wie es ſoll leiden und wirken können. So ſind die allgemeinen Begriffe, mit denen wir anfänglich wie mit Amtstiteln die gleichartigen Befugniſſe übrigens unbeſtimmt gelaſſener vielleicht ſehr verſchiedener Weſen bezeichneten, in eine völlig verkehrte Bedeutung übergegangen; nicht anders als wenn wir behaupteten, der allgemeine Begriff des Herrn und des Sclaven ſei das vorangehende Wirkliche und Reale, aus welchem die einzelnen Perſönlichkeiten, die dieſe Namen tragen, mit allen ihren individuellen Eigenſchaften durch ſpäter hinzutretende Bedingungen entſtehen.

Auch die Pſychologie hat den Einfluß dieſer Umwandlung der Begriffe erfahren. Die Vergleichung des inneren Lebens ließ in verſchiedenen Geſchöpfen überall gleichartige Formen der Aeußerung, Empfindung und Vorſtellung, Gefühl und Streben, und überall ähnliche Geſetze und Gewohnheiten in der gegenſeitigen Verknüpfung und in der Wechſelwirkung dieſer Aeußerungen hervortreten. Um dieſer Gleichartigkeit willen bezeichnete man die

unbekannten Träger dieſer wechſelnden Erſcheinungen mit dem gleichen Namen; was ſie auch ſonſt ſein mochten, ſie ſollten Seelen heißen, ſofern ſie alle darin übereinkamen, ihre inneren Zuſtände in dieſe eigenthümlichen Formen zu kleiden; ſehr verſchieden aber, ja faſt unvergleichbar mochte immerhin der urſprüngliche Inhalt ſein, den die einzelnen Weſen in dieſer gleichartigen Sprache auszudrücken ſuchten. Aber unvermerkt wandte ſich der Gebrauch des Wortes in ſein Gegentheil; der Name für das übereinſtimmende Benehmen des innerlich Verſchiedenen wurde zum Namen für ein identiſches inneres Weſen, an dem die Verſchiedenheit wie äußerliche Zuthat hängen ſollte. Darin vor allem ſollte jetzt jener Träger der innern Erſcheinungen ſeine wahre und weſentliche Natur haben, daß er Seele war, daß ihm die Fähigkeit zukam, zu empfinden, zu fühlen, zu wollen; was er aber empfinden, wie er fühlen und wollen werde, das hing von andern Bedingungen ab, für welche entweder die leibliche Organiſation oder die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensverhältniſſe oder endlich eine ſpäter hinzukommende Begabung ſorgen mochte: durch eines dieſer Mittel allein konnte von nun an das ganz gleichartige Seelenweſen aller Geſchöpfe zu der Mannigfaltigkeit der Ausbildung zurückgelangen, welche die Erfahrung uns vorhält.

In ſehr verſchiedenen Wendungen haben Auffaſſungen dieſer Art ſich unter uns geltend gemacht. Im Kampfe gegen den Materialismus iſt nicht ſelten von Seelenſubſtanz in einer Weiſe die Rede geweſen, welche ziemlich deutlich die Neigung verrieth, der allgemeinen Materie, als dem Stoffe, aus dem die Dinge gemacht werden, einen andern Stoff gegenüberzuſtellen, aus dem Seelen zu machen ſind. Auf den feſten und haltbaren Kern ſchien es vor allem anzukommen, der, in die Mitte der inneren Erſcheinungen geſtellt, ihnen eine Stelle der Anhaftung gewährte; es reichte hin, wenn dieſer Kern von anderer Natur war, als das Subſtrat der körperlichen Welt; wie inhaltlos er auch übrigens ſein mochte, man hoffte die eigenthümlichen Unterſchiede der einzelnen Seelen aus ihm ebenſo ableiten zu können, wie aus

der allgemeinen Materie die besonderen Elemente der Natur. Man übersah dabei, daß auch dieser letztere Versuch nur scheinbar gelingen kann, daß er aber doch den Schein einer Möglichkeit darum hat, weil nichts uns verbieten würde, die Unterschiede der körperlichen Elemente auf verschiedene Verbindungsweisen der Atome einer allgemeinen Materie zurückzuführen. Vorausgesetzt nur, daß wir uns entschlössen, jene Elemente nicht als einfache, sondern als zusammengesetzte anzusehen, und vorausgesetzt ferner, daß wir Gründe für die Beständigkeit wüßten, mit der dann doch diese verschiedenen Verbindungsformen des an sich identischen Stoffes sich ohne Uebergang in einander als unveränderliche Grundlagen der Natur erhalten. Die nothwendige Einfachheit der Seele macht einen gleichen Versuch unmöglich; weder aus Verdünnung und Verdichtung noch aus verschiedener Lagerung der Elemente einer allgemeinen psychischen Substanz können wir die Verschiedenheiten der Seelen erklären; sie müssen entweder völlig gleich sein, und alle Abweichungen in der Höhe der Ausbildung, welche sie erreichen können, rühren einzig von der Gunst der Umstände her, oder sie sind ursprünglich verschiedene Wesen, und besitzen neben der Aehnlichkeit, sich in gleichartigen Formen des Ausdruckes zu bewegen, eine unbegrenzte Unähnlichkeit des Inhaltes, für welchen sie diese Arten der Aeußerung benutzen. Unaufhaltsam fällt diese schiefe Vorstellungsweise von einer noch unbestimmten Substanz dahin, die wie ein allgemeines Gerinnungsmittel vorangehe, um den später kommenden Inhalt, welcher er auch sein möge, zu haltbarem Dasein zu verdichten; wir müssen zu der Anerkennung zurückkehren, daß eben unmittelbar der lebendige Inhalt selbst es ist, der durch seine eigene specifische Natur die Fähigkeit des Wirkens und Leidens, die Eigenschaft der Substantialität gewinnt, und der dann für ein unbehutsames Denken den Schein gibt, als verdanke er diese Form des Daseins nicht sich selbst, sondern einem in ihm liegenden Kerne allgemeiner Substanz.

In etwas anderer Weise müssen wir einen im Ganzen doch ähnlichen Tadel gegen jene Theorie richten, welche aus den Wechsel-

wirkungen der Vorstellungen, als der einfachen Selbsterhaltungen der Seele gegen drohende Störungen, die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens aufzubauen versuchte. Sie war weit davon entfernt, einen allgemeinen Seelenstoff vorauszuschicken und die einzelnen Seelen aus ihm zu bilden; in einer uns freilich unbekannten, aber bestimmten und einfachen Qualität suchte sie den Inhalt, der die Natur jedes Wesens bilde, und sie gestand von Anfang an eine unendliche Mannigfaltigkeit dieser Qualitäten, also eine eben so große ursprüngliche Verschiedenheit der Wesen zu; sie faßte endlich unter dem Namen der Seelen diejenigen zusammen, deren Selbsterhaltungen die gleichartige Form der Vorstellung oder Empfindung tragen. Aber indem sie aus der ferneren Wechselwirkung der Empfindungen allein alle zusammengesetzteren und höheren Leistungen des geistigen Lebens zu entwickeln suchte, ohne eine andere erneute Mitwirkung der Natur der Seele außer der zuzugestehen, welche aus dem blos formalen Charakter ihrer Einheit sich ergibt, kam sie doch im Grunde auf den vorhin gescholtenen Standpunkt zurück. Denn auch sie stellte doch wieder den Begriff des vorstellenden Wesens überhaupt als das Material hin, aus dem nur durch hinzukommende äußere Bedingungen, welche eine größere oder geringere Verwicklung der inneren Wechselwirkungen zwischen jenen Elementen der Thätigkeit gestatten, die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Seelen, der menschlichen wie der thierischen, entspringen. Allerdings hindert nichts die Annahme, daß eben nach der Verschiedenheit der ursprünglichen Natur der Seelen jene ersten Aeußerungen ihrer selbsterhaltenden Thätigkeit, die einfachen Empfindungen, verschieden ausfallen; manches mag daher den Thierseelen anders erscheinen als uns; aber die mechanischen Gesetze, nach denen die weitere gegenseitige Verarbeitung dieser Elemente unter einander erfolgt, werden doch ausdrücklich, und ohne Zweifel mit Recht, als durchgängig gleich in allen Wesen bezeichnet. Für die Verschiedenheit der geistigen Ausbildung bleibt daher dieser Ansicht kein hinlängliches inneres Motiv übrig; denn gewiß: ob eine Seele sich gegen den Reiz der Lichtwellen durch Farbensehen

oder durch eine andere Art des Empfindens ſelbſterhält, darin und in Aehnlichem würde dies Motiv Niemand zu finden meinen.

Dem entgegen ſprachen wir ſchon früher unſere Ueberzeugung aus, wie wenig es möglich ſei, innerhalb eines und deſſelben Seelenlebens alle Formen ſeiner Thätigkeit aus den mechaniſchen Wechſelwirkungen der Vorſtellungen zu erklären; wie nöthig im Gegentheil, das Weſen der Seele als beſtändig von neuem in dieſes Getriebe eingreifend zu faſſen. Und zwar eingreifend mit Anlagen zur Thätigkeit, die in der Erzeugung der einfachen Vorſtellungen noch keine Veranlaſſung zu hervortretender Wirkſamkeit fanden, ſondern ſich zurückhielten, um erſt durch die Verhältniſſe, welche zwiſchen den mannigfach gegen einander drängenden Vorſtellungen ſich entſpinnen, wie durch Reize höherer Ordnungen allmählig erweckt zu werden. Eine weit größere Tiefe eigenthümliches Inhaltes ſchien uns der Seele angeboren zu ſein, als die nackte Fähigkeit allein, durch Empfindungen ſich ſelbſt zu erhalten; jede augenblickliche Lage des Vorſtellungslaufes ſchien uns zwei Folgen zu haben: die eine berechenbare, die ſie vermöge der mechaniſchen Geſetze des inneren Lebens überall, in jeder Seele gleichartig verlangen konnte; eine andere unberechenbare, die aus der weiteren Einwirkung dieſer erſten Folge ſelbſt auf die Eigenthümlichkeit gerade dieſer Seele hervorging. Wie vollkommen gleich daher auch immer die mechaniſchen Geſetze des Ablaufes der inneren Erſcheinungen für alle Weſen ſein mögen: das Ergebniß, die Höhe und die beſondere Färbung der geiſtigen Entwicklung hängt doch nicht blos von der größern oder geringern Weite und Mannigfaltigkeit dieſes gleichartigen mechaniſchen Stromes, ſondern von der urſprünglichen Verſchiedenheit des Bodens ab, durch den er verläuft, von der ungleichartigen Natur der Seelen, auf die er ſtets zurückwirkt und an der ſich ſeine Wellen brechen. So würden wir unſer Verlangen befriedigen können, das Höchſte und Eigenthümlichſte, was die Seele in ihrer Entwicklung erreicht, auch auf das Tiefſte und Urſprünglichſte ihrer Natur begründet zu denken, ohne daß wir die Vortheile aufgeben müßten, welche die Ueberzeugung von

einer mechanischen Ordnung des inneren Lebens wenigstens für die Zukunft der Wissenschaft verspricht.

Auch diese Erwägungen führen also zu einer Auffassungsweise zurück, zu der in andern Fällen der natürliche Verstand geneigt genug ist; nur die ungewohnte Beschäftigung mit unanschaulichen Gegenständen läßt ihn in dieser Frage sich in grundlose Zweifel verwickeln. Niemand meint, der Stamm aller Pflanzen sei gleichartig und nur die Umstände bilden an ihm die Verschiedenheit der Vegetation, des Laubes, der Blüthen und Früchte aus; wir wissen, daß alle Eigenthümlichkeit der spätern Gestaltung in der ersten Keimzelle vorbestimmt ist, und daß alle Aehnlichkeiten der weitern Entwicklung nur gleichartige Manieren des Ausdruckes, eine gleichartige Sprache sind, in der die ursprünglich ungleichartigen Naturen der Gewächse sich entfalten und aussprechen. Man wird es allerdings vermeiden müssen, dies Gleichniß zu weit zu verfolgen; es kann nur der Deutlichkeit dienen, aber nicht beweisen. Denn immer wird freilich auch jene erste Keimzelle eine Verbindung mannigfacher Elemente sein und in der eigenthümlichen Verknüpfung von Theilen, die zuletzt vielleicht wieder allen Pflanzen gleichartig zu Grunde liegen, wird der besondere Bildungstrieb jeder einzelnen seine zureichende Ursache haben. Und hierin muß, wie wir früher bemerkten, unsere Vorstellung über die Natur der Seele, deren untheilbare Einheit wir festzuhalten haben, sich nothwendig von jenem Gleichniß trennen.

Aber wie diese Vorstellung zu fassen sei, darüber möchten wir, um eine fühlbare Unklarheit zu heben, noch einige Bemerkungen zu einer Gedankenreihe hinzufügen, die wir an einer frühern Stelle (I. 205 ff.) so weit zu verfolgen keine Veranlassung hatten.

Die Frage danach, was irgend ein bestimmter Gegenstand sei, wird von uns zunächst immer durch Beschreibungen beantwortet, in denen weitere Ueberlegung doch sehr bald nur Bezeichnungen dessen erkennt, was der Gegenstand wirkt oder leidet, nicht dessen, was er ist. Alle sinnlichen Eigenschaften, die wir ihm beilegen, sind Formen

seines Benehmens im Fall einer Wechselwirkung mit andern; aber auch alle übersinnlichen Prädicate, durch welche wir später die Natur der Dinge zu charakterisiren suchen, verwandeln sich bei näherem Zusehen immer wieder in Aussagen über das, was sie unter gewissen Bedingungen thun, oder über Ereignisse, die zwischen ihnen stattfinden. Wie klar auch immer irgend eine Theorie das ganze Gewebe dieser gegenseitigen Beziehungen zwischen den Dingen hervortreten läßt: sie selbst, die festen Punkte, die in dieses Netz eintreten oder von denen seine Fäden ausgehen, bleiben so wie sie an sich sind, völlig unbekannt. Mußten wir nun an jener frühern Stelle zugeben, auch das Wesen der Seele, wie es vor aller Entwicklung durch äußere Anregungen sei, entziehe sich unserer Kenntniß, so glaubten wir doch nicht, daß dieser dadurch ein großer Abbruch geschehe. Denn darin eben, wozu die Seele sich in ihrer Entwicklung entfaltet, schien uns derjenige wesentliche Inhalt derselben zu liegen, um den es uns allein zu thun sein konnte. Erneuerte sich gleichwohl jener Wunsch, sie nun auch so kennen zu lernen, wie sie an sich ist, so sahen wir darin mehr die Neugier, zu erfahren, wie es gemacht wird, daß ein Etwas existiren könne, das fähig zum Wirken und Leiden den uns im Grunde nicht unbekannten Inhalt der geistigen Entwicklung aus sich hervorgehen lasse. In der That, mehr Verständniß der wesentlichen Natur der Seele hätten wir von einer Offenbarung über das, was sie vor ihrem Leben sei, gar nicht gehofft; nur wie bei jedem Kunstwerk, dessen Bedeutung ganz in seiner Form liegt und völlig von uns aus dieser Form herausgelesen wird, interessirte es uns nebenbei, dann auch den Stoff zu kennen, aus dem es besteht, und durch den es ermöglicht wird, daß diese schönen und sinnvollen Linien sicher und standhaltend und für uns erkennbar den Raum durchziehen. Diese Frage nun nach der Art, wie Dasein und Wirken gemacht wird, fanden wir widersinnig; die Sehnsucht dagegen, das kennen zu lernen, was die Seele abgesehen von ihrer Entwicklung ist, schien uns überflüssig; in beiden Beziehungen haben wir jetzt zwei eng mit einander verbundene Nachträge hinzuzufügen.

Was zunächst den zweiten Punkt betrifft, so würde uns die Einsicht in das, was die Seele in ihrer Entwicklung leistet, doch nur dann völlig befriedigen, wenn wir eine Bürgschaft dafür besäßen, daß in der That in dem Theile ihrer Entwicklung, den wir kennen, die ganze Tiefe ihres Wesens zur Entfaltung komme. Aber die Seele wächst nicht in ein so übersichtliches festbestimmtes Bild aus, wie die Pflanze, von der wir wissen, daß Alles, was ihr Keim an Trieb und Gestaltungskraft verbarg, in dem Zeitraum zwischen seinem ersten Sprossen und der Reife des neuen Samens in den wohlbekannten Formen einer für unzählige Individuen gleichartigen Vegetation sich völlig auslebt. Das geistige Dasein hat nicht wie die körperliche Bildung eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen, von Gefühlen, von Strebungen, die seinen regelmäßigen Bestand ausmachten, so wie die gemessene Zahl der Glieder den des Körpers; zwischen den einzelnen Elementen des innern Lebens geschieht kein so rhythmisch vorbestimmter Kreislauf der Functionen, wie zwischen den Organen des Leibes; oder geschieht er, wenn wir so wollen, so besteht doch gar nicht in ihm das innere Leben selbst, sondern es besteht erst in der unermeßlich verschiedenartigen unberechenbar eigenthümlichen Melodie, zu der diese feststehenden Accorde, in jedem einzelnen Wesen anders, auf Anlaß der äußeren Anregungen sich an einander reihen. Ja nicht einmal eine Melodie ist ein richtiges Bild dieses Lebens; denn auch ihre Wendungen innerhalb der festen Leitern harmonischer Accorde werden der Seele abgenöthigt durch fremde Reize, die der Weltlauf ihr in den Weg wirft. Sie muß diese Anstöße in die Folgerichtigkeit ihrer eignen Entwicklung aufnehmen, und indem sie dadurch zu manchem überraschenden Absprung, zu unvorhergesehenen Ausweichungen veranlaßt wird, so liegt nun ihre wahre und eigenste Natur, das was sie selbst wollte, nicht mehr unmittelbar in der hörbaren Melodie selbst, sondern in der unhörbaren an keine bestimmten Intervalle gebundenen Form, Größe und Eigenthümlichkeit der Elasticität, mit der sie dies Fremde sich aneignet und an ihm Gestalt gewinnt. Es würde schon schwer sein, diesen unanschaulichen

Charakter zu faſſen, auch wenn vollſtändig die Reihenfolge der Töne vorläge, in denen er allmählig zu erſchöpfendem Ausdruck kommt. Wie aber dann, wenn wir uns ſagen müſſen, daß die Reihe der Veranlaſſungen endlos iſt, welche die Seele zur Aeußerung und Weiterentfaltung anregen können? daß tauſend Hemmungen die Entwicklung von Keimen zurückhalten mögen, die doch in ihr liegen? daß ſchon in dieſem Leben uns ſo oft die Neuheit von Rückwirkungen überraſcht, die wir auf kaum weſentlich neue Eindrücke folgen ſehen? daß endlich in andern Formen des Daſeins, auf deren Vorausſetzung uns der eigne Sinn der irdiſchen Entwicklung hinweiſt, neue uns bis jetzt ungeahnte Anlagen ihre Ausbildung finden mögen? Es iſt gleichgültig für den Augenblick, mit welchem Rechte wir jedes einzelne dieſer Bedenken hegen; genug, daß ein thatſächlich vorhandenes Mißtrauen uns abhält, gerade in dem geiſtigen Leben die volle Natur ſeines Keimes in der wirklichen Entwicklung erſchöpft zu denken. Dieſe Entwicklung glauben wir deshalb nicht vollkommen zu durchſchauen, wenn wir nicht in dem, was die Seele an ſich iſt, die geſetzgebende ſchöpferiſche Formel fänden, welche uns lehrte, durch Hinzuergänzung deſſen, was die Erfahrung uns nicht zeigen kann, Verſtändniß und Zuſammenhang auch in das Bruchſtück der Entwicklung zu bringen, das unſerer Beobachtung offen liegt. Dies Bedürfniß iſt es, was uns immer wieder zu jener Frage nach dem zurückführt, was die Seele an ſich ſei; aber in anderer Weiſe doch, als früher. Es kommt uns nicht auf eine allgemeine Natur der Seele an, aus der die verſchiedenen hervorgingen, ſondern auf die eine Idee, die innerhalb jeder einzelnen Seele ſich in die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Thätigkeiten als in ihre natürlichen Conſequenzen entwickelt.

Es handelt ſich jetzt nicht darum, ob wir im Stande ſein werden, dieſe belebende und erzeugende Idee irgend eines Dinges zu finden und auszuſprechen; aber es hat ein Intereſſe für uns, zu überlegen, ob denn überhaupt dieſe Form einer Idee eine zuläſſige Faſſungsweiſe für das iſt, worin wir das Weſen eines Dinges ſuchen. Nach zwei Seiten hin möchten wir ihre Tauglichkeit be-

zweifeln. Denn eine Idee scheint zuerst nicht Körper genug zu haben, um ein festes standhaftes Etwas zu bilden, von dem Wirkungen ausgehen könnten; aber sie scheint auch nicht jenen Charakter der Einheit zu besitzen, der dem Wesen jedes wahrhaft Seienden so unerläßlich ist.

Mit dem ersten Bedenken berühren wir noch einmal jenen Punkt, dem schon oben unsere Bemerkungen galten, die Neigung, eine Seelensubstanz der wirklichen Seele vorauszuschicken. Aber oben sollte jene Substanz die allgemeine psychische Natur sein, aus welcher die eigenthümlichen Unterschiede der Seelen hervorwüchsen; hier wird sie als das Reale gesucht, an dem die Erscheinungen des individuellen Lebens als an ihrem festen Träger haften. Man kennt diese Neigung der gewöhnlichen Meinung, in jeder Erscheinung, deren Veränderlichkeit doch ein beständiges Gesetz in ihr ahnen läßt, als Ursache dieser Folgerichtigkeit einen finstern Kern undurchdenkbarer Sachlichkeit zu suchen. Alles, was wir wirklich verstehen, dem trauen wir nicht zu, daß es eine volle selbständige Wirklichkeit haben könne; erst wo wir an einen Rest kommen, über den wir gar keine Hoffnung mehr haben ins Klare zu gelangen, erst da glauben wir das wahrhaft Seiende, die dem Gedanken schlechthin entgegengesetzte und ihm durchaus unbegreifliche Sache, das Reale gefunden zu haben. Nur Zusammengesetztes meinen wir einzusehen; indem unser Denken zwischen die Fugen eindringt, welche das Reale bei seiner Verbindung zwischen sich läßt, lernen wir durch diese Analyse alle die Eigenschaften verstehen, die nur auf der Art dieser Verbindung beruhen. Aber während wir so hinter das Zusammengesetzte kommen, wird das Reale selbst, das den Stoff dieser Combinationen bildet, durch unser Denken nur auseinandergedrängt, nicht aufgelöst; suspendirt wie eine chemische Substanz in einem flüssigen Mittel, in dem sie nicht löslich ist, schweben diese eigentlichen einfachen Kerne der Sachlichkeit in unserem beziehenden Denken, so völlig unaufgeschlossen wie vorher. Und eben dies bürgt uns dafür, daß sie etwas wahrhaft Seiendes sind. Wären sie auflöslich für das Denken, ließe sich das, was sie sind,

völlig in Gedanken ausdrücken, so wären sie ja nun bloße Gedanken geworden und wären nicht mehr Sachen. Setzten wir das, was sie sind, gleich einer Qualität, so müßte die Qualität etwas haben, dessen Qualität sie wäre; nännten wir ihr Wesen eine Kraft, so setzte sie einen Träger voraus, der sie ausübt; gälte es uns für eine Idee, so müßte doch Jemand sein, der die Idee hat oder sie denkt. Kurz, wie wir auch durch Gedanken das Wesen der Dinge nachbilden wollen, allemal zeigt sich das Nachbild als bloßes Bild der Sache; es fehlt immer der feste, unauflösliche Kern von Realität, an dem oder in dem, oder um welchen herum, oder aus ihm hervorgehend sich die einzelnen inhaltvollen Züge des Bildes zu einer haltbaren Existenz verdichten ließen.

So kommen wir dazu, am Ende selbst in unserem eigenen Innern ein unsagbares unauflösliches Etwas von Realität zu suchen und zu ihm die helle Fülle des bekannten geistigen Lebens in ein nie klar zu machendes Verhältniß der Abhängigkeit zu bringen. In der That, nur so lange kann diese schiefe Vorstellungsweise sich erhalten, als man die bestimmtere Art jener Abhängigkeit nicht aufzuhellen sucht, sondern sich mit dem rohen Bilde eines Trägers begnügt, an dem der mannigfache Inhalt des Seienden äußerlich aufgehängt ist. Sobald man sich klar wird, daß jedes Haben einer Eigenschaft unmittelbar ein bestimmtes Sein desjenigen ist, der sie hat; daß ferner zwei Wesen, welche sich durch ihre Eigenschaften beständig unterscheiden, nothwendig auch in dem verschieden sein müssen, was sie sind; daß also der Vorzug, eine Sache, ein Reales zu sein, nicht einem einzigen, überall gleichen Inhalt zukommt, sondern daß Verschiedenes und Mannigfaltiges real ist: so erkennt man, daß Realität, als eine bestimmte Weise der Existenz, der ursprünglichere Begriff ist, der in unserem Denken vorangehen muß, und daß der Name des Realen auf jeden Inhalt fällt, dem aus irgend welchen Gründen, die unsere Forschung ermitteln oder nicht ermitteln mag, diese Form der Existenz zukommt. Nicht aber haben umgekehrt die Dinge Realität, sofern ein Reales in ihnen wäre. Durch ihren Inhalt allein sind die Dinge das, was

sie sind; dadurch daß dieser Inhalt fähig ist, zu wirken und zu leiden und das beständige Element in einer veränderlichen Reihe von Erscheinungen zu bilden, dadurch sind die Dinge und unterscheiden sich als real von ihrem Abbild; wie es endlich gemacht ist, daß jener Inhalt eine zum Leiden und Wirken fähige Wirklichkeit genießt, das ist jene thörichte Frage nach der Maschinerie des Daseins, die wir schon mehrmals aus unserem Denken verwiesen haben. Nur so viel wissen wir, daß wir nichts gewinnen durch den abenteuerlichen Versuch, zuerst für einen allgemeinen Wirklichkeitsstoff, ein Reales zu sorgen und von ihm aus die Wirklichkeit demjenigen zu Lehen zu übertragen, das sich an ihn anknüpfen will; daß wir vielmehr das Dasein als eine in ihrem Zustandekommen stets unbegreifliche Setzung betrachten müssen, die unmittelbar und ohne Zwischenglied auf das fällt, was den Inhalt des Seienden bildet. Setzen wir einstweilen voraus, worüber noch mehr zu sprechen sein wird, daß dieser Inhalt nicht durch eine dem Gedanken völlig fremde Natur sich jeder Begreiflichkeit entziehe, sondern daß er im Gegensatz zu solcher unauflöslichen Sachlichkeit den Namen des Idealen verdiene, so können wir das Ergebniß unserer Ueberlegung dahin ausdrücken, daß das Reale nichts Anderes sei als die auf unbegreifliche Weise in der Form wirkungsfähiger Selbständigkeit gesetzte Idee.

Diese Meinung ist verschieden von einer andern, welche wir im gleichen Gegensatz gegen jene Verehrung starrer Kerne der Realität häufig ausgesprochen hören. Nachdem man dieses gröbsten Irrthums sich entschlagen hat, verfällt man gern in Enthusiasmus für ein gleich unmögliches Gegentheil; das Wesen der Dinge sei die reine unabläßige Thätigkeit selbst ohne den Rückhalt eines von ihr verschiedenen Etwas, von dem sie ausgehe. Es ist klar, daß diese Ausdrücke die Vorstellung nicht wiedergeben, die man nothwendig bei ihrem Aussprechen selbst festhalten muß. Man kann den Geist nicht mit dem infinitivischen Denken gleichsetzen, sondern fühlt, daß er Denkendes sein muß; das Wesen der Dinge kann weder Sein noch Thätigkeit sein, sondern ist Seiendes und Thätiges.

Jenes Subject, das in diesen Participien erscheint, hat man richtig zu bestimmen, aber man gewinnt nichts, wenn man es leugnet und den Infinitiv an seine Stelle setzt, der diese Stelle nicht ausfüllt.

Es ist stets ein sehr mißliches Unternehmen, einen Irrthum mittelbar widerlegen zu wollen, dessen Undenkbarkeit unmittelbar klar sein müßte. Ich fühle diese Verlegenheit bei dem ersten Schritte des Versuchs, den ich dennoch machen will, die Ungereimtheit der Ansicht zu zeigen, welche das Wesen der Dinge in bloßes Wirken, das Wesen der Seele in bloßes Denken oder Handeln setzen möchte. Denn indem ich mich frage, ob der *Begriff* eines subjectlosen Thuns oder Denkens etwas ausdrücke, was sich als der Inhalt einer selbständigen Wirklichkeit fassen lasse, empfinde ich nur zu deutlich, daß schon der angebliche Sinn dieser *Begriffe* selbst sich im Vorstellen gar nicht wirklich erzeugen läßt: Denken *heißt* gar nichts mehr, wenn es nicht das Denken eines Denkenden ist, Thun und Wirken *heißt* nichts mehr, wenn wir bei dem Versuch, es vorzustellen, die Vorstellung eines von ihm unterscheidbaren Subjectes auslassen, von dem es ausginge. Von Begriffen aber, mit denen wir, so wie wir sie zu denken versuchten, eigentlich gar nichts mehr *meinen* können, ist es im Grunde ganz müßig, weiter zu fragen, ob sie sich dazu eignen, sich als das Wesen einer Wirklichkeit fassen zu lassen.

Aber den Unklarheiten unserer Gedanken, die aus wirklichen Schwierigkeiten der Sachen hervorgehen, können wir geduldig alle Zugeständnisse machen, die überhaupt noch eine weitere Verständigung zulassen. Nehmen wir also an, die Vorstellung eines reinen subjectlosen Thuns *bedeute* noch etwas, so können wir weiter fragen, wie dann doch die Dinge sich uns darstellen müßten, wenn in einem solchen Thun ihr ganzes Wesen bestehen sollte. Und da scheint es uns, als wenn von jedem Ding entweder eine einförmige Thätigkeit a ununterbrochen ausfließen müßte, oder wenn nicht ein beständig gleichartiges, sondern ein veränderliches Thun sein Wesen bilden sollte, so müßten die einzelnen Phasen dieses Thuns in der

unabänderlichen Ordnung a b c d, wie eine ablaufende Melodie, sich folgen. Der erste Fall versteht sich von selbst; der zweite wird nothwendig, wenn wir die an sich gar nicht zulässige Bedingung zugestehen, in dem Thun a, welches in dem einen Augenblicke das Wesen des Dinges ausmacht, liege überhaupt Grund und Befähigung, in irgend ein anderes Thun überzugehen. Denn dann kann das, was aus a folgt, nur ein bestimmtes b, nicht mit demselben Recht irgend ein m oder n sein; aus b kann nur c, aber nicht irgend ein p oder q folgen; die Reihenfolge des Thuns ist daher völlig bestimmt; und wäre es denkbar, daß ein früheres Glied f der Reihe irgend einmal durch eines der späteren r als dessen Consequenz verlangt würde, so würde die ganze von f bis r abgelaufene Reihe sich wie die Periode eines Decimalbruches unaufhörlich wiederholen müssen. Hierin nun erkennt gewiß Niemand das Verhalten wieder, welches wir an den Dingen zu beobachten oder ihnen zuschreiben zu müssen glauben; wären sie so, so wäre ihre Annahme zur Erklärung des Weltlaufes nutzlos, ihr Dasein unfähig zur Erzeugung desselben. Man wird uns jedoch eine unaufrichtige Unvollständigkeit vorwerfen: es sei von uns vergessen, daß die einförmige Thätigkeit a unter dem Einfluß äußerer Bedingungen in vielförmige Weisen des Thuns sich verändern könne, und daß aus gleichem Grunde auch die abenteuerliche zweite Annahme einer unveränderlichen Reihenfolge der Phasen des Thuns müßig sei. Aber eben dieses andere Verhalten, welches wir freilich an den Dingen wirklich beobachten, finden wir unvereinbar mit der Annahme, daß ihr Wesen in reinem Thun bestehe. Wer von dem Einfluß irgend welcher Bedingung spricht, wird zunächst zu meinen scheinen, dasjenige *leide* von der Bedingung, auf welches sie wirkt; von dem reinen Thun aber kann, ohne seinen Begriff aufzuheben, dies nicht behauptet werden, daß es leide; leiden die Dinge, so ist ihr ganzes Wesen nicht mehr reines Thun, sondern das, woraus Thun und Leiden entspringen können; und in diesem, von jeder einzelnen Handlung und jedem einzelnen Zustand unterscheidbaren Rückhalt ihres Wesens sehen wir eben das Subject wieder erscheinen, welches

dieſe Anſicht für den Begriff ihres reinen Thuns meinte entbehren zu können. Aber man ſcheut vielleicht die Einmiſchung des Begriffs vom Leiden; vielleicht, wenn auf das eine Thun a eine Bedingung einwirkt, meint man daraus unmittelbar ein neues Thun b entſtehen und an die Stelle des a treten zu ſehen, ohne dem verſchwindenden a ein Leiden zuzumuthen, das nicht ihm, dem ſubjectloſen Thun, ſondern nur einem hier nicht vorhandenen thätigen Subject möglich wäre. Auch dieſe letzte Ausflucht verfehlt indeſſen ihr Ziel. Denn unter ſolcher Vorausſetzung würde von dem a nichts übrig ſein in dem Augenblick, in welchem ihm b gefolgt iſt, und anſtatt der thätigen Dinge würde nur noch ein Werden oder Geſchehen behauptet ſein, welches eine Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen ohne einen ſie innerlich verknüpfenden Faden auf einander folgen ließe. Dieſe Vorſtellung von einem abſoluten Werden aber, in deren weitere Unmöglichkeit wir hier nicht eingehen, wollte die Anſicht, die wir beſtreiten, keineswegs empfehlen. Sie meinte nicht die Dinge aufzuheben oder zu leugnen; ſie wollte ſie im Gegentheil feſthalten und glaubte nur, in dem reinen Thun ihre wahrſte Natur begriffen zu haben. So lange wir daher eine veränderliche Reihe von Erſcheinungen als innerlich verbunden durch die Natur eines Dinges glauben betrachten zu müſſen, ſo lange können wir auch das Weſen des Dinges nicht als bloße Thätigkeit faſſen, ſondern müſſen es in dem ſuchen, was die vereinigende und geſetzgebende Macht für eine Vielheit des Thuns, des Leidens und der Rückwirkung bildet. Dieſer Inhalt iſt das, was als das Theilnehmende am Sein, am Handeln, am Wirken, als Seiendes, Handelndes, Wirkendes vor uns ſteht und gleichweit entfernt iſt vom haltloſen Verfließen in die Thätigkeit ſelbſt, wie von der Starrheit eines Kernes, der ſich nie in die Bewegung dahin gäbe, ſondern ſie ſtets nur äußerlich an ſich kommen ließe.

Aber wenn wir nun dies alles zugeben, wird man zweifelnd einwenden, iſt denn nun das, was wir hier unter der Form der

Idee als das Wesen des Dinges fassen, jenes Dasein zu genießen fähig, das den Dingen zukommen muß? Nicht als wenn wir trotz der früheren Zugeständnisse nun doch noch einmal zu wissen verlangten, durch welchen Zauber den Dingen, worin sie nun auch immer bestehen mögen, ihr Dasein gemacht werde; aber da nicht allem Denkbaren diese selbständige Wirklichkeit zukommt, so müßten sich doch an jener Idee wenigstens die allgemeinen Kennzeichen erkennen lassen, durch die sich das, was zu dieser Wirklichkeit zugelassen ist, von dem unterscheidet, dem sie versagt bleibt. Gehört nun nicht zu jenen Zügen jedes wahrhaft Seienden vor allem dieser, daß es Eines sei in sich selbst? und scheint nicht Alles, was wir als Idee bezeichnen, vielmehr eine Vielheit von Elementen vorauszusetzen, deren gegenseitige Verknüpfung untereinander sie ausdrückt? und zwar so ausdrückt, daß aus der Einwirkung dieses Ausdruckes auf unsere empfängliche Phantasie in uns wohl als Ergebniß eine einheitliche Stimmung entsteht, ohne daß jedoch diese von uns gefühlte Einheit unsers Zustandes als eben solche Einheit in den Beziehungen jener Elemente außer uns vorhanden war? ist also nicht am Ende jede Idee nur ein Gedanke, den die vergleichende Thätigkeit eines erkennenden Wesens sich macht, indem es in sich selbst die Vielheit der Erscheinungen zusammenfaßt, ohne daß dieser Gedanke jemals in dieser Vielheit selbst als erzeugende und formbestimmende Kraft zugegen ist?

Diese Einwürfe sind häufig gemacht worden, und man hat ihnen zu begegnen gesucht, indem man an die Stelle der Idee, welche allerdings mannigfaltige Tendenzen und Beziehungen des Seienden zu Anderem einschloß, eine völlig einfache Urqualität als das Wesen jedes einzelnen Dinges einsetzte. Dadurch ist, je nachdem man es ansieht, entweder nur ein neuer Name oder zugleich ein alter Irrthum wieder eingeführt. Denn das Wesen des Dinges muß in jedem Fall so beschaffen sein, daß seine späteren Wirkungen und vielfachen Eigenschaften, obgleich nicht unveranlaßt, sondern unter dem Einfluß äußerer Bedingungen, aus ihm hervorgehen können; es muß ferner so beschaffen sein, daß diejenigen Ver-

knüpfungsweiſen ſeiner Zuſtände, die nicht von der Aufeinanderfolge der äußern Reize allein abhängen, bei Gelegenheit dieſer Reize ſich aus ihm entwickeln müſſen; kurz jene einfache Qualität muß vollſtändig denſelben Grund des Wirkens und Leidens und der Ordnung der innern Zuſtände enthalten, den wir in der Idee ſuchten. Inſofern iſt die einfache Qualität nur ein veränderter Name, in welchem höchſtens die Aufforderung liegt, den Inhalt der Idee nicht in jener auseinandergezogenen Weiſe, in welcher unſere Sprache, wenn wir ihn kännten, ihn ausdrücken würde, ſondern eben zuſammengefaßt in die Einheit einer einzigen Beſtimmung, in die Form einer Urqualität, als das Weſen des Dinges aufzufaſſen. Ohne Zweifel lag ſolche Zuſammenfaſſung auch in unſerer Abſicht; der Irrthum dieſer andern Vorſtellungsweiſe dagegen beſteht darin, daß gerade die Form der Qualität unfähig iſt, jene Concentration der Idee zur Einheit zu leiſten.

Wie unbekannt nämlich auch und aller Erkenntniß unzugänglich man die Qualität jedes Dinges nennen mag: ſobald der Name der Qualität nicht eine völlig bedeutungsloſe, willkürliche Bezeichnung für den weſentlichen Inhalt der Dinge ſein, ſondern denſelben wenigſtens formell auf eine beſtimmte und charakteriſtiſche Weiſe bezeichnen ſoll, ſo muß auch jene unbekannte Qualität der Weſen die Eigenthümlichkeiten beſitzen, die jeder Qualität als ſolcher zukommen. Wir kennen aber nur die Qualitäten der ſinnlichen Empfindung; nur von ihnen iſt der allgemeine Begriff abſtrahirt, und nur an ſie denken wir auch wirklich, wenn wir vom Weſen der Dinge ſo ſprechen, wie es dieſe Meinung thut; wir bilden uns die Vorſtellung der überſinnlichen Qualitäten durchaus nach dem Muſter der ſinnlichen, die wir kennen, und gerade ſo weit uns dies gelingt, ſind wir für den Augenblick befriedigt. So durchaus eins mit ſich ſelbſt, wie das Blau des Himmels, das uns vorſchwebt, ſo ſatt und plaſtiſch die Leere erfüllend, ſo unveränderlich ruhend ohne alle Spur und allen Anſatz zu hinausgreifender Beweglichkeit, ſo beziehungslos und theillos in ſich ſelbſt, wie jede einfache Farbe, ſo ſtellen wir uns das Weſen des Dinges vor

und ruhen selbst befriedigt in seinem Anblick. Wir vergessen nur, daß diese Ruhe allzu unbeweglich, diese Einheit allzu einfach ist. Denn unerbittlich müssen wir daran erinnern, daß die Einheit des Dinges nicht dazu da ist, beständig sich über sich selbst zu freuen, sondern daß sie die veränderliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus sich entspringen lassen muß. Und eben dazu ist ein Inhalt, der seiner Natur nach in dieser Form der Qualität gefaßt werden müßte, nicht fähig. Er würde nur aufgehoben, aber nicht verändert werden können, denn jede Veränderung setzt einen beständigen sich gleichbleibenden Rückhalt voraus, auf welchen das sich Verändernde sich zurückzieht, um aus ihm heraus die neue Gestalt zu entwickeln. Die einfache Qualität hat nichts der Art hinter sich, und je einfacher sie ist, um desto weniger lassen sich die Begriffe des Wirkens und Leidens an sie anknüpfen. Jene ruhige offene Glätte hinterhaltloser Gleichheit mit sich selbst, die wir an den sinnlichen Qualitäten bemerkten und als den wahrhaftesten Ausdruck für die ungestörte Natur des Seienden bewunderten, gehört im Gegentheil gerade diesem niemals an. Nicht einmal die ruhende Eigenschaft der Dinge deutet sie an; sie ist nur ein freundlicher Schein, in welchem für unsere Auffassung irgend ein bewegter Augenblick des Geschehens, der Wechselwirkung zwischen mehreren Elementen fixirt ist; das Seiende selbst, dessen ruhigstes und objectivstes Symbol wir in ihr zu finden glaubten, ist nach dieser Analogie am wenigsten zu fassen.

Schließen wir nun diese Betrachtung. Wenn Jemand noch einmal fragt, wie denn nun der Inhalt einer Idee jene Einheit haben könne, die dem Seienden nothwendig ist, und die wir in der Qualität wohl fanden, aber entblößt von dem Keime der Mannigfaltigkeit, der gleich unentbehrlich ist: so verweisen wir diese Frage auf folgende Ueberlegung. Jede Ansicht, welche das Wesen irgend eines Gegenstandes durch Begriffe und Worte auszudrücken und nachzuahmen sucht, will natürlich nicht diesen Ausdruck, sondern den Inhalt, den er bezeichnen soll, für das Wesen des Gegenstandes genommen wissen. Der Name Idee hat die doppelte

Bedeutung, einmal jenen Inhalt der Dinge, dann aber auch die Form des Gedankenbildes zu meinen, in welchem wir dieſen Inhalt für unſere Auffaſſung wieder erzeugen. Die Umwege, die unſer abbildendes Denken nimmt, ſind nicht Umwege in der abgebildeten Sache ſelbſt; die Vielheit nicht blos der Worte, ſondern auch der vielleicht wortlos gedachten Beziehungspunkte, die wir bedürfen, um uns das klar zu machen, was wir meinen, ſchließt nicht eine gleiche Vielheit der Theile in dem Object unſers Nachdenkens ein. Iſt daher Idee in dieſem Sinne eines von uns gehegten Gedankens allerdings eine in ſich mannigfache und unruhige Thätigkeit des beziehenden und vergleichenden Wiſſens, die nicht in dieſer Form ſich als das objective Weſen des Dinges faſſen läßt, ſo iſt dagegen das, was dieſer Gedanke meint, einer urſprünglichen Einheit fähig. Erzeugt doch auch daſſelbe hin- und hergehende Nachdenken in uns aus der mannigfaltigen Reihenfolge der Elemente eines Gedichtes die Einheit ſeiner poetiſchen Seele wieder. In die Geſtalt ſolcher Einheit zuſammengefaßt nennen wir eine Idee das Weſen des Dinges. Verlangte endlich eine niebefriedigte Neugier noch eine Anweiſung, wie ſie es machen ſolle, um den Inhalt einer Idee in dieſe Einheit zu verdichten, und wie ſie das Ergebniß dieſer Bemühung ſich vorſtellen könne, ſo läge darin ein völliges Mißverſtehen der Aufgabe und der Leiſtungsfähigkeit des Erkennens. Denn dieſes Anſinnen wäre ganz gleichbedeutend mit dem Wunſche, zu erfahren, wie man es machen müſſe, um geradezu das zu *ſein*, um deſſen Erkennen es ſich hier handelt. Und ſelbſt dieſer Wunſch würde nicht zum Ziele führen; denn wenn wir uns nun wirklich ſo verwandeln könnten, daß wir allemal das wären, was wir durchſchauen wollten, ſo würde ja das Bemühen, nun auch das zu wiſſen, was wir dann wären, ſelbſt dieſes neue Weſen, in welches wir uns verwandelt hätten, nothwendig wieder aus ſeiner Einheit in ein zuſammengeſetztes, aus mannigfachen Theilen und ihren Beziehungen beſtehendes Erkenntnißbild umgeſtalten müſſen.

Ein Wort nur haben wir über den Grund hinzuzufügen, aus

welchem wir jenen Doppelsinn des Namens Idee benutzten; denn allerdings geschah es mit Grund. Unter den verschiedenen Auffassungsformen der Gegenstände zeichnen wir mit diesem Namen diejenige aus, welche ihr Object weder durch einen bestimmten Thatbestand fester Merkmale, noch durch eine bestimmte Form der Verknüpfung zwischen veränderlichen Merkmalen, sondern einzig durch den beständigen gleichbleibenden Sinn charakterisirt, der sich in unermeßlicher Verschiedenheit der Merkmale sowohl als ihrer Verbindungsweisen ausdrücken kann. Die Anschauung des Menschen ist sein räumliches Bild; die Vorstellung von ihm fügt zu diesem Bilde und der mit ihm vereinigten Erinnerung an seine übrigen Merkmale den Nebengedanken hinzu, daß alle diese Mannigfaltigkeit ein Ganzes bilde; den Begriff des Menschen gewinnen wir, wenn wir die allgemeinere übergeordnete Formel der Gattung als erklärenden Mittelpunkt in die Menge seiner besondern Merkmale hineinstellen; die Idee des Menschen aber haben wir erst dann, wenn wir den Gedanken fassen, zu dessen Realisirung er berufen ist, einen Gedanken, der an keine bestimmte Reihe von Merkmalen gebunden ist, aber den Grund enthält, warum der Mensch eine räumliche Erscheinung, ein zusammenhängender Organismus, der Gipfel des Thierreichs sein muß. Diese Bedeutung, welche die Idee als Denkform für uns hat, wollten wir durch den Gebrauch desselben Namens auch auf ihren Gegenstand übertragen: darauf kam es an, das Wesen des Dinges nicht als erschöpft durch eine ruhende Qualität, nicht durch eine bestimmte Handlung oder eine bestimmte Reihe mehrerer zu fassen, sondern seinen vollen Inhalt nur in dem Sinne zu sehen, den es auf die verschiedenste Weise und durch die verschiedensten Formen der Entwicklung verwirklicht.

Dagegen war es keineswegs unsere Absicht, durch die Wahl dieses Namens in den berühmten Satz einzustimmen, welcher Denken und Sein für identisch erklärt und in den Dingen keinen andern Inhalt findet außer dem, welchen wir in der Form der Idee denkend nacherzeugen können, oder vielleicht sogar außer dieser Form der Idee selbst. Die allgemeinere Ueberzeugung allerdings haben

wir früher ausgedrückt, daß das Wesen der Dinge nicht in einer undurchdringlichen Fremdartigkeit für den Geist bestehe; aber der Geist und sein Leben ist mehr als Denken. Es ist wohl möglich, daß dem ganzen Geiste das, was die Dinge sind, nicht unerlebbar ist, und daß es doch dieser einzelnen Form seiner innern Thätigkeit, dem Denken, durchaus unfaßbar bleibt. Fühlen und Wollen, Lust und Unlust sind innere Erlebnisse in uns selbst, für welche unser bewußtes Denken, indem es ihnen zusieht, wohl Namen erfindet, ohne doch den Unterschied, der sie selbst von allem Denken trennt, jemals durch Formen des Denkens begreiflich zu machen; sie sind nur verständlich für den, der sie erlebt. Und ebenso würde das Wesen der Dinge, falls überhaupt unser Blick durch die Erscheinung bis zu ihm dränge, zwar beschreibbar für das Denken sein, aber doch vielleicht nur so, daß diese Beschreibung manche Namen enthielte, deren Bedeutung nicht wieder gedacht, sondern nur gelebt werden kann. Wie aber auch dieses Wesen sein möchte, jene Form der Idee würde es an sich tragen, ein selbst gestaltloser beständiger Sinn veränderlicher Gestaltungen zu sein.

Für diese lange Reihe abstracter Ueberlegungen müssen wir nun auf Entschuldigung hoffen. Sie sollten nicht Fragen zu Ende bringen, welche nur die Metaphysik beantworten kann; sie bezeichneten nur den Standpunkt unserer folgenden Betrachtung. Werfen wir jetzt einen Blick auf das zurück, woran diese Abschweifung anknüpfte, so erinnern wir uns, daß wir von dem menschlichen Geiste nicht im Uebrigen eine wesentliche Gleichheit mit den Seelen der Thiere behaupten durften, um dann durch die entschädigende Hinzufügung eines ihm eigenen höheren Vermögens ihn wieder über alle Thierwelt zu erheben. Was er war, mußte er als ein untheilbares Ganze sein; was die Seelen der Thiere waren, das waren auch sie als lebendig wirksame abgeschlossene Ideen, jede von der andern völlig geschieden, jede völlig eins in sich selbst. Und so

ließe sich ein Reich der Seelen denken, in welchem jede Gattung, und in ihr jede einzelne, ihre bestimmte Stelle fände, je nachdem die lebendige Idee, welche sie ausdrückt, in dem Sinne der Weltordnung höher oder niedriger steht oder andern gleichwerthig ist. Daraus kann der Schein entstehen, als wäre auch hier die bessere Erkenntniß des Einzelnen aus der Uebersicht des Ganzen zu hoffen, dessen Theil es ist; die Einsicht in die Natur des menschlichen Geistes aus der Betrachtung der thierischen Seelen, die seine Vorstufen sind. Aber abgesehen von der mangelhaften Kenntniß thierischen Seelenlebens, die uns in den meisten Fällen nur unerwiesene Einfälle an die Stelle sicherer Thatsachen würde setzen lassen, ist diese Aussicht auch aus andern Gründen trüglich oder doch nutzlos für unsern gegenwärtigen Zweck. Denn diese Ordnung des Seelenreichs, wenn wir sie kännten, würde uns mehr in das Verständniß des unendlichen Wesens einführen, das in diesem Bilde sich selbst anschauen mag; aber sie würde wenig zu der Würdigung der Aufgaben beitragen, die dem menschlichen Leben zu seinem Theile gestellt sind, und der Mittel, die ihm zur Ausführung zu Gebot stehen. Für diese letzte Frage ist es nur von entfernter Wichtigkeit zu wissen, welche Stelle des Menschen Geist auf der Leiter der Wesen einnimmt, von sehr großem Werthe dagegen die Kenntniß der ursächlich auf ihn einwirkenden Bedingungen, von denen seine Entwicklung abhängt.

In dieser Beziehung ist seine Stellung im Reiche der Seelen eine andere, als in jener Stufenreihe der Gattungen. Wie nahe verwandt oder wie sehr verschieden die Seele einer Thierart von der unsrigen sein mag: es ist gleichgültig für uns, wenn sie nicht auf uns wirkt. Der größte Theil der Thierheit nun hat zu unserer Entwicklung diese theilnahmlose Stellung, und die unbelebte oder unbeseelte Natur besitzt unter den Bedingungen unserer Bildung eine verhältnißmäßig weit größere Wichtigkeit. Daß der kunstfertige Instinct vieler niederen Thierklassen sich in scheinbar wenigstens ganz anderen und fremdartigen Formen des Wirkens bewegt, wenn wir ihn mit der Regsamkeit der menschlichen Seele vergleichen, ist

für uns im Ganzen eine wenig bedeutsame Thatsache; tausende solcher Instincte mögen dem Menschen noch unbekannt sein, selbst die bekannten kommen nur wenigen von uns zur Anschauung; möchten sie da sein oder nicht, die menschliche Entwicklung bliebe dieselbe. Von anderen Klassen können wir anderes sagen; manche von ihnen treten uns wirksam nahe, aber es sind vielleicht nicht eben die, die in der Stufenleiter der Seelengattungen uns am nächsten stehen. An die Affen knüpft sich kein Fortschritt menschlicher Cultur, an das Pferd, an die übrigen zuchtbaren Hausthiere gar mancher. Sie leisten uns nicht allein durch Körperkraft Dienste, wie belebte Maschinen, sondern auf dem Umgange mit ihnen beruhen hauptsächlich alle die Vorstellungen, die wir über ein dem unsrigen fremdes und doch im Allgemeinen verwandtes Seelenleben erhalten; und ohne Zweifel sind eben die Vorstellungen, die wir von einer fremden Seele uns bilden, der wichtigste Theil der Wirksamkeit, die diese auf uns ausübt. Am meisten natürlich ist es der Mensch selbst, der auf den Menschen wirkt; von dem Werthe dieses gegenseitigen Einflusses werden alle andern Beziehungen ähnlicher Art verdunkelt, die uns an die Thierwelt knüpfen. In der Erforschung dieser Dinge muß die Aufklärung über die wesentlichen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Lebens liegen; jedes Unternehmen dagegen, den Menschen an den Gipfel eines irdischen Seelenreichs zu stellen und seine Bestimmung aus der Natur der niedrigeren Stufen zu erläutern, würde eines der prächtig beginnenden, aber fruchtlos endenden Schauspiele sein, deren die Anthropologie nach und nach sehr viele vorgeführt hat.

Wir haben hierdurch noch nicht die zweite der Fragen beantwortet, die wir am Eingange dieser Betrachtung aufwarfen. Denn alles Bisherige konnte nur zu zeigen versuchen, *wie* eine wesentliche Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes gedacht werden müsse, falls die Ueberlegung der Thatsachen eine solche vorauszusetzen nöthigte. Ungelöst bleibt hierdurch der Zweifel, ob nicht vielleicht ohne wesentlichen Unterschied, nur durch die Größe seiner Entwicklung bevorzugt, der menschliche Geist sich an das Seelenleben der

Thierwelt anſchließen möge. So wenig wir nun unſere Neigung verhehlt haben, dieſe Frage zu verneinen, ſo iſt doch ihre beſtimmte Beantwortung hier nicht möglich, und wir müſſen uns begnügen, die Schwierigkeiten einer ſolchen hervorzuheben. Sucht man die Entſcheidung unabhängig von der Vergleichung der Erfahrung, ſo könnte man ſie nur von den letzten Ergebniſſen der Speculation über die nothwendige Bildung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Glieder erwarten. Was aus dieſer Quelle ſich ableiten läßt, wird der letzte Theil unſerer geſammten Betrachtungen zuſammenzuſtellen verſuchen und wir werden ſehen, daß der Werth der Frage ſelbſt ſich für dieſen höchſten Standpunkt ſehr vermindert. Die allgemeinen Grundſätze, die man außerdem anwenden könnte, würden zu keiner Gewißheit führen. Vielleicht möchte man die Annahme, überall gleichartige Seelen würden nur durch die ſehr verſchiedene Begünſtigung, die ſie von der Organiſation ihrer Körper erfahren, zu verſchiedenen Bildungshöhen gebracht, durch die Erinnerung widerlegen wollen, wie unglaublich es ſei, daß eben gleichartige Seelen an dieſe ſo ſehr abweichenden leiblichen Hüllen gebunden ſein ſollten. Aber allerhand Vermuthungen über Seelenwanderungen, abenteuerlich zwar, und ohne Stütze in der Erfahrung, aber doch nicht ſtreng widerlegbar, würden ſogleich bereit ſein, dieſe Paradoxie zu beſeitigen und zu zeigen, welchen guten Sinn fortſchreitender Erziehung es haben könnte, wenn urſprünglich vollkommen gleiche Weſen nach und nach in immer andere vollkommnere Körper übergingen. Wendet man ſich an die Erfahrung, ſo wird die Entſcheidung um nichts leichter. Alles was als Thatſache vor uns liegt, beſchränkt ſich eben auf den allgemeinen und allerdings unwiderleglichen Eindruck einer weit geringeren Entwicklung, zu der es die Thiere bringen; aber dieſer Eindruck geſtattetet, ſo wenig zergliedert, wie er noch immer iſt, keinen ſichern Rückſchluß auf die Urſachen des Zurückbleibens. Unſere Kenntniſſe des thieriſchen Seelenlebens ſind weit oberflächlicher und ungewiſſer, als die Zuverſicht philoſophiſchen Claſſificirens meiſtens zugibt. Wir ſchlagen die Höhe ſeiner Entwicklung gewiß oft falſch, wahrſcheinlich häufig

zu niedrig an; denn mit Recht schreiben wir zwar den Thieren die Thätigkeiten zu, deren vollendete Leistung wir vor uns sehen; aber mit sehr zweifelhaftem Rechte sprechen wir ihnen andere ab, die sie entweder nicht äußern können, oder deren Aeußerungen für unser Verständniß zu fremdartig sind. Versuchen wir nun, aus diesen mangelhaften Vorlagen Vermuthungen über Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der thierischen und menschlichen Seelen abzuleiten, so locken zwei entgegengesetzte Irrwege.

Von der Betrachtung unsers eignen innern Daseins gehen wir nothwendig aus; erst aus ihr fällt ein Schimmer des Verständnisses auf das Seelenleben der Thierwelt, das wir nicht unmittelbar kennen. Sind wir nun nicht gewohnt, die einzelnen Leistungen unsers eignen Geistes zu zergliedern und die Entstehung mancher scheinbar neuen Fähigkeit aus einfacheren Vorgängen aufzusuchen, so stoßen wir bei jeder oberflächlichen Verschiedenheit an, die das Thier vom Menschen trennt, und gerathen in jene bequeme Classificationsweise, welche die Natur der verschiedenen Seelen wie mit der Sicherheit chemischer Formeln durch Combination abweichender Bestandtheile, nämlich der verschiedenen Vermögen definirt, die der einen Gattung fehlen, der andern zukommen sollen. Anderseits aber verführt auch gerade diese richtige Gewohnheit, die zusammengesetzten oder abgeleiteten geistigen Functionen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen, zu dem entgegengesetzten Fehler einer Ueberschätzung der äußern Hülfsmittel des Wirkens, und zu dem Uebermuth, durchaus gleichartigen Wesen durch unendlich variirte äußere Anregung Leistungen abgewinnen zu wollen, die nur auf ursprünglich verschiedenem Boden gedeihen können. Man kommt natürlich in dieser Beziehung hauptsächlich auf die körperliche Organisation zurück, denn durch diese wird ja größtentheils auch die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensumstände bedingt, in denen sich jedes Geschöpf befindet, und deren Einfluß den zweiten großen Kreis von Bedingungen für die specifische Bildungsrichtung der Seele ausmacht. Nun läßt sich ohne Zweifel zeigen, daß manche körperliche Einrichtung einzelne Formen der geistigen Aeußerungen

begünstigt oder hindert; so wird für augenlose Thiere die Gesammtvorstellung, die sie vom Raum entwickeln mögen, nothwendig anders sein, als bei sehenden; für vollkommen symmetrisch gebaute wird eine Unterscheidung der Richtungen im Raum unmöglich, für stimmlose die Mittheilung der innern Zustände nicht nur anders, sondern ohne Zweifel weit unvollkommner sein. Aber in der Regel läßt sich wohl aus dem Mangel eines Organs der Mangel einer Leistung begreifen, aus dem Vorhandensein desselben jedoch wird sein Gebrauch und die Mannigfaltigkeit der geistigen Regsamkeit, die sich in ihm kund gibt, nicht sogleich mit begreiflich. Wir müssen es dem Verlauf dieser Betrachtung überlassen, einzelne Beispiele dieser Dinge zu erwähnen; überall indessen, wo wir auf thierisches Seelenleben ein Streiflicht fallen lassen, geschieht es eigentlich nur, um durch einen Contrast die Bedeutung des menschlichen aufzuhellen; in den meisten Fällen drücken solche Vergleiche nur aus, wie wir uns einbilden, daß es sich mit den Thieren verhalten möge, nicht wie es gewiß ist oder mit Nothwendigkeit sein muß.

Diese Unsicherheit des Urtheils ist indessen ohne wesentlichen Einfluß auf den Gegenstand unserer nächsten Untersuchungen. Für eine Betrachtung allerdings, die nicht ausschließlich der menschlichen Bildung gälte, sondern eine allgemeine Mechanik des Seelenlebens bezweckte, würde die Frage nach der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der Mittel in den Vordergrund treten, durch welche die verschiedenen Höhen der Entwicklung ermöglicht werden. Für uns dagegen kommt es hauptsächlich darauf an, was der Mensch ist, nicht darauf, was die Thiere nicht sind. Die ängstliche Scheu davor, in eine zu nahe Wesensgemeinschaft mit ihnen gerückt zu werden, knüpft sich mit Unrecht gerade an die Frage, ob wir einer Gattung mit ihnen sind, oder nicht. Denn am Ende: wir haben doch die höhere Entwicklung; eben dieser Besitz ist der bleibende Unterschied zwischen uns und ihnen, und diese Kluft wird nicht größer oder kleiner, je nachdem sie für einen generischen Unterschied, oder für die Wirkung einer verschiedenen Begünstigung gleicher Anlagen erklärt wird. Die Dinge sind doch immer das, als was

sie sich behaupten; es verlohnte sich nicht der Mühe, etwas zu werden, wenn man immer nach dem geschätzt werden sollte, woraus man es geworden ist.

Fast die gleichen Bemerkungen, und die letzte namentlich, haben wir vorläufig über die dritte der Fragen unsers Einganges hinzuzufügen. Innerhalb des menschlichen Geschlechts selbst wechselt die geistige Ausbildung von thierischer Roheit an bis zu der Höhe eines Genius, den wir voreilig durch den Namen der Göttlichkeit ehren zu dürfen glauben. Gibt es in diesen ungeheuren Unterschieden ein gewisses gemeinsames Element, das wir als den allgemeinen menschlichen Geist betrachten dürften? sind die Geister der verschiedenen Stammarten der Menschheit wesentlich verschieden? und innerhalb desselben Stammes, wo können wir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Individuen ein gemeinschaftliches Maß finden, und wie es anlegen? liegt es im Allgemeinen hoch, und die Roheit bleibt darunter zurück, durch die Ungunst der Umstände und die Mängel der körperlichen Organisation zurückgehalten? oder liegt es tief, und der Genius wird durch das Glück seiner Lebensbedingungen und den Vorzug leiblicher Organe darüber erhöht? oder lassen sich endlich doch einzelne bestimmte Züge, charakteristische Gewohnheiten des Wirkens angeben, die, in allen Menschenseelen wiederkehrend, sie zu einem zusammengehörigen Ganzen verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verschiedenen Graden vorhanden die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der individuellen Gestaltung gestatten? Es ist die Bejahung dieser letzten Frage, die unsere fernere Betrachtung sich zum Ziel setzt. Dann, nachdem wir dies gemeinsame Band außer Zweifel gestellt hätten, würde für uns kein Grund sein, aus der Reihe der Bedingungen, welche die Höhe der Bildung bestimmen, die äußern Umstände und die körperliche Organisation auszuschließen, deren keines für sich zu ihrer Begründung hinreicht. Das allgemeine Maß der menschlichen Bildung aber liegt weder hoch noch tief in dem Sinne, in dem wir es suchten; es ist wohl ein Durchschnitt der thatsächlichen Bildung zu ziehen, aber kein Maß der sein

ſollenden zu finden. Der Körper hat eine Normalgeſtalt und iſt vollkommen, wenn er die Umriſſe derſelben ausfüllt; dem Geiſte ſchwebt anſtatt eines beſtimmten Normalbildes ſeiner Entwicklung nur ein Idealbild der Vollkommenheit vor, beſtändig unerreicht; nur eine Richtung dahin zeichnen ihm im Allgemeinen die charakteriſtiſchen Thätigkeitsformen ſeines Geſchlechts vor, aber ſie beſtimmen kein Maß des Wegs, nach deſſen Zurücklegung er am Ziele wäre. Endlich, welche Zweifel ſich auch über die Gleichheit der geiſtigen Anlagen in den verſchiedenen Stammformen der Menſchen erheben mögen: jedenfalls ſind jene Anlagen gleichartig genug, um ſie alle, obwohl mit abgeſtufter Wichtigkeit ihrer Betheiligung, zur Gemeinſamkeit eines menſchlichen Lebensverkehres zu befähigen: ſie bilden alle die zuſammengehörige, ſich gegenſeitig erziehende Gemeinde der Menſchheit. Dieſe wahrhafte praktiſche Einheit der Wechſelwirkung entſchädigt uns reichlich für die Befriedigung der müßigen logiſchen Neugier, ob ſie an dieſer Aufgabe als verſchiedene Arten einer Gattung von Geiſtern oder als nächſtverwandte Glieder eines völlig gleichen Stammes Antheil nehmen.

Zweites Kapitel.

Die menſchliche Sinnlichkeit.

Verſchiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgültige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Luſt und Unluſt. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinſtimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen ſie entſprechen. — Beiſpiele; Licht und Klang. — Aeſthetiſche Beurtheilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematiſche Phantaſie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verſtändniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien.

Von den Empfindungen der Sinne hebt nicht nur einmal alle Bewegung des geiſtigen Lebens an, ſondern zu ihnen kehrt ſie unaufhörlich zurück, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwicklungen ihrer Thätigkeit zu gewinnen. An die Empfindungen werden

auch wir anknüpfen müſſen, wenn uns daran liegt, die eigenthümlichen beſtändigen Neigungen und Gewohnheiten zu überblicken, in denen ſich die Natur des menſchlichen Geiſtes verräth, und aus deren Zuſammenſtellung wir uns ein Bild dieſer Natur entwerfen müſſen. Zwar kann gewiß die ganze Tiefe der urſprünglichen Anlagen des Geiſtes kaum erſchöpfend ſelbſt aus den vollkommenſten Aeußerungen ſeiner Thätigkeit ermeſſen werden, aber die Einheit ſeines Weſens muß einen Vorſchein ſeiner höhern Beſtrebungen doch ſchon auf die einfachſten Vorgänge des innern Lebens werfen, und vielleicht ſind die Züge, die davon zeugen, deutlich genug, um erkannt zu werden.

Von den mancherlei Gedankenreihen indeſſen, die ſich an die Betrachtung der menſchlichen Sinnlichkeit knüpfen laſſen, ſcheiden wir einige aus, die dem Zweck unſerer Ueberlegung fremd ſind, und in denen man häufig, wie mir ſcheint, eine Aufklärung ſucht, welche ſie nicht geben können. Zu ihnen gehört zuerſt die Aufſuchung der phyſiſchen Veranlaſſungsurſachen unſerer Empfindungen. Wir haben uns früher überzeugt, daß von der eigenthümlichen Beſchaffenheit der äußeren Bewegungen, die als Sinnesreize auf unſere Organe wirken, die im Bewußtſein entſtandene Empfindung keine Erinnerung aufbewahrt. An die Stelle der Luftſchwingungen iſt der Klang getreten, an die Stelle der Aetheroscillationen die Farbe; beide wohl Folgen, keine von beiden Empfindungen ein Abbild ihrer äußern Veranlaſſung. Für das unbefangene Bewußtſein jedenfalls iſt alles das völlig ausgelöſcht, was vor dem Auftreten dieſer innern Erſcheinungen lag, die als Klang und Farbe ewig nur Erzeugniſſe der eigenen Natur des Geiſtes ſind; als ſolche nun wirken ſie in dem natürlichen Verlaufe des innern Lebens weiter, und eine Unterſuchung der Folgen, welche ſie in ihm hervorbringen, würde ſich wohl erfolglos an die Eigenthümlichkeit ihrer äußern Urſachen wenden. Wie wir im Klange nicht die Anzahl der Schallwellen hören, ſondern nur den Klang, ſo iſt keine Muſik für den, der die Entſtehungsweiſe der Töne und ihrer Conſonanzen kennt,

harmonischer als für den andern, der ohne diese Kenntniß einfach und unbefangen von ihr sein Herz bewegen läßt.

Eine andere Frage ist es indessen, welche Stellung unsere ganze Sinnlichkeit zu der äußeren Welt einnimmt, die den Schauplatz unseres Lebens bietet, und zu deren Abbildung irgendwie doch sie selbst bestimmt scheint. Jeder einzelne jener physischen Vorgänge, die uns als Sinnesreize dienen, mag im Zusammenhange des Naturlaufes eine bestimmte Aufgabe erfüllen, oder vorurtheilsloser gesprochen: jeder einzelne wird zu dem Gesammtbestande der Natur einen eigenthümlichen mehr oder minder wichtigen Zug beitragen. Beachtet man diesen bestimmten Werth der Sinnesreize für den Zusammenhang der Außenwelt, so kann man darin, daß jeder von ihnen gerade in dieser bestimmten Form sinnlicher Empfindung und in keiner andern in uns wiedererscheint, eine besondere Sinnigkeit, vielleicht mehr fühlbar, als in Worten ausdrückbar, zu finden glauben. Man wird dann gewahr werden, daß trotz aller Unvergleichbarkeit der physischen Bewegungen und der Empfindungen, die ihre Folge sind, dennoch die letztern in ihrer Sprache die besondere Bedeutung wiederzugeben verstehen, die jede der ersteren in dem Zusammenhange der einander durchkreuzenden Naturwirkungen besitzt.

Hierin liegt ein Element von Wahrheit, das wir in einer anderen Auffassung der menschlichen Sinnlichkeit, obwohl mißdeutet, antreffen. Sehr oft sind Versuche gemacht worden, die einzelnen Formen der geistigen Thätigkeit als eine gegliederte Stufenreihe anzusehen, in welcher ein ursprünglicher Trieb, sich selbst in den Dingen wiederzufinden, eine stets steigende Vollkommenheit seiner Befriedigung erreiche. In derselben Weise sind die fünf Sinne des Menschen, oder welche dialektisch verbesserte Anzahl man an ihre Stelle setzen mochte, als ein zusammengehöriges System betrachtet worden, dessen Glieder die wesentlichen Thätigkeitsformen des Naturlebens in entsprechende Formen geistiger Erregung übersetzen sollen. Zwar geht aus

ſolchen Ueberlegungen niemals ein Bild des wahren geiſtigen Lebens hervor, das ja nicht in der dialektiſchen Reihenfolge, ſondern in der unendlich mannigfachen Durchkreuzung aller jener Thätigkeitsformen beſteht, welche mit völligem Vergeſſen der Rangordnung, die ihnen das Syſtem anwies, in jedem Augenblick ſich in dem bewegten Gemüthe durcheinanderdrängen. Aber in Bezug auf die Sinnlichkeit wenigſtens würde ſich erwiedern laſſen, daß in derſelben Verwirrung auch in der Außenwelt ſelbſt die großen Grundformen des Naturlebens beſtändig ſich durchſchneiden, und daß ſie deswegen doch nicht aufhören, als die zuſammenſetzenden Fäden des ganzen Gewebes die alten Unterſchiede in dem Werthe ihrer Bedeutung beizubehalten. Dies gebe die Sinnlichkeit wieder, und wenn ſie verſchiedene Empfindungen in einem Augenblick vereinige oder geſetzlos auf einander folgen laſſe, ſo bilde ſie darin nur den Verlauf der Natur ab, die ja ebenfalls bald ihre einfacheren, elementaren Triebe allein hervortreten laſſe, ſo daß ſie die ganze Scene der Erſcheinung füllen, bald auf dieſem dunkleren Grunde die hellere Zeichnung ihrer vollkommneren Wirkungsweiſen entfalte.

Nun bezweifle ich freilich, daß die Verſuche dieſer Art die eigne Bedeutung der Vorgänge, die in den ſinnlichen Empfindungen zu Grunde liegen, und ihren Werth für den Sinn des Naturganzen erfaßt haben; ich zweifle, daß das Licht die reine Identität der Materie mit ſich oder die Einheit ihrer Reflexion in ſich, daß der Klang die Negation des Fürſichbeſtehens ihres räumlichen Außereinanderſeins, die Wärme die als lebendige Thätigkeit geſetzte Leugnung ſtetiger Raumerfüllung ſei, und ich bin nicht gewiß, daß der Geruch, als ſpecificirte Luftigkeit definirt, oder der Geſchmack als ſpecificirtes Waſſer, dem Naturbilde, das aus jenen erſten Empfindungen entſtände, weſentliche Annehmlichkeiten hinzufügen würde. Aber auch ein Uebermaß von Ungeſchick in der Ausführung würde doch der Wahrheit eines Erklärungsprincips an ſich keinen Eintrag thun, und wir können nicht leugnen, daß es Intereſſe gewährt, das, was die äußern

Sinnesreize für die Natur bedeuten, mit der größern oder geringern Lebhaftigkeit Eindringlichkeit und Eigenthümlichkeit der Empfindungsformen zu vergleichen, die ihnen in uns entsprechen. Aber darin fehlen, wie mir scheint, fast alle diese Versuche, daß sie eine speculative Deutung, welche unsere Reflexion an den Sinnesinhalt knüpfen *kann*, und meistens besser thun würde, nicht an ihn zu knüpfen, als einen natürlichen Bestandtheil dieses Inhalts ansehen, der in jeder unbefangenen Seele sich von selbst an ihn knüpfen müßte. Jene speculativen Bedeutungen, die der Philosoph vielleicht mit Recht der Empfindung und ihren Objecten beilegt, sind in der Empfindung selbst und in der Seele, welche empfindet, nicht vorhanden, weder als Nebengedanken, die sich allemal zu dem Eindruck gesellen, noch als bewußte Motive, um deren willen die Eigenthümlichkeit des Empfindungsinhaltes auf das übrige geistige Leben einen Einfluß von bestimmter Größe und Richtung erhalten müßte. Sie sind alle nur Phantasien *über* die Empfindung, nicht die eigne Phantasie der Empfindung selbst, und doch können wir vielleicht zeigen, daß es etwas gibt, was diesen letzten Namen verdient.

Ich habe so oft schon die Unart begangen, von meinem beschränkten Gegenstande in sehr allgemeine Bemerkungen auszuschweifen, daß ich wohl nichts mehr gewönne, wenn ich es dies eine Mal vermiede. Mir scheinen jene Ansichten, die so vortrefflich zwischen dem bloßen Ansichsein einer noch im Keime verhüllten Gestaltung und dem vollen Fürsichsein ihrer herausgetretenen Entwicklung unterscheiden, in den meisten Anwendungen diesen lobenswerthen Unterschied zu vergessen. Ihre ganze Betrachtung der Natur und des geistigen Lebens geht immer darauf hinaus, für jedes Geschöpf und jede Erscheinung eine Idee ausfindig zu machen, als deren Verwirklichung beide anzusehen sind; aber höchst selten werfen sie sich die Frage auf, wie viel von dem tiefsinnigen Inhalte dieser Idee, welche irgend ein Wesen für uns repräsentirt, in diesem Wesen selbst, sei es als wirksames bewußtes Motiv seines Benehmens, sei es als Gegenstand

seines Selbstgenusses, vorhanden sei. Kurz, wir erfahren wohl, wie die Objecte vermöge ihrer Idee sich für uns ausnehmen, aber nicht, was sie selbst davon haben. Diese letzte Frage ist nicht bedeutungslos und unwichtig, sobald es sich nicht mehr um Naturprocesse, in denen ja vielleicht nur eine unbewußte Vernunft wirkt, sondern um geistiges Dasein handelt. Wir können zwar zugeben, daß auch in den Vorgängen des inneren Lebens sich häufig ein vernünftiger Zusammenhang findet, den der eigne Träger dieses Lebens nicht bemerkt; aber jedenfalls kann das nicht durchgängig so sein, und wer sich die Frage nicht ausdrücklich aufwirft, was jedes einzelne Wesen als einzelnes von der Idee eigentlich haben möge, die es als Theil des Ganzen für das Ganze verwirklicht, der vernachlässigt jedenfalls eine möglicherweise sehr bedeutende Seite seines Gegenstandes, vielleicht gerade diejenige, in der die wahrhaft wirksamen Gründe für das Zustandekommen der wichtigsten Lebensereignisse liegen. Es reicht in der Betrachtung der Geschichte nicht hin, die weltbewegenden Ideen der Reihe nach aufzuführen, die sich einer um Jahrtausende später kommenden zusammenfassenden Vergleichung als die wesentlichen Signaturen jedes Zeitalters hervordrängen; es kommt auch darauf an zu wissen, wie der Zeit selbst und jedem Einzelnen in ihr zu Muthe war, und wie viel von jener Idee, die wir aus weiter Perspective sehen, in den Gemüthern damals als wirklich gefühlter Genuß, als thatsächliche Richtung ihrer Phantasie, als lebendig wirksames Motiv ihres Strebens, als Trost, als Leid, als Anregung, als Hoffnung vorhanden war. Und ebenso kommt es für unsere Betrachtung der Sinnlichkeit nicht darauf an, welchen Sinn Jemand in ihren Verrichtungen finden könnte, sondern darauf, welchen Sinn die empfindende Seele selbst unvermeidlich, obwohl nicht durch Reflexion zu vollem Bewußtsein verdeutlicht, mit diesen Verrichtungen im Augenblick ihrer Ausübung verbindet.

Eine frühere Betrachtung schon hat uns zu der Vermuthung geführt, daß eigentlich niemals der Eindruck eines äußern

Reizes in einer gleichgültigen Empfindung beſtehe, welche nur einen beſtimmten Inhalt für die Wahrnehmung darböte, ſondern daß an jede Empfindung ſich ein Element des Gefühls knüpfe, welches in Luſt oder Unluſt den Werth der erhaltenen Anregung für unſer individuelles Daſein meſſe. Was jenen qualitativen Inhalt der Empfindung betrifft, ſo wird es ſtets unmöglich ſein zu entſcheiden, ob denſelben Reizen in verſchiedenen Seelen dieſelbe Empfindung entſpricht: doch würde es an jedem Grund für eine Annahme des Gegentheils fehlen. Und ſo ſetzen wir voraus, daß alle Thiere, wenn ſie überhaupt Organe für die Einwirkung eines äußern Reizes beſitzen, dieſen in derſelben Form mit uns wahrnehmen: Aetherwellen als Lichtſchimmer, die Schallwellen der Luft als Klang. Wie weit oder eng gezogen die Grenzen ihrer Empfänglichkeit ſind, wird ebenfalls weder Beobachtung noch Verſuch genau beſtimmen können; fehlt einer Thierklaſſe die gewöhnliche Form des Sinnesorgans, welches für uns die Einwirkung ſeines beſtimmten Reizes begründet, ſo iſt dadurch dieſe Einwirkung nicht völlig ausgeſchloſſen; doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie einen weniger bedeutſamen Beitrag zu dem Ganzen der Sinnlichkeit liefern werde. Der allgemeine Eindruck der Beobachtungen macht es glaublich, daß für die Thiere überhaupt die feineren Unterſchiede, die uns zwiſchen den einzelnen Eindrücken deſſelben Sinnes auffallen, weniger deutlich ſind, und daß die Reihe derſelben überhaupt engere Grenzen hat. Sind ſchon uns ſelbſt vermöge der Eigenthümlichkeit unſerer Nerventhätigkeit nur wenige Tonoctaven und kaum eine volle Farbenoctave empfindbar, ſo bewegt ſich die Sinnlichkeit der Thiere hier vielleicht in noch kleinerem Spielraum, und das was ſie noch empfindet, tritt mit geringerer Lebhaftigkeit auseinander; etwa ſo, wie wir Verwandtſchaften zwiſchen verſchiedenen Geſchmäcken wohl bemerken, aber ohne daraus eine beſtimmte Skala bilden zu können. Als Erſatz für dieſen Mangel mögen in einzelnen Thierklaſſen aus dem dunklen Chaos deſſen, was wir Gemeingefühl nennen, manche Er-

regungen ſich zu höherer Klarheit entwickeln, und es iſt denkbar, daß für manche feine Modificationen des elektriſchen und chemiſchen Zuſtandes der Körper, daß endlich vermöge eines eigenthümlichen Baues der Nervengeflechte auch für die Phaſen des Stoffwechſels und der Bildungsthätigkeit im eigenen Leibe dem Bewußtſein des Thieres eine Wahrnehmungsfähigkeit erwacht, die uns abgeht. Auf ſolche Umſtände mag manche der zweckmäßigen Thätigkeiten der Thiere ſich gründen, welche uns wie Ahnungen oder Vorauswiſſen der Zukunft erſcheinen, während ſie von ganz unbekannten Wahrnehmungen ſchon eingetretener Veränderungen in den Lebensbedingungen entſpringen.

Den andern Beſtandtheil der Empfindung, das Gefühl der Luſt oder Unluſt, welches ſich an ihren Inhalt knüpft, würden wir ohne Zweifel auch in dem Inneren des Thieres, und in vielen Fällen wahrſcheinlich zu größerer Stärke geſteigert, wiederantreffen; aber gerade in ihm glauben wir eine weſentliche Verſchiedenheit menſchlicher und thieriſcher Sinnlichkeit, jedenfalls einen bedeutſamen und wichtigen Zug der erſteren zu entdecken.

In den niederſten unſerer Sinne, in denen, welche wegen der Bauart ihrer Organe und der Natur ihres Empfindungsinhaltes ſich am wenigſten zu einer feinen, mannigfaltige Beziehungen des Objectiven wiedergebenden Wahrnehmung eignen, finden wir die Lebhaftigkeit des Gefühls auf ihr höchſtes Maß entwickelt. In den Schmerzen, welche die Störungen der inneren Organe oder ſtarke Reizungen der Haut erzeugen, geht vor der Intenſität des Wehs alle eigenthümliche Beſtimmtheit des Empfindungsinhalts zu Grunde, und wird nur bei dem Nachlaſſen der Reize, und auch dann nur unbeſtimmt, wieder bemerkbar. Wir beſchreiben unſere Schmerzen nur nach der Form ihres zeitlichen und räumlichen Auftretens; wie ſie auch bohren, reißen, ſtechen, oder nagen: ihre eigene qualitative Beſchaffenheit iſt unausdrückbar. Nur ihre geringeren Grade verrathen eine Verwandtſchaft mit der Eigenthümlichkeit der Wärmeempfindung; nennen wir ſie aber brennend, ſo bezeichnen wir damit ſchon

wieder das bloße Weh an sich, in dessen Erzeugung zu hohe Wärmegrade mit den übrigen schädlichen Reizen übereinstimmen. Geruch und Geschmack, beide schon einer größeren Mannigfaltigkeit verschiedener Eindrücke zugänglich, aber beide noch unfähig zur Erzeugung eines Bildes, welches die Beziehungen eines zusammengesetzten Gegenstandes nachahmte, beide endlich in nächster Verknüpfung mit den Thätigkeiten stehend, auf denen die Erhaltung des individuellen leiblichen Lebens beruht, erzeugen vielförmige Gefühle von geringerer Intensität. Vielförmig, weil neben dem deutlicher hervortretenden Inhalt auch die Förderung oder Störung, die wir durch ihn erfahren, in ihrer Eigenthümlichkeit bemerkbar wird; die Unlust am Bittern und Ekelhaften ist nicht nur der Größe nach, sondern nach der Art des Leidens verschieden; jeder Duft ist in seiner eigenthümlichen Weise angenehm oder unangenehm. Aber wie intensiv auch diese Gefühle sein mögen, so erreichen sie doch nie die Stärke der Schmerzen und wir werden zugeben, daß selbst das Allerwidrigste in diesem Gebiete uns doch nicht weh thut. An den Tönen, durch deren Reihenfolge und gleichzeitige Verbindung die Musik eine Welt von scharf bestimmten Beziehungen vor uns aufthut, haftet nur nebenbei noch ein störender Eindruck; theils die übermäßige Stärke, theils die Unreinheit und manches besondere, knirschende, schrillende Gepräge des Schalles reizt unsere Nerven noch erschütternd genug, um krampfhafte Bewegungen zu bewirken; an sich ist kein Klang durch seine unmittelbare Beschaffenheit so unangenehm, wie mancher Geruch oder Geschmack. Während nun ein vollkommen reiner und bestimmt gehaltener Ton allerdings schon einzeln ein unverkennbares Gefühl der Lust erzeugt, entsteht die Unlust erst aus der Verbindung der Töne; aber wie störend unserm Gehör auch immer eine Dissonanz vorkommen mag, so erreicht das Mißbehagen an ihr doch nicht einmal jene Stärke des physischen Ekels, den uns ein widriger Geschmack erregt. Zwar fühlen wir selbst uns in der That noch durch das Mißverhältniß der Töne beleidigt, aber zugleich haben wir

doch den Nebengedanken, daß ihre Zusammenstellung an sich schon eben so verwerflich sei, wie ihr Eindruck auf uns unangenehm. Dem Lichte fehlt selbst die Unannehmlichkeit, die den eigenthümlichen Hall mancher Töne noch begleitet; nur seine größte Intensität blendet uns; einzelne Farben aber sind nur für die nichtmaßgebenden Idiosynkrasien einzelner Personen von besonderer Lust oder Unlust begleitet, und selbst die Unreinheit des Colorits oder die Disharmonie ihrer Zusammenstellung erregt den entschiedenen Widerspruch des Gefühls nicht mehr, der noch den Dissonanzen der Töne folgt. Wir empfinden, daß nicht unser eignes Ich mehr durch die Natur der Eindrücke bedroht wird, und so beginnen wir, das als an sich unschön nur zu mißbilligen, was wir in andern Sinnen mit dem unmittelbaren Abscheu der beleidigten eignen Existenz von uns stießen. Es ist klar, daß für das Auge, dessen Aufgabe die treue und unbefangene Wiedergabe einer unendlichen Vielheit fein aufeinanderbezogener Punkte ist, nur diese kühle Unparteilichkeit der Empfindung dienen konnte, die niemals durch die angenehme oder unangenehme Natur des Eindrucks ihre gleichmüthige Aufmerksamkeit zu falscher Vertheilung verleiten läßt.

Während nun so in den höheren Sinnen sich die leidenschaftliche Stärke der Gefühle allmählig verliert, tritt in ihnen eine andere Beurtheilungsweise der Eindrücke nur klarer hervor, die doch schon in jenen weniger entwickelten Empfindungen heimlich mitwirkt, und in welcher wir den eigentlichen unterscheidenden Charakter der menschlichen Sinnlichkeit zu sehen meinen. Wir fassen einerseits die Sinneseindrücke niemals als einen nur qualitativen Inhalt auf, und wir empfinden anderseits in dem Gefühl, das sie begleitet, niemals blos ihren Werth für uns, sondern ihren Werth an sich. Nur in den niederen Sinnen übertäubt die Stärke des Wehe diese nie ganz fehlende Beurtheilung und läßt es so scheinen, als messe die Lust oder Unlust nur den Grad der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, nicht die eigne Würde der Eindrücke; in den Wahrnehmungen des Sehens und Hörens

dagegen verklärt ſich dieſer thieriſche Egoismus des Empfindens zu einer klaren Anerkennung einer eignen Lieblichkeit und Bedeutung des Inhaltes, die unabhängig davon iſt, daß er uns wohlthut. Ich glaube nicht, daß das Seelenleben der Thiere dieſe Erſcheinung kennt. Auch ſie ſtoßen den Gegenſtand, der ihre Sinne verletzt, mit Abſcheu von ſich; ſie beweiſen dadurch, daß ſie ihn als ein Etwas vorſtellen, von dem ihre Unluſt herrührt; aber ich glaube nicht, daß ſie von dem, was dieſes Etwas an ſich ſelbſt ſei, eine Vorſtellung bilden, die von ihrer Art, durch den Gegenſtand zu leiden, unabhängig wäre. Sie füllen den Umriß dieſes Etwas doch wohl nur mit einem Widerſchein ihres eignen Wohl oder Wehe und ſie ſtoßen den unangenehmen Gegenſtand ab, weil ſie in ihm ihren eignen Schmerz verkörpert ſehen, der wie von außen auf ſie wirkt. Doch, wie früher erwähnt, ſolche Muthmaßungen können nicht als Behauptungen, ſondern nur als aufklärende Contraſte für das dienen, was wir im Menſchen beobachten. In ihm aber finden wir Folgendes.

Wie widerwärtig auch immer, und am nächſten an thieriſches Leben erinnernd uns die beſondere Ausbildung des Geſchmackſinnes vorkommen mag, ſo iſt doch wahr, daß ſelbſt in der verkommenſten Schwelgerei nicht blos die Luſt des Gaumens als eine wohlthuende Anregung des Leibes geſucht wird; die prüfende Zunge erkennt vielmehr in dem Geſchmacke der Speiſen ein ihnen eigenthümliches Verdienſt an, deſſen annehmliche Nebeneffecte ſie ſich freilich gern gefallen läßt. Nur das Thier frißt und ſäuft; d. h. es verwendet die äußeren Mittel lediglich zur Tilgung eines unluſterzeugenden Bedürfniſſes oder zur Herbeiführung einer egoiſtiſchen Empfindungsluſt; es verweilt nicht bei dieſen Mitteln, ſondern beeilt ſich, ſie zu conſumiren; es vertieft ſich in keiner Weiſe beobachtend, koſtend und überlegend in die Natur derſelben; es kennt ſie eben nur als Mittel für ſeinen Nutzen. Der eſſende und trinkende Menſch kann es dagegen nicht laſſen, die Süße als die eigne Freundlichkeit der

Dinge freundlich anzunehmen, ihre Herbigkeit als ihre eigne charakteriſtiſche Bosheit zu faſſen; er kann in Rührung gerathen über die innerliche Vortrefflichkeit der Naturſtoffe, zu der ſein Geſchmackſinn ihm nur den Zugang zeigt. Nicht daß es ihm auf ſeinen eignen Genuß ankäme; es gibt nur kein anderes Mittel, dieſes Gute der Dinge anzuerkennen und dahinter zu kommen, als ihren ſinnlichen Genuß. Schon in der zweideutigen Vorliebe der menſchlichen Sinnlichkeit für die flüſſige Form der Geſchmacksreize zeigt ſich ihre Befreiung von dem gröbſten Intereſſe des körperlichen Wohls; noch deutlicher läßt das Gefallen an Wohlgerüchen dieſe Neigung zum Verſenken in eine objective Lieblichkeit des Materiellen hervortreten. Die Thierwelt ſcheint dieſe Neigung nicht zu theilen; wie kräftig auch der Geruchſinn einzelner Klaſſen zum Dienſt ihrer Lebenszwecke entwickelt iſt, ſo finden wir doch nirgends ein beſtimmtes Beiſpiel eines Wohlgefallens, das mit dem Dufte der Dinge zufrieden wäre. Die menſchliche Cultur dagegen umgibt ſich mit ihm ſchon bei ihrem Beginne, zuerſt in feierlichen Augenblicken religiöſer Stimmung, bald auch zur Verſchönerung des täglichen Lebens. Auf der unbedeutenden Größe der ſinnlichen Luſt, die ſo erzeugt wird, kann dieſe Gewohnheit nicht beruhen; ſie wird bedeutſam erſt durch die Phantaſie der menſchlichen Sinnlichkeit, die ſich in eine andere Atmoſphäre des Daſeins nicht verſetzt, ohne neben der Luſt, welche ſie von ihr erfährt, den eignen inneren Werth derſelben ahnungsvoll anzuerkennen. Sollen wir hinzufügen, daß auch die Empfindungsinhalte der übrigen Sinne, daß ſelbſt Wärme und Kälte weder blos als gleichgültig Verſchiedenes, noch blos als Luſt- oder ſchmerzerzeugende Kräfte von uns gefaßt werden; daß wir vielmehr auch in ihnen eine unabhängige eigene Schönheit oder Häßlichkeit finden, deren Vortheil und Nachtheil nur nebenbei uns zufällt? Sollen wir endlich zu den höheren Sinnen zurückkehrend erinnern, wie im Klang und der Farbe faſt jede Spur egoiſtiſchen Intereſſes ausgelöſcht iſt, und wir uns völlig der Anſchauung einer auf ſich beruhenden Trefflichkeit hingeben?

So groß ist der eigene Werth dieser Eindrücke, daß bei aller übrigen Armuth unsers Lebens wir doch immer dem gütigen Schicksal zu danken hätten, das Tag für Tag diese schöne Welt vor unsern Sinnen aufthat und uns gestattete, in die lebendige ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen.

Was ist es nun aber, was unsere Phantasie in diesen Elementen der Sinnlichkeit zu erblicken glaubt? Wir würden es kaum durch Worte auszudrücken verstehen, und doch pflegt ein ganz natürlicher Trieb, nicht weniger dem menschlichen Geiste eigenthümlich, eine Aufklärung darüber zu verlangen und zu versuchen. In der Ausdrucksweise jeder gebildeten Sprache finden wir viele Beispiele davon, daß wir die Eigenthümlichkeit der Empfindungen eines Sinnes durch Vergleichung mit denen eines andern verdeutlichen; etwas den verschiedenen Eindrücken Gleichartiges wird also doch für unser Gemüth bemerklich. Wir sprechen von schneidenden und brennenden Geschmäcken, wir vergleichen auch den tieferen Ton mit dem Dunkel, den höheren mit dem Licht; wir glauben in der Reihe der Vocale ähnliche Naturen und Unterschiede dieser Naturen vor uns zu haben, wie in der Skala der Farben, und die Farben scheinen für manche empfindliche Sinnlichkeit die Eigenthümlichkeiten der Geschmäcke zu wiederholen. Allerdings wird in allen diesen Dingen die große Verschiedenheit sowohl der körperlichen Organisation als des geistigen Naturells der Individuen eine allgemeine Uebereinstimmung immer verhindern; und wenn vielleicht noch für Jeden a und u sich wie weiß und schwarz verhalten, so wird doch nicht Jeder das e gelb, i roth und o blau vorstellen, ebensowenig Jeder in Roth eine aromatische Süßigkeit, in Blau wässerige Säure, in Gelb metallischen Geschmack wiedererkennen. Allerdings mögen wir ferner zugestehen, daß auch für jeden Einzelnen die Aehnlichkeiten, die er zwischen verschiedenen Empfindungen bemerkt, am Ende doch nicht auf einer Vergleichung ihres unmittelbaren Inhaltes beruhen,

ſondern auf einem Gewahrwerden der zarteren und verſteckteren Aehnlichkeit jener Erſchütterungen, die von ihnen beiden ſein eignes Gemeingefühl erfährt; aber beide Zugeſtändniſſe ändern den Werth dieſer ganzen Auffaſſungsweiſe für unſere menſchliche Entwicklung nicht. Das erſte nicht: denn für das einzelne Gemüth iſt nur die Lebendigkeit von Werth, mit welcher ſich der Drang zu dieſen Vergleichungen in ihm regt, aber gleichgültig, ob durch ihn allgemein Anerkanntes gefunden wird, oder nicht; das zweite nicht: denn in dieſer Täuſchung, unſere eigene Erregung für die Beſchaffenheit der Gegenſtände zu nehmen, lebt alle Sinnlichkeit und ſoll in ihr leben. Gleichviel mithin, welches die Entſtehungsgeſchichte dieſer Auffaſſung, und wie groß der Antheil an Wahrheit oder Täuſchung in ihr ſein mag: ſo wie ſie iſt, bildet ſie einen unterſcheidenden Zug unſerer Sinnlichkeit und übt einen unermeßlichen Einfluß auf unſere Anſicht der Außenwelt. Was wir an Luſt und Leid von den andrängenden Eindrücken der Dinge erfahren, das verwandelt ſich in eine unmittelbare Anſchauung eigner Lebendigkeit, Güte oder Bosheit, die in den Dingen ſelber ſei, eine Anſchauung, die nicht mehr rathlos dem Unausdrückbaren der ſinnlichen Qualitäten gegenüberſteht, ſondern ihnen nachfühlt, weß Geiſtes Kinder ſie alle zuſammen ſind.

Zwiſchen den ruhenden oder bewegten Maſſen der Natur eilen die Schwingungen elaſtiſcher Stoffe, aus denen Licht und Klang entſpringen, als die zarteſten und gelenkeſten Vermittler gegenſeitiger Beziehungen hin und her. Es dauert lange, ehe die Kräfte, die in der Natur gewöhnlich thätig ſind, auseinandergelegene Körper zu einer bedeutenden neuen Wechſelwirkung zuſammenführen, und geringe Hinderniſſe reichen hin, um den Austauſch ihrer innern Zuſtände zu hemmen oder unvollſtändig zu machen. Ohne jene lebendigen Wellenbewegungen würden die einzelnen Maſſen des Erdkörpers nur in dem Druck, den ſie alle aufeinander ausüben, eine kümmerliche Gemeinſchaft haben, aber die Eigenthümlichkeiten des einen, ſowohl ſeine äußere Ge-

ſtalt als die Form ſeines inneren Zuſammenhanges, ſowie die Natur ſeiner Beſtandtheile würden für die übrigen größtentheils wirkungslos verloren gehen. In dieſes Chaos der Maſſen, die nichts von einander wiſſen, bringen die Wellen des Lichtäthers einen eigenen Zuſammenhang. Jede Fläche, jede Kante und Ecke eines Körpers, jeder eigenſinnige Vorſprung ſeiner Geſtalt macht ſich gelten durch die beſondere Richtung, nach welcher er die ankommenden Wellen zurückwirft; jeder beſtrahlt mit der Geometrie ſeiner eigenen Form alle Elemente ſeiner Umgebung; und weiter über die unmittelbare Nähe hinaus, und in gedankenſchneller Geſchwindigkeit, und unverwirrt durch die gleichen Strahlungen der andern, reicht dieſe Offenbarung ſeiner Natur in alle Fernen. Aber auch die Eigenthümlichkeit des Innern, das ſeine Raumgrenzen erfüllt, deutet er durch die Auswahl der Farben an, die er zurückwirft, der andern, die er durchläßt; die Regelmäßigkeit ſeines Baues und die gleichförmige Stetigkeit der innern Anordnung verräth ſeine Durchſichtigkeit, den ungleichartigen Zuſtand der Beſtandtheile ſeine Trübheit. So wird das, was jeder Körper für ſich war, nun auch eine Wirklichkeit für die andern; nicht zwar, als hätten wir nun ein Recht, das Licht für den Geiſt zu erklären, der in der Natur oder in ſie hineinſchiene; wohl aber ſind ſeine Schwingungen das allgemeine und biegſame Mittel des Verkehrs, in dem jedes einzelne Element ſeine individuellen Zuſtände ausprägen und ſie zur Einwirkung auf andere bringen kann. Zu einer Einwirkung aber, die ſich auf ein Geringſtes an Wirkung beſchränkt. Denn ſehr ſelten nur, wenn nicht Wärmewellen die lichterzeugenden Schwingungen begleiten, bringen die letzteren allein eine bleibende Aenderung in der Natur der Körper hervor; unzählige Male durchdringt der helle Strahl folgenlos den durchſichtigen Körper oder wird von ſeiner ſpiegelnden Fläche zurückgeworfen und das ganze Ergebniß des mannigfaltigen Wellenſpiels iſt nicht ſowohl eingreifende Wechſelwirkung der Elemente als vielmehr die Anknüpfung und Vermittlung bloßer Beziehungen, welche ſchonend die Natur der

Dinge bestehen lassen, und nur das Dasein gleichsam des einen dem andern merkbar machen.

Finden wir nun etwa diese Bedeutung der Lichtwellen darin wieder, daß sie unserem Auge als Glanz und Farbe erscheinen? Ich fühle, wie schwer es ist, diese Frage zu beantworten, deren Sinn sich nicht durch den Contrast mit einem denkbaren anderen Verhalten verdeutlichen läßt. Denn wer würde sich eine klare Vorstellung davon bilden können, wie es sein müßte, wenn uns die Anregungen des Auges durch die Wellen des Aethers nicht als Licht erschienen, sondern als eine ganz andere Art der Empfindung, die nur darin den Farben gliche, daß ihre Anschauungen wie diese einer räumlichen Ausdehnung und bestimmten Nebeneinanderlagerung fähig wären? Gelänge uns diese Vorstellung, dann würden wir leichter als jetzt inne werden, daß in der Eigenthümlichkeit unserer Empfindung, in dem, was das Licht zum Licht macht, in dem hellen Schein und Glanze an sich schon unmittelbar der Eindruck einer Entschiedenheit aller Verhältnisse, der Lösung aller Zweifel, und einer zusammenfassenden Einheit liegt, in welcher alles Einzelne seinen bestimmten Platz einnimmt oder finden kann. Nicht wie der Klang nur hie und da entstehend, durch Pausen unterbrochen und von bestimmten Richtungen kommend, bildet das allgemeine Tageslicht, durch unzählige Zurückwerfungen zu einer stetigen Klarheit gemischt, für unsere Anschauung den offenen, klaren und weiten Spielraum, in dem die tausendfachen Wechselwirkungen der Dinge sich begegnen können, in dem sie aber zunächst noch wirkungslos nur in der Sicherheit ihrer gegenseitigen Beziehungen leuchtend, neben einander geordnet sind. Keine andere Empfindung gewährt denselben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion ersetzt ihn; uns selbst erscheint im Finstern die unendliche Ausdehnung des Raumes nicht mehr gemüthlich so glaublich als im Hellen, wie fest wir auch von ihr überzeugt bleiben mögen, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorstellungen und Tasteindrücken sich eine genaue Vorstellung der Umgebung verschafft, wird nie so klar

inne werden, was es heißt, im Raume dazusein, wie der Sehende, vor dem die Welt im Lichte daliegt. Allerdings trägt zu diesem Vorzug die Leichtigkeit bei, mit welcher der Blick unzählige Einzelheiten auf einmal übersieht, die der Tastsinn mühselig zusammensuchen muß; aber ich glaube doch nicht, daß die Eigenthümlichkeit der Licht- und Farbenempfindungen daran ohne Antheil ist. Die Sprache unserer dichtenden Phantasie würde nicht gerade von ihnen ihre Bezeichnungen alles Wissens, alles Wachens entlehnen, wenn nicht auch unser natürlichstes Gefühl der farbige Glanz als die unmittelbarste Erscheinung einer fremden uns gegenüberstehenden Realität anmuthete, in deren Tiefe wir hineinzusehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der sie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Denn mehr allerdings als den äußern Umriß des Realen gewährt uns die Farbe nicht; sie ist das vollkommenste Beispiel dessen, was wir Qualität nennen, jenes Inhaltes, durch den das Seiende erst anschauliche Fülle für uns hat, und der doch, eben weil er von außen anschauliche Qualität ist, ein ewig fremdes undurchschauliches und in Seele nie vollkommen zu verwandelndes Bild bleibt.

Das Innere der Dinge dagegen hat man stets nur im Klange erfassen zu können geglaubt. Und in der That ist es die eigene Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird; von der Lebhaftigkeit der Spannung, mit welcher die wirksamen Kräfte den Zusammenhang und die Lage der Theilchen vertheidigen, von Härte und Weichheit, von Sprödigkeit und von unempfindlicher Verschiebbarkeit zeugen die Verschiedenheiten der Klänge, die aus ihrer Erzitterung entstehen. Solchen Beziehungen entsprechend bildet der Klang nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor, oder wie die unmittelbare Erscheinung jenes ursprünglichsten Charakters, aus welchem alle diese physischen Kräfte nur wie folge-

richtige Formen des Verkehrs entſpringen. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Größe ſeines Widerſtandes gegen äußere Gewalten ſchätzen wir jetzt die Härte, die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Feuchten und Abgerundeten des Schalles glauben wir erſt zu fühlen, weß Geiſtes Kinder alle jene phyſiſchen Eigenſchaften ſind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Weſens und Daſeins ſich in der Welt hinter jenen äußerlichen Formen räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Mittel der Verſtändigung und der Mittheilung gibt es viele; aber auch das vollkommenſte wird nie die überzeugende Klarheit beſitzen, mit welcher der Klang ſich als geborner Verkündiger der inneren Zuſtände der Dinge an uns drängt.

Doch genug dieſer Beiſpiele, deren weitere Verfolgung wir dem natürlichen Gefühl überlaſſen müſſen. Vielleicht reichten ſie hin, um glaubhaft zu machen, daß mit den äußern Reizen unſere Empfindungsweiſen nicht principlos verkettet ſind; allerdings können wir nicht beweiſen, daß Schallwellen unvermeidlich als Klang, Aetherwellen als Licht und Farbe empfunden werden müſſen: aber nachdem wir wiſſen, daß es geſchieht, glauben wir dennoch zu verſtehen, daß die Bedeutung, welche in dem Haushalt der Welt den Schwingungen des Aethers zukommt, nur der leuchtende Glanz, die Bedeutung jener andern Erzitterung nur der klingende Ton verſtändlich wiedergibt.

Eine urſprüngliche Neigung fanden wir alſo in der menſchlichen Sinnlichkeit, in der Natur der äußern Dinge ein ihnen eignes Verdienſt, einen unmittelbaren Werth oder Unwerth zu ſehen, der durch unſere Luſt und Unluſt nur anerkannt wird, aber nicht auf der Hervorbringung beider beruht. Dieſe Neigung der Betrachtung tritt weit mehr hervor bei der Vergleichung verſchiedener, als bei der iſolirten Auffaſſung eines und deſſelben Inhaltes, und ſie zeigt ſich hier zunächſt nicht nur in der äußerſt

mannigfaltigen Ausübung solcher Vergleichungen überhaupt, durch deren absichtliches Unternehmen sich die menschliche Reflexion ohne Zweifel vor dem thierischen Vorstellungsverlauf auszeichnet, sondern noch bestimmter in dem Bestreben, jedem einzelnen Inhalt eine feste Stelle in der Reihe mit ihm verwandter anzuweisen, die Reihe selbst als ein organisirtes System zu fassen. Hierbei unterstützt uns die empfundene Natur des empfundenen Inhaltes in verschiedenem Maße. So ordnen sich die Töne für uns in eine Skala von Gliedern, deren Abstände von einander, deren Verwandtschaften oder dissonirende Gegensätze wir vollkommen als das eigene innere Recht der Tonwelt begreifen, während die Farben in weniger bestimmter Weise eine ähnliche Gesetzlichkeit wiederholen, die übrigen Sinnesempfindungen nur einen schwachen Nachhall dieser inneren wechselseitigen Bezogenheit ihrer einzelnen Beispiele gewähren. Der Thierwelt scheint sowohl die scharfe Unterscheidungskraft für die meisten dieser Unterschiede als das Gefühl für den Werth derselben versagt zu sein; selbst der Gesang der Vögel, obwohl einige von ihnen im Stande sind, harmonische Tonintervalle zu unterscheiden, sie im Gedächtniß zu behalten und nachzuahmen, bewegt sich doch von selbst nicht in ihnen, sondern drückt nur in steigenden oder sinkenden Tönen überhaupt, ganz ebenso wie in der regellosen Mannigfaltigkeit spielender Körperbewegungen, die Größe und Lebendigkeit ihrer Gemüthsregungen aus; darin allein, und in der Klangschönheit ihrer Stimmen, liegt der Reiz ihrer Lieder.

Und wie die einzelnen Empfindungsinhalte, so systematisirt unsere Phantasie auch die allgemeinen umfassenden Formen, innerhalb deren sie uns entgegentreten, den Raum und die Zeit. Es ist mißlich, bestimmen zu wollen, welche Vorstellung von ihnen beiden sich die Thiere bilden; finden wir doch selbst in dem natürlichen Bewußtsein des Menschen keineswegs die Anschauung von ihnen, welche die Philosophie für die richtige oder für die allgemein menschliche ausgeben möchte. Denn obgleich wir sehr leicht uns zu der Anerkennung der unendlichen Ausdehnung und der eignen

Wesenlosigkeit von Raum und Zeit treiben lassen, so denken wir doch unveranlaßt weder an die eine noch an die andere. Der Raum erscheint uns als wirkliche Ausdehnung, unbestimmt, wie weit sie reichen mag; die Zeit als ein wirkliches Fließen, gleichviel, wie lange es fortgehen wird; aber eine innere Gliederung glauben wir in beiden zu sehen. Nicht dem irdischen Horizont, dem sie wirklich gehören, sondern dem Raum selbst legen wir die unterschiedenen Gegenden des Nordens und Südens, des Ostens und Westens, des Oben und Unten bei; erst so eingetheilt hat der Weltraum Realität für uns und diese an sich feststehenden Richtungen sollen den natürlichen Bewegungen zu Führern dienen. Nicht den Punkt, von dem die Sonne aufgeht, nennen wir Osten, um ihn, den an sich gleichgültigen, von andern ebenso gleichgültigen Raumpunkten zu unterscheiden, sondern von dem Osten, als einem an sich unvordenklich ausgezeichneten Punkte des Weltraumes, geht, wie wir natürlich finden, die Sonne auf, um in dem gleich ausgezeichneten Westpunkte zu sinken. Und wenn sie im Wechsel der Jahreszeiten den Ort ihres Niederganges ändert, so scheint sie uns aus geheimnißvollen Gründen den Punkt zu verfehlen, der an sich ein Recht hätte, ihr Ort zu sein. Eben so scheint uns die Zeit mit der beständig gleichen Geschwindigkeit ihres Verfließens das gemeinsame Maß aller Bewegungen zu sein; und obgleich wir, wenn die Natur uns nicht eine Reihe zählbarer Wiederholungen völlig gleicher Erscheinungen darböte, nicht im Stande sein würden, die Länge der Zeit einzutheilen und die Größen ihrer Theile zu vergleichen, so verwandelt sich doch unvermeidlich für die Gewohnheit unserer Phantasie die so gewonnene Zeit in den unabhängigen an sich gegliederten Maßstab, in dessen Abschnitte hinein wir die Masse des Geschehens vertheilen. In der Ausbildung aller dieser Vorstellungsweisen werden wir mehr oder weniger durch die Natur unseres Erfahrungsinhaltes begünstigt, und es ist nicht unsere Absicht hier gewesen, diese allmählige Anerziehung unserer Raum- und Zeitanschauungen zu leugnen oder beide als ursprünglich eigenthümliches Besitzthum der mensch-

lichen Phantasie zu bezeichnen. Aber sie würden sich doch nicht ausgebildet haben, wenn nicht jenen äußern Erfahrungen die Neigung unseres Geistes entgegenkäme, überall in den Dingen, den Erscheinungen, den Ereignissen ein festes ihnen eigenes Maß und Recht zu sehen; eine Neigung, die sich nur schwer durch die Wissenschaft von dem häufig nur relativen Werth ihrer getroffenen Bestimmungen überzeugen läßt.

Zahlen und Größenschätzungen sind die wesentlichsten Hülfsmittel, durch welche wir die Gesetzmäßigkeit der einzelnen Erscheinungen zu prüfen suchen, die in diesen zwei umfassenden Rahmen von Raum und Zeit enthalten sind. Man hat oft gesagt, der Mensch unterscheide sich von allen Thieren als ein Wesen, welches zählen könne. So kurze Bezeichnungen fassen selten das Charakteristische einer bestimmten Entwickelung zusammen, und ihre Richtigkeit ist schwer zu beweisen. Man wird gern zugeben, daß nur die rastlose Reflexion, mit welcher das menschliche Denken die Verhältnisse zwischen den einzelnen Gedanken zum Gegenstand neuer macht, die Gründung eines mathematischen Wissens, selbst in seinen ersten Anfängen, ermöglicht. Aber wir finden zugleich, daß diese Reflexion nicht auf jeder Stufe der Cultur sehr weit getrieben wird, und daß die Zählkraft mancher wilden Volksstämme bei geringen Anzahlen ermattet, daß sie für größere Mengen nur allgemeine Bezeichnungen besitzen, daß mithin wohl auch die Gedanken, welche sie sich über die wechselseitigen Beziehungen der wenigen Zahlen machen, die sie kennen, nur unbedeutend tiefsinniger sind, als die Vorstellungen eines bloßen Mehr und Minder der Menge, die wir auch den Thieren zuschreiben müssen. Ohne Zweifel sind auch für ein Thier drei Menschen, die es sieht, etwas anderes, als zwei; ohne Zweifel können die drei, da sie trennbar sind und durch Auseinandertreten sich scheiden, auch für die Anschauung eines Thieres nicht Eine Masse oder Eine Vorstellung bilden, sondern gewiß unterscheiden sie sich als drei Bilder, und diese Dreiheit selbst von der Zweizahl der Bilder in einem andern Falle der

Wahrnehmung. Ist dieses Gewahrwerden von Unterschieden ein Zählen, so zählen die Thiere; verstehen wir unter Zählen zugleich das mitwirkende Bewußtsein, Drei sei in einer ins Unendliche gehenden Reihe an seinem bestimmten Platze zwischen Zwei und Vier zu finden, und entstehe aus diesen beiden Gliedern durch Hinzusetzung oder Abzug der Einheit, so zählen die Thiere ohne Zweifel nicht, und nur der Mensch besitzt wohl die Fähigkeit, mit dieser Klarheit des Bewußtseins über alle Beziehungen Maß und Zahl an die Dinge anzulegen. Eine Eigenthümlichkeit unserer eignen Empfindungen gibt uns übrigens eine Analogie von dem Zustande, in welchem sich eine zu bestimmten Zahlvergleichungen unfähige Vorstellungskraft befinden würde. Wir unterscheiden sehr leicht die verschiedenen Stärkegrade der Sinnesreize als ein Mehr oder Minder und die feinsten Schattirungen entgehen uns nicht. Unser Auge folgt der aufglimmenden Helligkeit des entzündeten Lichtes, unser Ohr dem Absterben des Klanges und wir bemerken jeden kleinsten Unterschied dieser veränderlichen Eindrücke; aber nie kommt ein Punkt, wo wir sagen könnten, die eine Helligkeit sei das Doppelte einer früheren, die eine Stärke des Klanges dreifach so groß als die eines ganz gleichen andern; das fein empfundene Mehr oder Minder läßt sich nicht zählen.

Ohne jetzt weiter auf die Entwicklung des mathematischen Wissens einzugehen, können wir doch bemerken, wie leicht und frühzeitig sich in uns allerhand Anschauungen über Größenverhältnisse nicht nur der äußern Erscheinung, sondern auch der Kräfte einfinden, durch welche sie hervorgebracht werden. So wie eine Art angeborner Metaphysik uns in unsern allgemeinsten Urtheilen über die Dinge leitet, so befolgt der Mensch schon auf den niedersten Stufen der Civilisation die Eingebungen eines gewissen mathematischen und mechanischen Instincts. Die einfachsten Maschinen, die schiefe Fläche, den Hebel, und manche von ihnen abgeleitete Art der Vorkehrung finden wir überall in Gebrauch gezogen; ohne Kenntniß der Principien ihres Wirkens, und deshalb

häufig unvortheilhaft angewandt, wenn die Einzelheiten des gegebenen Bedürfnißfalles die Uebersicht erschwerten. Aber auch so reichen diese Vorstellungen aus, um das Vorhandensein einer Idee innerer Gesetzmäßigkeit zu bezeugen, welche unsere Phantasie überall in den Inhalt der wahrgenommenen Erscheinungen hineinarbeitet, deren anschaulichen Ausdruck sie in ihnen sucht, und wo sie ihn nicht findet, herzustellen strebt.

Ich will mit diesen Worten an die ästhetische Beurtheilung erinnern, welcher unsere Phantasie die Formen und Ereignisse der Natur unterwirft. Ideen von Gleichgewicht und Symmetrie, von Einheit und Vollständigkeit beherrschen unsere unbefangene sinnliche Auffassung ganz; in diesen formellen Eigenschaften scheint uns das unverbrüchliche eigene Recht aller Dinge zu liegen, dem sie gehorchen müssen, und ihr Mangel beleidigt uns als eine Unvollkommenheit ihres Daseins. Wenn man die ganze Mannigfaltigkeit der unbedeutenden Geberden, der spielenden Bewegungen, der ernsteren Handlungen übersieht, mit welchen der Mensch in seine Umgebungen vielfach umgestaltend eingreift, so wird man allerdings unter ihnen auch einen gewissen rohen Zug mehr zerstörenden als schaffenden Wirkens finden, einen Muthwillen, in welchem nichts als die Bethätigung der Willkür zu liegen scheint, mit den Dingen nach ihrem Belieben zu schalten. Aber sehr früh veredelt sich doch dieser Zug und an die Stelle des Zerstörens tritt das Bauen; werden die Erzeugnisse der Natur ihrer natürlichen Lage und Verbindung entzogen, so werden sie dafür in andere gebracht, gewiß mit dem Nebengedanken einer Verbesserung, so daß in der neuen scheinbar launenhaften Gestalt erst deutlich jene innere Strenge und gesetzmäßige Wahrheit hervortrete, die den Dingen durch ihr eignes Wesen geboten, in der Verwirrung der Natur aber verdunkelt sei. Wie bald regt sich z. B. in der Cultur des Bodens der Trieb, seine unberechenbare Oberfläche zur geometrisch genauen Ebene einzuglätten, und durch regelmäßige scharf geschnittene gerade Linien ihr bestimmte Begrenzung und Eintheilung zu geben; wie früh schließt

ſich daran die Vorliebe für eine ſymmetriſche Vertheilung der Gegenſtände, wie ſie die Landſchaft nicht kennt! Es ſcheint die Pflicht der Gegenſtände, jene Orte einzunehmen, die in dem Netze räumlicher Beziehungen durch gleichen Sinn und Werth als bevorzugte Punkte mit einander verwandt ſind; durch dieſe Lage ſollen ſie ein Gleichgewicht der Maſſenvertheilung herſtellen, ohne deſſen ſichtbaren Ausdruck etwas an der Wahrhaftigkeit und Echtheit der ganzen Gruppirung zu fehlen ſchiene. Alles, was am kräftigſten und härteſten dieſen Gedanken der Geſetzlichkeit ausſpricht, die geraden Linien, parallele Seiten, rechte Winkel, ebene Flächen, kurz jede leicht überſichtliche Symmetrie ſetzt dieſer beginnende Kunſtſinn am liebſten an die Stelle der irrationalen Naturformen, und es gehört einer weit fortgeſchrittenen Durchbildung der Phantaſie, dieſelbe und eine noch höhere Folgerichtigkeit auch in jenen ungebundenen und deshalb anfänglich verſchmähten Umriſſen der Natur ſelbſt wiederzufinden.

Es würde eine intereſſante Aufgabe ſein, in einer vergleichenden pſychologiſchen Aeſthetik jene einfachen Formen aufzuſuchen, zu deren Ausprägung den Menſchen unter den verſchiedenſten Verhältniſſen der Cultur eine überall gleiche Neigung getrieben hat. Wo irgend Spiel und Tanz oder irgend eine feierliche Begehung ſtattfindet, überall iſt der Menſch angeregt, die Zeit nach irgend einer Art des Taktes, den Raum durch irgend eine Symmetrie einzutheilen und zu gliedern; nichts geſchieht recht, wenn es nicht auf die rhythmiſch ausgezeichneten Punkte der Zeit fällt, nichts ruht mit Recht, wenn es nicht an ſeinem Platze in der Reihe ruht. Wo die Erzeugniſſe der künſtleriſchen Phantaſie ſich kaum über die Bemalung und Tätowirung des Körpers erſtrecken, auch da tritt bald ein Formgefühl auf, in welchem deutlich die Ahnung eines innern Rechtes jeder gezogenen Linie liegt. Iſt die Linie gekrümmt, ſo entſpricht dem Schwunge ihres Anfangs eine zum Gleichgewicht nothwendige Größe und Weite in dem Schwunge der Fortſetzung; parallele Wiederholungen verſtärken häufig den Eindruck und bezeugen die

nicht zufällige Entstehung des Umrisses; wendet sich auf der rechten Wange die Krümme der Linie nach rechts, so wiederholt sich nicht selten auf der linken Seite dieselbe Zeichnung nach links gewendet: so hat ein angeborener Instinct die Phantasie gelehrt, das Gefühl des Gleichgewichts durch die Verbindung gleicher und doch nicht aufeinander zurückführbarer Zeichnungen zu gewinnen. Wo irgend ein Geräth zu verzieren ist, da drängt sich überall zuerst die Nothwendigkeit auf, es als natürlich zusammengehöriges und abgeschlossenes Ganze von einem zufälligen Bruchstück des Stoffes zu unterscheiden, es darf nicht blos anfangen und aufhören, sondern muß wie durch eignen Willen sich innerhalb seines Umfanges begrenzen. Nie begnügt sich daher die Phantasie, eine Fläche an ihrem wirklichen Ende abzubrechen, sondern durch einen oder mehrere parallele Säume deutet sie den allmählig sich sammelnden Entschluß derselben zu freiwilliger Begrenzung an. Und wo zwei verschiedene Richtungen aufeinander treffen, füllt sie ihren Winkel durch eine überleitende Linie, um die Wechselwirkung zu bezeichnen, die verschiedenen Gliedern eines Ganzen nicht fehlen darf; wo sie endlich ein kleines Ornament zum charakteristischen Nebenausdruck der eigenthümlichen Kraft verwendet, wiederholt sie es in größerer Menge reihenweis, denn das oft Wiederholte hat fühlbarer eine wesentliche Bedeutung als das vereinzelt Auftretende, und doch setzt die wachsende Menge zugleich seinen Werth zu dem einer nur beiläufigen Folge herab.

Alle diese Antriebe bewegen die menschliche Phantasie schon auf den ersten Stufen ihrer Entwicklung; sie führen dem Kinde bei kindischen Versuchen die Hand und erscheinen mit gesteigertem Bewußtsein ihrer Bedeutung in der höheren Ausbildung der Kunst wieder. Wo sie aber auch vorkommen: sie haben, wie mir scheint, nirgends die Bedeutung, nur an eine zwar unverbrüchliche, im Uebrigen aber unverständliche innere Gesetzlichkeit der Dinge zu mahnen; die Formen, zu deren Verwirklichung sie uns drängen, oder an deren Erscheinung in der Natur sie uns Freude

finden laſſen, ſind Beziehungsweiſen des Mannigfaltigen, deren Glück wir nachzufühlen im Stande ſind. Ich habe früher die Meinung bereits geäußert, daß ebenſo wie keine ſinnliche Empfindung ohne ihren Antheil von Gefühl zu Stande kommt, ſo auch kein Begriff eines Verhältniſſes in uns auftauche, ohne daß wir die eigenthümliche Größe der Luſt oder Unluſt mitgenöſſen, die dies Verhältniß auf ſeine beiden Glieder vertheilen muß. Wir bemerken keine Identität ohne die wenigſtens leiſe Erinnerung an die Seligkeit des Friedens, keinen Contraſt ohne die Ahnung bald der Mißgunſt des Gegenſatzes, bald des Genuſſes, der aus der wechſelſeitigen Ergänzung des Verſchiedenen entſpringt: kein Gleichgewicht, keine Symmetrie, keine Starrheit der Umriſſe, ohne daß uns im Anſchauen die mannigfache Luſt und Unluſt der ſichern Ruhe, der Gebundenheit an beſtimmte Geſetze, der Beſchränkung und Begrenzung fühlbar würde. Dieſe Fähigkeit, unter Formen das Glück und Unglück des Daſeins zu bemerken, welches ſie verbergen, macht für uns die Welt erſt lebendig; keine Geſtalt iſt ſo ſpröde, in welche hinein nicht unſere Phantaſie ſich mitlebend zu verſetzen wüßte.

Ohne Zweifel trägt zu der Lebhaftigkeit dieſer Anſchauungen die verallgemeinerte Erinnerung an die Regſamkeit unſers eigenen Körpers bei. Würden doch ſchon einige der wichtigſten Begriffe, durch die unſere Weltauffaſſung möglich wird, ohne Klarheit bleiben, wenn nicht das, was ſie bedeuten, uns zugleich eine ſinnlich wahrnehmbare Seite darböte. Nur wer ſich ſelbſt mühend und anſtrengend bewegt, kann wiſſen, was Bewegung heißt; hätte die Natur unſere Glieder der Kraft des Willens widerſtandlos dienſtbar gemacht, ſo daß nie ein leiſes Gefühl der Laſt oder der Ermüdung ihre Bewegungen begleitete, dann würden dieſe Bewegungen ſelbſt trotz ihrer zweckmäßigen Verknüpfung für uns ein unverſtändliches Zucken ſein; und Alles, was außer uns in der Natur ſich regte, würde uns nur die unverſtändliche Anſchauung bieten, daß jetzt etwas hier, nun aber dort ſei. Weder wir ſelbſt würden uns als Urſachen eines Er-

folges fühlen, der uns keine fühlbare Anſtrengung unſerer Thätigkeit gekoſtet hätte, noch würden wir daran denken, in die Betrachtung der Naturerſcheinungen den Begriff der wirkenden Kraft einzuführen, an dem für die unbefangene Auffaſſung noch ſehr kenntlich neben der Erinnerung an den Willen auch die an die Mühe des Wirkens haftet; Nebenvorſtellungen, von denen er für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung erſt ausdrücklich wieder gereinigt werden muß. Nun iſt es nicht ſo, ſondern jede Bewegung, die wir ausführen, jede Ruhe, in der wir uns halten, wird uns in ihrer Bedeutung durch das Gefühl der Anſtrengung oder des Genuſſes verſtändlich. Wir daher, die ſinnlichen Weſen, denen tauſende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriß unſers Leibes gegenwärtig erhalten, und denen ſie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder ſtraffe Feſtigkeit in jedem einzelnen Theile dieſer Umriſſe ſchlummert: wir wiſſen dann freilich, durch dieſe Hülfe der Sinnlichkeit begünſtigt, auch die fremde verſchwiegene Geſtalt zu verſtehen. Und nicht allein in die eigenthümlichen Lebensgefühle deſſen dringen wir ein, was an Art und Weſen uns nahe ſteht, in den fröhlichen Flug des ſingenden Vogels oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unſers Geiſtes auf das Kleinſte zuſammen, um das engbegrenzte Daſein eines Muſchelthieres mit zu träumen und den einförmigen Genuß ſeiner Oeffnungen und Schließungen, wir dehnen uns nicht nur mitſchwellend in die ſchlanken Formen des Baumes aus, deſſen feine Zweige die Luſt anmuthigen Beugens und Schwebens beſeelt; vielmehr ſelbſt auf das Unbelebte tragen wir dieſe ausdeutenden Gefühle über und verwandeln durch ſie die todten Laſten und Stützen der Gebäude zu ebenſo vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, deſſen innere Spannungen in uns übergehen.

Nicht allein in dieser ästhetisch genießenden Weise dehnen wir indessen unsere Sinnlichkeit über die Grenzen unsers eigenen Körpers mitfühlend aus, sondern auch wo wir handelnd die äußere Welt umgestalten wollen, unterstützt uns in der Berechnung ihrer Verhältnisse ein ähnliches Hinausversetzen unserer Phantasie, das die Feinheit unsers Tastsinns und die leichte Verknüpfung früherer Erfahrungen uns möglich macht. Nicht an allen Stellen ist die Hautoberfläche unseres Körpers so organisirt, daß sie durch Erzeugung verschiedener Localzeichen auch die Erregungen ihrer nächstaneinandergelegenen Punkte sondern, und unser Bewußtsein zu verschiedenen ihnen entsprechenden Empfindungen, mithin auch zu einem Bilde ihrer Verknüpfung, ihrer Form und Lage veranlassen könnte. In den meisten Gegenden des Körpers müssen die gereizten Punkte merklich von einander entfernt sein, um nicht eine unklare und ununterschiedene Gesammtempfindung zu verursachen; wenige Theile, unter ihnen vor allen die Oberflächen der Fingerspitzen, sind so gebaut, daß Reize, die nur um den Bruchtheil einer Linie von einander entfernt auf sie treffen, durch Erregung verschiedener Localgefühle sich deutlich als verschiedene, räumlich nebeneinandergelegene Eindrücke darstellen. Diese empfindlichen Flächen bringt die menschliche Hand den Dingen entgegen; nicht eine nur, sondern eine Fünfzahl, zur gleichzeitigen Erfassung einer großen Menge unterscheidbarer Punkte geschickt; diese fünf ferner nicht in einer unveränderlichen Stellung, sondern fähig, durch die Gelenke der Finger, deren jeder für sich und unabhängig von den andern seine Spitze durch einen Halbkreis hindurchbewegen kann, in die mannigfaltigsten Lagen gegen einander gebracht zu werden. Und sowohl diese Verschiebung, als die wandelbare Entfernung der gespreizten oder zusammengeschlossenen Finger wird uns in jedem Augenblicke durch ein scheinbar unmittelbares, in Wahrheit aus mancherlei früheren Vorstellungsassociationen entstehendes Gefühl der Lage ausgedeutet. Dies ganze wunderbare System empfindlicher Flächen endlich führen die Beugungen und Streckungen in Handgelenk

und Ellenbogen und die noch weit unbeschränktere Beweglichkeit des Oberarmes frei nach allen Richtungen des Raumes hin, und keine Stelle des eignen Körpers findet sich, die nicht durch eine unserer Hände berührt werden könnte. So bedarf es gewiß keines Wortes, um die schon früh im Alterthume gemachte Bemerkung zu beweisen, daß ein guter Theil der menschlichen Cultur auf dem Baue der Hand und auf der Leichtigkeit unzähliger Beobachtungen beruhe, die sie uns verschafft, und die den allermeisten Thieren die weit unvollkommnere Bildung ihrer Organe entweder unmöglich oder nur zufällig zugänglich macht. Denn nicht darauf allein kommt es an, daß Beobachtungen nur überhaupt gemacht werden; der Fortschritt der Bildung hängt vielleicht noch mehr von dem Wege ab, auf dem wir sie machen. Während die eine Hand das Object fesselt, die andere es prüft und seine Lage zu erneuerter Prüfung verändert, entsteht unsere Kenntniß auf dem Wege des Experimentes. Indem wir uns Herr darüber fühlen, die einzelnen Eigenschaften des Gegenstandes bald hervortreten zu lassen, bald sie wieder zum Verschwinden zu bringen, überkommt uns anderseits mitten in dieser Arbeit zugleich das entgegengesetzte Gefühl, das nämlich eines inneren gesetzlichen Zusammenhanges, welcher jene Eigenschaften überhaupt an Bedingungen knüpft.

Unter allen lebendigen Geschöpfen ist der Mensch in seiner natürlichen Wehrlosigkeit das einzige, das zur Erreichung seiner Zwecke auf den Gebrauch von Werkzeugen angewiesen ist. Die Fähigkeit, sie zu benutzen, beruht nicht allein auf der Muskelkraft der Arme, sondern hängt in sehr hohem Maße von der Feinheit der Empfindung und von einer außerordentlichen Leichtigkeit und Sicherheit der Vorstellungsassociationen ab. Liegt ein Stab in unserer Hand, leicht umfaßt, so daß seine Bewegungen einigen Spielraum haben, so drückt er an verschiedenen Stellen die Oberfläche unserer Haut. Jenes scheinbar unmittelbare Gefühl, das wir in jedem Augenblicke von der Lage unserer Glieder haben, lehrt uns beurtheilen, ob diese augenblicklich ge-

drückten Stellen unſerer Hand durch eine gerade oder krumme, durch eine ſenkrechte oder wagerechte Linie unter einander verbunden werden können; dieſelbe Form und Lage ſchreiben wir dem Stabe zu, der dieſe Empfindungen veranlaßt. Geräth der Stab in Bewegung, ſo wechſeln von Moment zu Moment die gedrückten Punkte unſerer Haut; für jeden dieſer Augenblicke berechnet unſere ſinnliche Phantaſie die Richtung der Linie, in welcher der Stab vorübergehend liegt, und erzeugt zugleich eine Vorſtellung des Punktes, in welchem alle dieſe Richtungen einander ſchneiden. Traf das eine Ende des Stabes irgend einen Widerſtand, der es aufhielt, und konnte nur das andere durch die Bewegungen unſerer Hand im Raume herumgeführt werden, ſo liegt jener Durchſchnitt in dem Punkte, in welchem der Stab das widerſtehende Object berührt; in dieſen Punkt, der aller unſerer unmittelbaren Empfindung durchaus entzogen iſt, verlegen wir das wirklich empfundene Gefühl des Widerſtandes, und glauben nun die Berührung des Stabes mit dem von uns entfernten Object ganz ebenſo unmittelbar ſinnlich zu empfinden, wie ſeine Berührung mit der Fläche unſerer Hand. Auf dieſem doppelten Berührungsgefühle, einer wohlthätigen Sinnestäuſchung, beruht der Gebrauch aller Werkzeuge; keines von ihnen würde lenkſam genug für uns ſein, wenn wir blos ſein Daſein in der führenden Hand, und nicht mit gleicher ſinnlicher Deutlichkeit ſein Eingreifen in das zu behandelnde Material gewahr würden. Nur unter dieſer Bedingung iſt der vortaſtende Stock dem Blinden, die Sonde dem Wundarzt nützlich; Feder und Pinſel würden ungefüge Mittel in der Hand des Schreibenden oder Malenden ſein, wenn wir nicht unmittelbar ihre Berührung mit dem Papiere fühlten, und wenn nicht der feine Inſtinct, den unſere Erfahrung allmählig ausbildet, uns noch überdies lehrte, die kleinen Krümmungen, die dieſe elaſtiſchen Werkzeuge unter dem Drucke unſerer Hand erleiden, in der Beurtheilung ihres Einwirkens auf die äußere Fläche mit in Anſchlag zu bringen. Meſſer und Gabel würden einen Theil ihrer Beſtimmung verfehlen, wenn wir nur

die Lage ihres Griffes in der Hand, nicht das Eindringen ihrer Schneide in die Gegenstände zugleich fühlten; jede Bewegung der Stricknadel läßt uns zugleich die leise Spannung fühlen, mit welcher ihr freies Ende sich in dem Faden fängt; beim Nähen scheint unsere Wahrnehmung unmittelbar in der Spitze der Nadel gegenwärtig zu sein, und wir empfinden, wie sie zuerst das Gewebe in einen erhabenen Gipfel vor sich herdehnt, um dann mit einem plötzlichen Stoß hindurchzudringen. So fühlt ferner der Holzhauer neben dem Anprall der Axt gegen seine Hand auch ihren zischenden Einschnitt in das Holz, so der Soldat das Eindringen seiner Waffe in das Fleisch des Gegners; so freut sich die Roheit darüber, daß sie die Schläge, die sie austheilt, ihrerseits mitgenießen kann: sie hätte kein Vergnügen am Schmerze des Andern, wenn sie nicht unmittelbar das Auffallen des Stockes auf seinen Rücken mit der größten sinnlichen Deutlichkeit mitfühlte.

Ich brauche nicht weiter zu erinnern, welches außerordentliche Hülfsmittel zur Untersuchung der Gegenstände in diesem Verhalten unsers Tastsinnes liegt, und wie es uns hierdurch gelingt, Objecte, die durch Kleinheit oder Unzugänglichkeit sich unserer unmittelbaren Anfassung entziehen, in Bezug auf ihre Form, Härte, Elasticität und Beweglichkeit zu prüfen. Ich erwähne ferner nur kurz, daß nicht die Hände allein, sondern der ganze Körper, obwohl in verschiedenen Theilen mit verschiedener Feinheit, und oft durch noch andere Bedingungen unterstützt, ähnlicher Wahrnehmungen fähig ist. Der unnachgiebige Stein unter unsern Füßen gibt uns ein anderes Gefühl, als die hölzerne Stufe einer Treppe oder die Sprosse einer Leiter, die beide durch unser Gewicht in Schwingungen von verschiedener Weite und Geschwindigkeit der Wiederholung versetzt werden. An den Unterschieden dieser Schwingungen unterscheiden wir leicht, ob die Sprosse der Leiter breit oder schmal ist, und wir glauben unmittelbar ihre Länge, sowie die Punkte, in denen ihre hin- und hergehenden Schwingungen sich kreuzen, nämlich ihre Befestigungs-

punkte in dem Leiterbaume mit zu fühlen. Selbst ob eine biegsame Stange, an der wir im Dunkeln rütteln, nur mit einem oder mit beiden Enden in Mauerwerk eingelassen oder sonst befestigt ist, ob wir sie nahe dem freien Ende oder näher an ihrem festen ergriffen haben, alles dies meinen wir nicht durch Räsonnement erst zu finden, sondern völlig fertig scheint uns die Empfindung selbst alle diese Kenntnisse zu enthalten. Eben so flüchtig will ich endlich andeuten, daß diese auffälligen Erscheinungen von denen in Betracht gezogen werden müssen, denen das Gefühl, welches wir beständig von den Umrissen, den Lagen und Bewegungen unsers eignen Körpers besitzen, nur durch die Annahme erklärlich scheint, daß die empfindende Seele durch den ganzen Umfang des Leibes sich ergieße oder verbreite. In den erwähnten Fällen verbreitet sich die Seele noch weiter; ganz mit dem gleichen überredenden Scheine, mit welchem sie vorher in den Fingerspitzen gegenwärtig zu sein schien, ist sie jetzt wahrnehmend und empfindend auch an dem Ende des Stockes, der Sonde, der Nadel zugegen. Niemand wird ernstlich glauben, daß sie sich wirklich wie ein elektrisches Fluidum in dem Momente des Gebrauches in diese Werkzeuge hinein ergieße oder verlängere; gibt man aber zu, daß nur eine äußerst mannigfaltige Verkettung von Vorstellungen diesen Schein einer außerhalb der Grenzen unsers Körpers zu Stande kommenden Empfindung erzeugt, so wird man zugeben, daß noch weit leichter und durch eine kürzere Kette solcher vermittelnden Vorstellungen der Schein entstehen kann, als wäre die Seele unmittelbar in jedem Sinnesorgane und in jedem Punkte des Körpers zugegen, von dem sie im Augenblicke Eindrücke überliefert erhält. Wir betrachten daher dieses Gefühl von der Allgegenwart der Seele im Körper als eine Täuschung, aber als eine freundliche Täuschung, welche die Natur uns sorgsam bereitet; eine gleich sorgfältig vorbereitete Täuschung ist auch dieser Schein unmittelbaren Empfindens über die Grenzen des Körpers hinaus; nur er gewöhnt uns zu lebendigem Miterfassen der Dinge außer uns und

ihrer Veränderungen und führt uns auf eine für die Ausbildung unserer Weltauffassung unentbehrliche Weise in ein Zusammenleben mit ihnen hinein. Daß aber unsere Entwicklung noch andere Folgen aus diesem Verhalten der Sinnlichkeit erntet, wollen wir jetzt noch zu zeigen versuchen.

Die vorigen Beispiele betrafen den nützlichen Gebrauch, den wir von Werkzeugen zur Umgestaltung äußerer Gegenstände machen; andere ihnen verwandte führen uns zu den Mitteln, welche der Mensch, ohne anderen Zweck, zur Verschönerung seines eignen Lebensgefühles benutzt. Es ist von dem Putze die Rede, zu dem uns allein ein ursprünglicher, selbst den Affen nur ein nachahmender Trieb anleitet. Wir schweigen von andern Gesichtspunkten, die theils der Mühe der Betrachtung nicht werth sind, theils andere Gelegenheiten erwarten müssen, von dem Nutzen der Kleider gegen die Unwirthlichkeit des Klima, von der Schamhaftigkeit, die sie zur Verhüllung wählt; nur nach dem Grunde des Vergnügens fragen wir, welches sie und andere Arten des Schmuckes der menschlichen Seele bereiten. Er liegt keineswegs allein in der Befriedigung der Eitelkeit, die von Anderen bewundert sein will, sondern in einer Steigerung und Veredelung des Lebensgefühls, die der Geschmückte an sich selbst erfährt. Nur die Farben und der Metallglanz des Schmuckes dienen jener Gefallsucht nach außen, im Uebrigen beruht unser Wohlgefallen an Putz und Kleidung auf den Empfindungen, welche beide unserem eigenen Gemeingefühl gewähren.

Jedermann weiß, daß es für unsere Empfindungen sich verschieden ausnimmt, ob wir eine gleichmäßig dicke Stange in ihrer Mitte oder ihrem Ende näher fassen und aufheben. Sie liegt im ersteren Falle wagerecht in unserer Hand, und so lange sie ruht, empfinden wir nur ihr Gewicht, nicht ihre Länge; wir müssen sie schütteln, um aus der Art der Schwingungen, in die sie dann geräth, auch diese zu errathen. Im zweiten Falle fühlen wir, daß die Stange in geneigter Richtung in unserer Hand liegen will, und es erfordert eine Drehung, um ihr schwereres

Ende zu horizontaler Lage zu bringen. Da nun durch dieſe überwiegende Schwere der eine Arm der Stange beſtändig nach unten ſtrebt, beſtändig wirklich um ein kleines fällt, und immer durch kleine Muskelanſtrengungen wieder gehoben wird, ſo iſt uns in dieſem Falle die Länge der Stange meiſt von Anfang an ziemlich klar. Balanciren wir die Stange in ſenkrecht aufgerichteter Stellung auf der Fingerſpitze, ſo iſt uns in dem Augenblicke, wo ſie wirklich vollkommen im Gleichgewicht ſteht, nur ihr Gewicht empfindbar; ſobald jedoch ihr oberes Ende ſich überneigt und uns zu einer Bewegung der Hand nöthigt, um ſie wieder richtig zu unterſtützen, ſo glauben wir dann ſogleich auch die Höhe der Stange, die Entfernung ihres freien Endes von dem Unterſtützungspunkte, in einer ganz unmittelbaren Empfindung wahrzunehmen. Hängt eine Kugel an einem Faden aus unſerer Hand, und zwar zuerſt unbewegt und ſenkrecht, ſo iſt auch hier nur ihr Gewicht, nicht die Länge des Fadens merklich; ſchwingen wir dagegen die Kugel im Kreiſe, ſo daß der Faden mit veränderlicher Spannung und Geſchwindigkeit ſeinen Druck auf verſchiedene Hautſtellen der Hand in regelmäßiger Reihenfolge fallen läßt, ſo glauben wir jetzt ganz unmittelbar ſowohl die Länge des Abſtandes, in dem die Kugel ſchwingt, den Radius ihres Schwungkreiſes, als auch die Geſchwindigkeit und Wucht zu empfinden, womit ſie auf der Peripherie dieſes Kreiſes ſich bewegt. Berührt unſer Finger feſt aufdrückend den Boden eines Hohlgefäßes, ſo vielleicht, daß wir mit hineingeſteckter Hand es auf ihm balanciren, ſo wird jede Berührung des Gefäßes, an welcher Stelle ſie auch geſchehe, für uns merklich, und wir beurtheilen nicht blos die Richtung, in welcher ein ſolcher Stoß das Gefäß trifft, und die Entfernung der getroffenen Stelle von der Oberfläche unſers Armes, alſo die Größe des Gefäßes, mit vieler Genauigkeit, ſondern wir empfinden auch an der Art der entſtehenden Schwingungen, die ſich unſerer Fingerſpitze mittheilen, die Härte und Elaſticität ſeines Stoffes; ein Experiment, das jede intelligente Hausfrau beim Einkaufen des Topfgeſchirres zu

machen pflegt. Die physikalische Theorie aller dieser Vorgänge ist zum Theil ziemlich verwickelt; sehr weitläuftig würde ferner die psychologische Zergliederung aller der Vorstellungsassociationen sein, aus denen diese instinctiven Berechnungen mit der Sicherheit eines unmittelbaren Gefühls hervorgehen; klar ist dagegen der Werth, den sie alle für die Veränderung unsers sinnlichen Lebensgefühls haben. Ueberall nämlich, wo wir mit der Oberfläche unsers Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt diese Eigenthümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung setzen, verlängert sich gewissermaßen das Bewußtsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden und Oberflächen dieses fremden Körpers hinein, und es entstehen Gefühle theils einer Vergrößerung unsers eignen Ich, theils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Größe der Bewegung, die unsern natürlichen Organen fremd ist, theils einer ungewöhnlichen Spannung, Festigkeit oder Sicherheit unserer Haltung.

Die erste Form dieser Gefühle wird, um wenige Beispiele zu erwähnen, durch Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen erzeugt, die beide am meisten geeignet sind, unserer Länge wenigstens scheinbar etwas zuzusetzen. Jede Kopfbedeckung repräsentirt in der Senkrechten, die durch ihren Schwerpunkt geht, die oben erwähnte Stange; ihr Werth für das Gefühl steigt mit ihrer Höhe und zum Theil mit ihrer Form, dann nämlich, wenn die letztere eine Massenvertheilung zur Folge hat, welche den Schwerpunkt bemerklich nach oben rückt und zugleich bei dem Abweichen von der senkrechten Richtung eine kräftige Neigung nach einer Seite bewirkt, die durch eine balancirende Anstrengung der Muskeln überwunden werden muß. Nur sobald dieses Ungleichgewicht droht, ist die Kopfbedeckung von Werth; im Gleichgewicht ist sie nur eine bestimmte Größe der Last; man setzt daher den Hut zweckmäßig etwas schräg auf, damit man beständig die Entfernung seines höchsten, sich neigenden Punktes von seiner Unterstützungsfläche, dem Kopfe zu empfinden vermag. So entsteht die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unser eignes Leben

und unſere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der dieſe erſchüttert, bei jedem Windhauch, der ſie in Bewegung ſetzt, ſcheint für unſer Gefühl ganz deutlich da oben ein Theil unſers eignen Weſens feierlich hin- und herzuſchwanken. Man fühlt ſich daher offenbar ganz anders in einem cylindriſchen Hute, der dieſe Emotionen begünſtigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur ſehr unvollkommen dieſelben Dienſte leiſten würde; und ganz begreiflich wird uns die ſchon früh und auf niederen Culturſtufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und ſteile Helme, durch Bärenmützen, durch thurmartige Friſuren nicht blos die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick Anderer zu ſteigern, ſondern, was mehr iſt, auch das Gemüth des Trägers ſelbſt mit dem Gefühle einer majeſtätiſch nach oben verlängerten Exiſtenz zu kräftigen. Es würde zu weit führen, die ſpecifiſchen Gefühle zu entwickeln, welche andere mehr breite und niedrige Hutformen gewähren; offenbar begünſtigen ſie den Hochmuth nicht, ſondern erregen die Stimmung, als ſei eine umfängliche Aufgabe auf Schultern gelegt, die zur Unterſtützung nicht ausreichen. Von den Fußbekleidungen erwähne ich nur die hohen Abſätze, welche wieder jene Stange repräſentiren, wie ſich dies an den Stelzen zeigt, deren Miniatur ſie ſind. Abſätze und Stelzen geben ganz deutlich ein doppeltes Berührungsgefühl; man empfindet ihren Auftritt auf den Erdboden noch neben ihrem Druck auf den Fuß, und man beurtheilt zugleich recht genau die Entfernung zwiſchen den Orten beider Berührungen. So entſteht uns begreiflich ein lebhaftes Gefühl nicht blos des Erhabenſeins über den Erdboden, ſondern des Verdienſtes, dieſe ganze Höhe durch unſere eigene vergrößerte Länge auszufüllen, denn unſere Empfindung verliert dabei den Boden nicht. Man kann hinzufügen, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze brauchen, ſondern als Spielwerk in der Hand tragen, daſſelbe Bewußtſein einer Verlängerung unſerer Perſönlichkeit bis in ſeine Spitze hinein erweckt, deren Entfernung und deren Berührung mit den Gegenſtänden wir ja un-

mittelbar fühlen. Amtsstäbe sind daher in mancherlei Gestalten stets Insignien der Macht gewesen.

Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmucke, der nach dem Muster der geschwungenen Kugel unsere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechslung von Dehnungen nach verschiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns selbst als in den peripherischen Bahnen der freischwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder sich einen Schwanz anheften, den ihnen die Natur versagt hat, so wollen sie nicht blos, daß Andere ihn sehen, sondern indem seine Spitze über die Erde schleift, fühlen sie seine Berührung mit dem Boden; wenn er frei beim Laufe in der Luft schwingt, fühlen sie, je länger er ist, um so deutlicher diese Schwingungen bis in sein letztes Ende hinein; so haben sie ziemlich denselben Genuß einer nach dieser Seite hin beweglich verlängerten Existenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachsen. Diese Form des Gefühls ist ganz besonders einer geschmackvollen poetischen Verfeinerung fähig und ist auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunst gewesen. Hat doch schon die Natur selbst unser Haupt mit flatterndem Haar geschmückt; dies in einzelne lockige, wellenwerfende Massen zu sammeln, und den Sitz der Gedanken mit einer eigenthümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben, war natürlich die erste Aufgabe der Phantasie, und es würde nicht unmöglich sein, aus der Form des von den einzelnen Völkern bevorzugten Kopfputzes auf die Färbung ihrer Phantasie, auf ihre Vorliebe für größere Strenge und Festigkeit, oder für genialeren Schwung zurückzuschließen. Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücken, welche die Indianerin hangend und schwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden herabhangenden Bänder und Gürtelenden unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schwereren Troddeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulirende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und

Mäntel, alle diese Mittel wendet die scharfsinnige Phantasie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unser Dasein auszudehnen, sondern sich die anmuthige Täuschung zu bereiten, als sei es die eigene Existenz, die in allen diesen Anhängen mit schwebt und wogt und schwankt und in rhythmischen melodiösen Abwechselungen sich hebt und senkt. Und wo in der That eine wirkliche Empfindung nicht mehr stattfindet, ergänzt sie sogar diesen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhängender Spitzen selbst mit zu hangen, in ihren Bewegungen sich mit zu bewegen.

Die letzte Form endlich von denen, die wir erwähnten, nehmen unsere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Festigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an sich oder durch ihren Zuschnitt besitzen, trägt sich auf uns wie ein Verdienst unserer eigenen Haltung über. Ein Corset ist dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, sondern in seinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieser steifen Umhüllung wird die Spannung und Festigkeit ihres Gefüges durchaus so empfunden, als gehörten beide Eigenschaften unserem eignen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir also durch dieses Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elastischeren Existenz. Jeder fest anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Theil dieses Gefühls; die ersten Beinkleider, die durch Stege gespannt sind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit seiner Existenz, das Ideal seiner Wünsche bleibt freilich die eiserne Rüstung, an deren Last er gern nicht denkt, um desto mehr sich in das majestätische Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu versenken, das sie ihm zu gewähren verspricht. Zu dieser Empfindung der Festigkeit, die es nicht ganz verschmäht, mischt das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der That sind die duftigen Wellen leichter schleierartiger Stoffe, mit denen sich seine Gestalt umgibt, nicht blos anmuthig für das Auge Anderer. Die Trägerin selbst ist vielmehr mit ihrem Ge-

fühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Lasten berühren, und doch durch diese Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichsten sinnlichen Empfindung bringen. Ja selbst das Vergnügen, das uns ein solcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir sehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantastische, liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tausendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieser verborgenen Gestalt einflößen müssen. Auf denselben Gründen beruht es endlich, daß eine künstliche Ersetzung verlorengegangener Körperfülle nicht nur Andere, sondern auch den Betheiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jener doppelten Berührungsgefühle so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht.

Nachdem ich nun, durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze, der exacten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Keppler der Astronomie, so überlasse ich Anderen die weitere wissenschaftliche Ausbeutung und wende mich zu mehreren Erscheinungen, in denen dieselbe hier beobachtete Neigung, unmittelbar gegebene Naturverhältnisse mit ästhetischer Willkür zu ändern und ihren Werth zu steigern, in einer ernsthafteren Weise sich kundgibt. In allen Handlungen, von der einfachen Bewegung des Körpers bis zu den verwickelten Lebenseinrichtungen, zeigt sich dieser Hang, an die Stelle des natürlichen Ablaufes der Ereignisse eine ceremoniöse Ordnung zu setzen, die ihren Ursprung nur in dem Willen des Subjectes hat, und doch mit dem Anspruch auftritt, sie so zu ordnen, wie sie sein müssen.

Die anmuthige Harmonie der Gliederbewegungen ist weder ein Ergebniß der Bildung, noch hängt sie überhaupt in beträchtlichem Grade von dem Werthe und dem Genius des geistigen Lebens ab; sie ist ganz durch den Mangel an Widerstand be-

dingt, den die mechaniſchen Geſetze der Bewegung in dem verkümmerten Bau des Körpers finden könnten. Nicht nur jedes im natürlichen Zuſtande der Freiheit lebende Thier entwickelt mit völliger Ungezwungenheit die Anmuth ſeiner Gattung, ſondern jede Marionette, ſobald ihre Glieder mit freiem Spielraum und ohne hindernde Reibung an ihrem Körper befeſtigt wären, würde in ihren Bewegungen, nach mechaniſchen Geſetzen allein, alle jene Rundung des Schwunges und jene übereinſtimmende Harmonie in den Bahnen ihrer verſchiedenen Glieder zeigen, die wir an dem lebenden Körper ſo oft als ſeelenvollen Ausdruck bewundern. In der That wird dies hier zum Ausdruck der Seele, aber doch nur darum, weil eine Seele vorhanden iſt, deren abwechſelnde innere Zuſtände dieſen Mechanismus und die eigene Schönheit ſeiner Bewegungsconſequenz in Anregung verſetzen. So lange daher glückliche Lebensbedingungen die natürliche Lebhaftigkeit und Regſamkeit der Seele und des Körpers zugleich unterhalten, da ſehen wir, auch ohne irgend erhebliche geiſtige Cultur, die Bewegungen des Körpers zu vollendeter Anmuth entwickelt. Anders, wo ein ungünſtiges Klima die Glieder ſchwerfälliger macht, oder wo ein enger monotoner Erfahrungskreis die Regſamkeit der ſinnlichen Seele abſtumpft, wo endlich die handwerksmäßige Theilung der Arbeiten dem Körper beſtändig die Uebung einer einzigen einſeitigen Bewegungsreihe aufnöthigt. Dann geht dieſe Schönheit verloren, theils wegen des wachſenden Widerſtandes, den die Anregungen der Seele in den ungelenk gewordenen Gliedern finden, theils wegen des zunehmenden Phlegma der Seele, die dieſe Anregungen nur ſparſam noch erzeugt. So ſtehen manche glückliche Völker der Südſee mit der Schönheit und Elaſticität ihrer Bewegungen, wie ihre erſten Entdecker ſie uns ſchildern, den klimatiſch bedrückten Bewohnern der Polarzone, ſowie dem durch die Schwere einförmiger Arbeit ungeſchickt gewordenen Benehmen der Europäer gegenüber. Die höhere Bildung, wenn ſie die Anmuth körperlicher Bewegung wiedergewinnt, erzeugt nicht etwas Neues, ſondern räumt nur die Hinderniſſe hinweg, welche den Adel des

natürlichen Bewegungsmechanismus incrustiren. Ehe sie aber zur Natur völlig zurückkehrt, kommt sie zur Manier. Bei allen Völkern, deren Leben wir anschaulich genug kennen, hat sie zunächst eine Etiquette des Anstandes, einen Stil des Benehmens eingeführt, der die natürliche Beweglichkeit meisterte, hie und da etwas an ihrer Lebhaftigkeit abbrach, und dort Geberden hinzufügte, die keinen Grund in der Organisation des Körpers und in der vorbestimmten Art haben, in welcher er die Zustände des Gemüthes zum Ausdruck zu bringen hat. So glaubt auch hierin, in dieser willkürlichen Haltung, der Mensch das, was sein soll, besser als an der Hand der Natur zu finden.

Seine körperlichen Triebe sucht das Thier in dem Augenblicke und in der Reihenfolge ihres Eintretens zu befriedigen und kennt keinen andern Zweck dabei als eben den, den Reiz des Bedürfnisses abzustumpfen. Der Mensch, sobald er sich dem Drucke der äußersten Noth entwunden hat, macht jedes dieser Bedürfnisse zur Veranlassung irgend einer ceremoniösen Begehung. Während das Thier seine Nahrung zu jeder Zeit und an jedem Orte verschlingt, der seinem Neide Sicherheit vor Raub gewährt, bereitet der Mensch seine Mahlzeiten. Denn eben die Zeit des Mahles ist ihm nicht gleichgültig; nicht der Hunger entscheidet über den Augenblick des Essens, sondern der Tag ist für das Leben des Menschen eine eingetheilte Zeitstrecke mit eignem innern Organismus; es gehört sich, daß das eine Bedürfniß zu dieser, ein anderes zu anderer bestimmter Stunde befriedigt werde. Und er hat Gesellschaft bei seinem Mahl; es ist nicht nur um die Stillung seines Triebes zu thun, sondern darum, daß durch die vereinigte Theilnahme Mehrerer auch dieses Vornehmen als eine Handlung anerkannt werde, die in dem Zusammenhange alles menschlichen Lebens ihre bestimmte Stelle, Bedeutung und Berechtigung habe. Wie bald findet sich dann mit dem Beginn des seßhaften Lebens, mit der Gründung einer Heimath, mit der Entwicklung des Cultus eine Menge feingezeichneter Ceremonien ein, um sowohl diese einfachsten Vorgänge des Tages, als auch jeden

größeren Abſchnitt des Daſeins als Glied in ein wohlgefügtes Ganze der Humanität einzureihen! Die Geſchlechter der Thiere leben dahin, entſtehen, mehren ſich, altern und vergehen, und nie taucht in ihnen eine Reflexion auf, die dies wandelbare Leben überblickte und ſeine einzelnen Perioden mit einem Bewußtſein ihrer Bedeutung ſonderte. Wo dagegen die menſchlichen Stämme nicht durch die äußerſte Noth des Lebens völlig verkümmern, da ſehen wir überall die Geburt des Kindes, den Zeitpunkt ſeiner Mannbarkeit, das Eingehen der Ehe, Tod und Beſtattung durch Ceremonien ausgezeichnet; oft nur rohe Begehungen, anwidernde Gebräuche, aber doch immerhin Andeutungen des Gefühles, daß nichts im menſchlichen Leben eigentlich recht und legitim geſchähe, wenn es blos geſchähe, und nicht durch die theilnehmende Reflexion einer Gemeinde, einer Geſellſchaft, einer Familie in irgend einem Ritus anerkannt und an ſeinen gehörigen Platz in der Aufeinanderfolge der Ereigniſſe gerückt würde. Man wird nicht recht geboren und man ſtirbt nicht recht, wenn nicht um dieſe natürlichen Kataſtrophen die Ueberlieferung menſchlicher Sitte ihre ſymboliſchen Feierlichkeiten gruppirt hat. Je höher wir in das Alterthum eines Volkes hinaufſteigen, deſto enger beinahe ſehen wir jeden Vorfall des Lebens durch genau vorgeſchriebene Formen auf dieſe Weiſe legitimirt, und ein Blick in die Vorſtellungsweiſe des Volkes auch in unſerer Zeit läßt uns leicht gewahren, wie feſt auch hier noch die Neigung haftet, kein Ereigniß, nach vollſtändiger Verwirklichung ſeines ganzen werthvollen Inhaltes, recht für voll anzuſehen, ſo lange nicht das Siegel irgend einer traditionellen Ceremonie es beglaubigt hat.

Und hier wollen wir dieſes Bild einſtweilen begrenzen; was daran ſich weiter ſchließen wird, können wir nicht mehr zu einer Betrachtung der menſchlichen Sinnlichkeit ziehen. Nur von dieſer wollte ich hier ſprechen und den Charakterzug hervorheben, der mir in allen ihren verſchiedenen Aeußerungen gleichmäßig das eigentlich menſchliche Element in ihr zu ſein ſchien. Was auch unſere Sinnlichkeit empfindend aufnehmen mag, ſie nimmt es nicht blos

als einen gleichgültigen Inhalt und eben so wenig nur als ihre Lust oder ihr Leid auf, sondern sie fühlt in ihm einen ihm eignen Werth, durch den es in einer bedeutsamen Ordnung der Erscheinungen seine Stelle füllt. Was auch die Sinnlichkeit durch ihre Triebe zu thun gedrängt wird, sie thut es weder blos mechanisch genöthigt, noch blos zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern sie gibt ihrem Handeln eine Form, durch die sich wiederum ihr Thun in das eigne Recht einer Lebensordnung einfügt, die da sein soll, und doch von Natur wegen nicht schon da ist.

Werfen wir noch einen Blick auf den ganzen Umfang der Einzelheiten, die wir durchgingen, so können wir eine poetische Klage berichtigen, die noch oft sich erneuert. Große Gebiete der Sinnlichkeit mit der Fülle ihres Genusses scheinen unserer Organisation verschlossen. Wir möchten wissen, wie den Fischen ist so wohlig auf dem Grund, mit welcher Lust der fliegende Vogel die Lüfte theilt und von größerer Höhe die Höhen der Erde übersieht. Mir scheint, eben die dichterische Phantasie, die solche Fragen stellt, beweise, daß sie die Antwort wirklich habe. Wir können uns in der That so vollkommen in diese Situationen der Thierwelt versetzen und die Art ihres Genusses nachfühlen, daß die wirkliche sinnliche Empfindung wohl die Stärke des Eindruckes vermehren, aber die charakteristische Form dieser fremden Lust uns nicht deutlicher machen würde. Anstatt arm zu sein, ist die menschliche Sinnlichkeit im Gegentheil die intensivste und reichste. Wie die Welle hebt und trägt und mit welcher Weichheit sie die Glieder umspült, erfährt der Schwimmende und Badende auch; aber behütet vor der furchtbaren Monotonie eines Lebens, dessen ganze Dauer nur von diesen Eindrücken erfüllt wäre, mag er den Fisch bedauern, den er einen Augenblick beneidete. Und ist am Ende nicht die Aussicht von Bergeshöhen, die wir durch mühevolle Anstrengung erkämpften, ist nicht zuletzt selbst das Bewußtsein, daß die mannigfachen Gestaltungen der Erdoberfläche für unsere Bewegung Hindernisse enthalten, ein weit inhaltvollerer Genuß der Gegend, als der mühelos umfassende Blick des Vogels,

der von Gipfel zu Gipfel schwebt, als wären die Abgründe eben auch nichts weiter? Trösten wir uns daher damit, daß in dem, was wir unmittelbar empfinden, und in dem, was unsere Phantasie, jedes charakteristische Dasein der Außenwelt nachfühlend, hinzufügt, uns eine bedeutungsvolle Summe der Lust gegeben ist, größer als sie irgend einer Gattung der Thiere zu Theil wurde.

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Construction im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und discursives Denken. — Das Gespräch.

Worin auch jene Erregungen bestehen mögen, in welche die Empfindungsnerven durch äußere Reize versetzt werden: jedenfalls bieten sie eine bestimmte Größe irgend einer physischen Massenbewegung dar, die nach dem Gesetze der Beharrung nicht von selbst zur Ruhe kommen kann, sondern entweder durch einen bestimmten Widerstand gebrochen oder durch Vertheilung an die Umgebungen zum Verschwinden gebracht werden muß. Ist es der Zweck der Sinnesorgane, eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, so ist es zur Unbefangenheit ihrer Auffassung nothwendig, daß die Erschütterung, welche der Eindruck des einen Augenblickes hervorgebracht hat, schnell weit genug gemildert werde, um dem Eindruck des nächsten Augenblickes nicht entgegenzuwirken, oder als verfälschendes Colorit sich ihm zuzumischen. So lange

die physischen Reize, welche die Sinne erregen, nur unbedeutende Bewegungsgrößen sind, mag diese beständige Wiedervertilgung ihrer Wirkungen theils innerhalb des Sinnesorgans durch die ununterbrochen fortgehenden Vorgänge des Stoffwechsels, theils durch die Erzeugung der Empfindung selbst vollzogen werden. Denn als neu auftretender innerer Zustand der Seele, die als eine Substanz sich in mechanischem Zusammenhang der Wechselwirkung mit den Elementen des Körpers befindet, kann auch die Empfindung nicht blos bei Gelegenheit der Nervenerregung entstehen, sondern ein Theil der letztern muß zu ihrer Erzeugung verbraucht werden. Die gewöhnlich auf uns wirkenden Licht- und Schallreize halten diese Grenzen der Lebhaftigkeit inne, und für unser Bewußtsein tritt keine besondere corrigirende Thätigkeit merklich hervor, durch welche ihre Einflüsse ausgeglichen werden müßten. Erreichen dagegen die äußern Eindrücke eine schmerzhaft auffallende Heftigkeit, so werden wir allerdings eine ebenso wachsende Vorkehrung zu ihrer Wiederbeseitigung erwarten müssen. Da es nun die Aufgabe der Nervenfäden ist, die an ihrem Endpunkte empfangenen Erregungen zum Gehirn fortzuleiten, so ist nicht zu vermuthen, daß diese Vorkehrung in einem plötzlich auftretenden Leitungswiderstande, oder in einer bedeutend gesteigerten Vertheilung der Erregung nach allen Seiten hin bestehen werde. Beide Einrichtungen sind der natürlichen Function des sensiblen Nerven zuwider, und wir können es als einen allgemeinen Charakter der Organisation ansehen, daß sie drohenden Störungen nicht mit neuen und sonst nicht vorkommenden Mitteln, sondern immer nur mit denen entgegenwirkt, die im gesunden Zustande schon vorgebildet sind. So lange daher die Gewalt des Reizes nicht unmittelbar den Nerven lähmt und dadurch allerdings die weiteren Folgen eines allzuheftigen Eindruckes abschneidet, werden wir annehmen, daß die Erregung sich bis zu den Centralorganen fortpflanzt und sich erst dadurch beschwichtigt, daß sie dort ein größeres Maß der Nachwirkungen hervorbringt, deren geringere Spuren schon die gewöhnlichen Größen der Reize bemerken lassen.

Drei Wege stehen der Weiterverbreitung der Erregung im Gehirn offen; denn der sensible Nerv hat dort neben sich theils andere sensible, theils vegetative, theils motorische Nerven. Die Uebertragung seiner Unruhe auf andere sensible Nerven, also die Erregung einer Mitempfindung in anderen als den wirklich gereizten Theilen, kann, wenn die Zwecke der Sinnlichkeit, irgendwie eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, nicht zu sehr vereinzelt werden sollen, nur einen geringen Spielraum haben. In der That bringt die heftigste Erregung des einen Sinnesorgans keine deutliche eines andern, übermäßiger Lichtreiz keine Tonempfindung, starker Schall keine Geruchsempfindung hervor; nur das allgemeine Körpergefühl nimmt durch Veränderung seines Zustandes an der Erschütterung der Sinne Theil. Ein Uebergang der Erregung auf die vegetativen Fäden des sympathischen Systemes würde vortheilhafter sein, weil unter den vielgestaltigen Functionen dieser Nerven manche vorkommen, die ohne Nachtheil für das Leben eine augenblickliche Steigerung ihrer Größe vertragen, und in denen sich, so wie in manchen durch sie erzeugten Veränderungen des Stoffwechsels, die Unruhe des Organismus unschädlich verlieren kann. In den Erscheinungen des Fiebers verräth sich eine Uebertragung der Erregung nach dieser Richtung. Aber die Sinnesempfindungen sind im natürlichen Laufe des Lebens vor allem dazu bestimmt, als Veranlassungen zu Bewegungen zu dienen, durch welche die Seele die wahrgenommenen Gegenstände irgendwie zu Objecten ihrer Bearbeitung macht. Aus so vielen Gründen ist die enge Verknüpfung sensibler Nerven mit motorischen und die Anregbarkeit von Bewegungen unmittelbar durch die Erregung der ersten nothwendig, daß wir es nicht wunderbar finden können, wenn auch schmerzhafte Erschütterungen hauptsächlich auf diesem für die Zwecke des gesunden Lebens offengehaltenen Wege einer Mittheilung an motorische Nerven, also durch Erzeugung von Bewegungen, sich ausgleichen.

Jeden heftigen Sinnenschmerz sehen wir daher am lebendigen Körper, kräftige Reize selbst am geköpften Thiere Bewegungen

hervorrufen, zunächst der unmittelbar betroffenen Theile, bei größerer Stärke des Eindruckes sich über den ganzen Körper verbreitend. Bald entsteht eine wechselnde Reihenfolge derselben, eine zitternde Unruhe des ganzen Leibes, bald, namentlich wo wir geduldig ausharren wollen, bewirken wir eine starre, dauernde, möglichst heftige Contraction einer einzelnen Muskelgruppe, um durch das Uebermaß hier verwendeter Thätigkeit der innern Erregung Abfluß zu verschaffen. So beißt der Gequälte die Zähne zusammen, oder ballt die Fäuste, oder strafft seinen Rücken und streckt das zwecklos steifgehaltene Bein von sich. Endlich entwindet die dauernde oder steigende Erregung diese Bewegungen dem Willen und erschöpft sich in unaufhaltsamen Krampfanfällen. Und eben so, wie hier die von außen kommenden Sinneseindrücke, wirken von innen auf die Nerven die Erschütterungen des Gemüths. Auch sie können bei der mechanischen Wechselwirkung von Leib und Seele nicht als Vorgänge angesehen werden, die innerhalb der letzten allein ablaufend, besondere Motive bedürften, um sich leiblich zu gestalten; sondern sie sind von Anfang an ein gewisses Quantum wirksamer Bewegung, dessen Eindruck auf den Körper nur durch besondere Mittel verhindert werden muß, nicht durch besondere gesichert zu werden braucht.

Es ist nicht nöthig, weitläuftiger die allgemeine körperliche Unruhe und die halb krampfhaften Geberden zu schildern, in welche der Körper unter diesem Drucke der Gemüthsbewegungen ausbricht. Eine Gruppe von besonderem Werth ist jedoch aus dieser Mannigfaltigkeit hervorzuheben. Wo die Erschütterung des Gemüthes zugleich das Motiv zu einer bestimmten Handlung enthält, da sehen wir Geberden auftreten, welche diese Handlung entweder im Kleinen copiren, oder ihre Anfänge darstellen. So die Geberden des Zornes, der seinen Gegenstand vor sich sieht, oder ihn doch kennt. Wo dagegen das Gemüth rathlos nur in

einem Strome von Leid oder Luſt hin- und herwogt, da macht ſich die innere Bewegung hauptſächlich Luft durch die mannigfaltigſten Abänderungen des Athmens, oder beſchränkt ſich vielmehr auf dieſen Ausdruck, der auch allen jenen anderen Geberden nie ganz fehlt. In der Freude, im Gram, bei jeder Ueberraſchung wird unſer Athmen ungleich, beſchleunigt und tief, oder eilig und oberflächlich, oder ſelten, unrhythmiſch und ſeufzend; zur Rührung geſellt ſich die zitternde Bewegung, in welche die ruhige gleichförmige Thätigkeit der Reſpirationsmuskeln ſich auflöſt und die dem Ausbruche in volles Schluchzen vorangeht; der Zorn und Ingrimm hält einen Augenblick die tief eingeſogene Luft zurück, um mit geſpannter Bruſt, ſo wie wir jede Laſt anzugreifen pflegen, dem Unangenehmen entgegenzugehen; die Wuth, die keinen Gegner findet, beginnt zu ſchnauben, indem ſie Athembewegungen, die ſonſt mit inſtinctmäßiger Läſſigkeit geſchehen, jetzt willkürlich ausführt und übertreibt; im Lachen endlich bricht die Luft an der unſchädlichen Narrheit des Widerſpruches in convulſiviſcher Bewegung der Athemmuskeln aus. Alle dieſe gewaltſamen Bewegungen haben die ſogleich hervorſpringende Eigenthümlichkeit, daß gar nichts durch ſie erzeugt und hervorgebracht wird; mit Luft arbeitend und nicht das geringſte Product erzielend, ebenſo wenig auf irgend ein angebbares Ziel gerichtet, ſind ſie die reinſten Ausdrücke der bloßen, ſich ſelbſt genießenden oder ſich ſelbſt ſchmerzenden Unruhe. Schon ſo würden ſie dem Beobachter ein lebhaftes und ausdrucksvolles Bild des innern Zuſtandes gewähren; aber die Natur hat mit dem Syſtem der Athmungsorgane die ſchwingenden Platten der Stimmbänder verknüpft, und geſtattet nun jeder leiſeſten Eigenthümlichkeit dieſer zielloſen Unruhe, in dem hörbaren Tone der Stimme ſich abzubilden und der Außenwelt weithin vernehmbar zu werden. So tritt im Thierreich der Laut des Schmerzens und der Laut der Freude hervor, an beſtimmter Hindeutung auf Gegenſtände und Handlungen unendlich ärmer als die roheſte Geberde, als Ausdruck der im Gemüthe ſelbſt verborgenen Bewegung unvergleichlich viel reicher, als jedes andere

Mittel, welches die lebendigen Geschlechter zu gegenseitiger Mittheilung hätten wählen können. Denn wie ein photographisches Bild der eigne Abdruck der Gestalt ist, so gibt die Stimme mit der Höhe, dem eigenthümlichen Timbre, dem Grade ihrer Stetigkeit, Anspannung und Stärke unmittelbar die hörbare Abbildung der unzähligen kleinen und fein verknüpften Eindrücke, mit welchen die Bewegung des Gemüthes auf die beweglichen Massen des Körpers fällt.

Wenn eine Ansicht, deren Wiedererneuerung wir wohl jetzt nicht mehr befürchten dürfen, die Sprache als eine Erfindung in dem Sinne betrachtete, als hätte das menschliche Geschlecht mit Ueberlegung unter mehreren Mitteln der Mittheilung dieses gewählt, so zeigen die vorigen Bemerkungen, wie im Gegentheil eine naturgemäß vorausbestimmte physiologische Nothwendigkeit die Seele zwingt, wenigstens den allgemeinen Charakter ihrer innern Zustände durch Töne auszudrücken. Aber es ist noch weit von hier aus bis zur menschlichen Sprache, und neuere Meinungen, die in der Kürze eine organische Einheit und Verbundenheit der gedankenbildenden Phantasie und der lautbildenden Stimme preisen, lassen eine große Menge von Mittelgliedern unberührt, deren einige zu erwähnen unerläßlich ist.

Stimme hat die Natur vielen Thiergeschlechtern gegeben; manche bilden sie zum Gesang, keines zur Sprache aus. Es fragt sich, woher dies rührt; ob den Thieren ein Inhalt fehlt, den sie auszudrücken den Trieb hätten, oder ob ein physisches Hinderniß ihrer Organisation sie davon abhält? Wie es sich nun auch mit dem Inhalte des thierischen Bewußtseins verhalten mag: ich kann die Meinung nicht theilen, welche die letztere Frage verneint, sondern bin überzeugt, daß allerdings Mängel der Organisation die Ausbildung der thierischen Stimme zur Sprache in jedem Falle verhindern würden, und daß anderseits der Vorzug des Menschen auf dem Grunde einer eigenthümlichen besseren Organisation mit beruht. Die anatomische Untersuchung der Stimmwerkzeuge, die einst Rudolphi zu der Behauptung veranlaßte, der

Sprachmangel des Affen sei wenigstens durch eine Unfähigkeit seiner Organe nicht bedingt, kann im Grunde nur erweisen, daß alle Bedingungen zur Stimmbildung vorhanden sind; ein Beweis den die gewöhnlichste Erfahrung überflüssig macht. Sprache dagegen entwickelt sich aus der Stimme erst durch Articulation der Laute; diese aber finden wir im Thierreich entweder gar nicht, oder auf äußerst unbedeutende Bruchstücke beschränkt.

Legen wir die Vorstellung des menschlichen Lautsystems mit seinen Vocalen und Consonanten zu Grunde, so ist es merkwürdig, daß zwar einige Vögel im Stande sind, unsere Worte nachzuahmen, daß aber nie bei einem Säugethier auch nur diese mechanische Fähigkeit beobachtet worden ist. Und doch ist die Bildung der Mundhöhle, der Zahnreihen, der Zunge, des Gaumens in dieser Thierklasse der menschlichen ungleich ähnlicher, als sie bei den Vögeln angetroffen wird. Man kann ferner hinzufügen, daß verschiedene einzelne Consonanten und Vocale bei den Säugethieren, auf verschiedene Gattungen vertheilt, wirklich vorkommen, obgleich sie nie in einer und derselben Gattung zu einem zusammengesetzten Sprachlaut verbunden werden. Der Hund spricht sehr deutlich sein r und das rauhe ch, die Katze kennt ein f, Kuh und Schaf ein nasales n, und wir können kaum zweifeln, daß die meisten der bestimmten Mundstellungen, auf denen unsere articulirten Laute beruhen, den Thieren mechanisch möglich sein würden, wenn es nur einen Antrieb für ihre Muskeln gäbe, sie hervorzubringen, und einen Antrieb für ihre Phantasie, sie unter einander zu verknüpfen. Aber selbst der Nachahmungstrieb der Affen bleibt stumm; der Hund, so aufmerksam er sonst auf den Sinn unserer Worte ist, macht nicht den mindesten Versuch zur Sprache; nur Vögel wiederholen ihnen vorgesagte Laute, aber von Natur bleiben auch sie bei den unarticulirten Tönen und Melodien ihrer Gattung. Worin liegt nun dies Hinderniß? Ich glaube in zwei Gründen: in einer Unvollkommenheit des Gehöres und in dem Mangel einer organisch vorgebildeten

Uebereinstimmung zwischen Tonvorstellungen und den Muskelbewegungen, die zur Erzeugung der Töne erforderlich sind.

Das Vorzüglichste der thierischen Stimmbildung, der Gesang der Vögel, läßt im Allgemeinen einen vollkommenen Mangel harmonischer Tonverhältnisse bemerken. Die Melodie schreitet auf das Unregelmäßigste fort; bald hält sie einen Ton mit aller Reinheit und mit bezauberndem Metall der Stimme fest; bald durchläuft sie eine Reihe von Lauten, in deren jedem unbestimmt viele rasch abwechselnde Tonhöhen sich zu einer Art formlosen Geräusches zusammensetzen, bald endlich geht sie durch Vierteltöne oder durch ganz unharmonische Sprünge weiter. Es würde kein Grund zu der Vermuthung da sein, daß dem Vogel die Aufeinanderfolge zweier reinen zu einem Accord consonirenden Töne unmöglich sei, denn zufällig kommt auch sie zuweilen vor; es mangelt vielmehr offenbar an einem sinnlichen Interesse, diese Tonfolgen vor andern zu begünstigen. Ich glaube deshalb, daß dem Ohre und der Phantasie des Vogels die Empfänglichkeit für harmonische Intervalle fehlt, und daß ihm die Skala nur als ein Mehr oder Minder der Höhe erscheint, während ihm die qualitativen Beziehungen entgehen, durch welche für uns zwei Töne, die in der Skala weiter auseinanderliegen, gleichwohl näher miteinander verwandt sind, als zwei unmittelbar benachbarte. Dieser Mangel würde für die Verhinderung der Sprache nicht entscheidend sein, aber zu ihm gesellt sich ein anderer, den wir in allen Thierstimmen wiederfinden. Man kennt die Schwierigkeit, ihre Laute durch Schriftzeichen auszudrücken; obgleich wir in dem knurrenden Gebell oder Geheul des Hundes, wenn wir es in unendlich kleine Zeitaugenblicke zerlegt denken, fast jedes dieser Zeittheilchen durch einen bestimmten Vocal oder Consonanten ausgefüllt hören, so beharrt doch fast nie die Mundstellung des Thieres eine meßbare Zeit lang in derselben Lage, und jeder bestimmt charakterisirte Laut geht in dem Augenblick, in welchem er hervortreten will, wieder in einen andern über. So weit hin daher die Stimme des Hundes oder des Rindes schallt, sie spricht nie einen unzwei-

deutigen Vocal aus, sondern erinnert momentan an den einen oder den andern. Ich kann auch hier nicht an eine Unfähigkeit der Muskulatur denken, welche das Festhalten des reinen Lautes verhinderte; vielmehr glaube ich, daß in der That für das Gehör des Thieres die Unterschiede der articulirten Sprachlaute, obgleich sie ihm gewiß nicht unbemerkbar sind, doch keineswegs den nachdrücklichen ästhetischen Werth haben, der die Sinnlichkeit bewegen könnte, auf sie Gewicht zu legen. Ich muß in dieser Beziehung eine allgemeinere Bemerkung über das Lautmaterial der Sprache einschalten, die sich an die früheren Betrachtungen über die Eigenthümlichkeit der menschlichen Sinnlichkeit anschließt.

Wollte man alle die Selbstlaute, die im Munde der Einzelnen und der Nationen vorkommen, zu bezeichnen versuchen, so würde man unzähliger Zeichen bedürfen; aber doch bemerkt das natürliche Gefühl sogleich, daß diese Menge verschiedener Klänge nicht von gleichem Werth ist. Vielmehr hebt sich aus ihnen eine sehr geringe Anzahl als reine Stammvocale heraus, die wir nicht blos deshalb auszeichnen, weil sie in unserer einmal festgesetzten Schrift als einfache Elemente anerkannt sind, sondern die offenbar an sich selbst ausgezeichnete Fälle sind und eine eigenthümliche Geltung besitzen. Zwischen diese festen Punkte, a, e, i, o, u, schalten wir alle andern Selbstlaute als Abweichungen, Annäherungen, Trübungen und Mischungen ein, ebenso wie wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben auf eine geringe Anzahl einfacher Grundfarben zurückführen. So bildet für unser Ohr die Unzählbarkeit der vocalen Töne keineswegs eine unbestimmte, gesetzlose Menge, die in jedem Augenblicke, entweder wenn wir uns Mühe gäben, unsere Mundstellung ganz ungewöhnlich einzurichten, oder wenn wir uns dächten, daß unsere Stimmwerkzeuge anders gestaltet wären, durch neue bis dahin unerhörte Vocale vermehrt werden könnte. Ihre Anzahl ist vielmehr trotz ihrer unendlichen Menge eine geschlossene; denn feste Punkte sind vorhanden, zwischen die alle denkbare übrige Mannigfaltigkeit sich immer muß einschalten lassen. So stehen unserer Phantasie die

Vocale als ein System, als eine innerlich gesetzliche Reihe von objectivem Werth gegenüber, so daß unsere Stimme, indem sie dieselben ausspricht, nicht willkürliche Producte erzeugt, sondern sich vielmehr der eignen Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit einer Skala unterwirft, welche an sich festzustehen scheint, auch wenn nie Jemand ihre Glieder durch Aussprechen verwirklicht hätte. So wenig auch bisher die physikalischen Bedingungen klar sind, unter denen die einzelnen Vocale entstehen, so kann man doch mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß in jenen einfachen fünf die mehrfachen Zurückwerfungen, welche die Schallwellen der Stimme innerhalb der Mundhöhle erfahren, besonders einfache, regelmäßige und symmetrische Fortschreitungen und Durchkreuzungen von Verdünnung und Verdichtung hervorbringen, so daß die Gesammtbewegung der Lufttheilchen, wenn man sie sichtbar machen könnte, für jeden dieser Vocale eine Figur von leicht ausdrückbarer Formel bilden würde. Hierauf mag es beruhen, daß diese Laute allein als reine, echte, einfache und normale erscheinen, und daß unsere Sinnlichkeit alle andern aus Zusammensetzungen oder Mischungen derselben sich zu erklären sucht. Diese Empfänglichkeit nun für eine solche objective Wahrheit der Laute ist das, was ich dem menschlichen Gehör im Gegensatz zu dem thierischen zuschreiben möchte; und je feiner diese Unterscheidungskraft ist, desto mehr wird auch die Sinnlichkeit durch ihr productives Werkzeug, die Stimme, diese Laute wieder zu erzeugen, überhaupt die wüste Summe alles Schallbaren in diese reinlich getrennten Elemente zu gliedern, zu articuliren streben.

Es würde schwieriger sein, dasselbe von den Consonanten nachzuweisen; aber ein Blick auf ihre Verwendung in den Sprachen zeigt doch, mit wie feinem Gefühl ihre Verwandtschaft unter einander empfunden wird, und ich meine, daß man selbst dann diese Verwandtschaft unmittelbar ihrem Klange abhören würde, wenn man auch über die Analogie ihrer Entstehungsweisen nicht im Klaren wäre. Gaumenbuchstaben werden ohne alle Theorie von jedem als eine zusammengehörige Gruppe in einander übergehen-

der Laute von andern Gruppen unterschieden. Ich glaube nun nicht, daß es eine Sprachbildung zum Ausdruck von Gedanken geben könnte, wenn dies Alles nicht so wäre; wenn nicht das ganze Lautmaterial als ein objectiv gegliedertes Reich von Tönen vor uns stände, jedes einzelne Glied von den andern scharf geschieden, und gleichwohl durch natürliche Verwandtschaften auf viele bezogen, rein und spröde jedes an sich, und doch fähig, eine Menge annähernder Modificationen um sich zu gruppiren. Es ist aus diesem Gesichtspunkt begreiflich, daß die menschliche Sprache eine ziemliche Anzahl von Lauten, die wir allerdings erzeugen können, die aber zu unklar in ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu andern sind, gar nicht als benutzbare Materialien aufgenommen hat; es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß in der That die ursprünglichste Sprachbildung sich mit den drei Vocalen a, i, u, als den schärfst unterschiedenen und allein vollkommen reinen, begnügt hat, während sie erst später e und o anerkannte, die ohne absichtliche Aufmerksamkeit nie rein ausgehalten werden, sondern in i und u verklingen. Ich meine damit nicht, daß nur jene drei von Anfang wirklich gesprochen worden sind; vielmehr mag schon früh das seltsame Phänomen des Sprachbewußtseins sich gezeigt haben, daß die Laute und Worte eigentlich anders heißen, als sie gesprochen werden; ein wunderlicher Streit zwischen der Vorstellung von dem Klange, wie er von Rechtswegen sein müßte, und zwischen der Bequemlichkeit seiner Production. Naturgemäß scheint es mir indessen, daß in den ersten Uebungen diese arbeitende Phantasie ihre gesetzgebende oder gesetzanerkennende Willkür am liebsten durch die herbsten und schärfsten Contrastirungen kundgibt; eine so verwaschene und mit Vorliebe innerhalb der kleinsten Unterschiede sich bewegende Lautirung, wie sie jetzt etwa der englischen Sprache eigenthümlich ist, kann nur einer Zeit angehören, die blos noch Breccien und Conglomerate früherer ursprünglicher Bildungen zusammensetzt.

Meine Absicht ging also zuerst darauf, zu zeigen, daß das Gehör des Menschen Lautunterschiede wahrnimmt, welche der

Sinnlichkeit des Thieres zwar wohl nicht verloren gehen, aber nicht in der Bedeutung ihrer gegenseitigen Beziehungen empfunden werden. Schon daraus würde ein Mangel an Antrieb, diese Laute hervorzubringen, erklärlich; aber ich fügte oben die Vermuthung hinzu, daß noch außerdem eine Unvollkommenheit des Bewegungsmechanismus der Stimme die Schwierigkeit ihrer Erzeugung vermehre. Bei allen Bewegungen, die wir willkürlich ausführen, bleibt, wie wir früher (I, 317) gezeigt, der eigentliche Hergang ihrer Verwirklichung unserem Bewußtsein entzogen; nur das Bild der zu erzeugenden neuen Stellung und die Erinnerung an die eigenthümliche Veränderung des Gemeingefühls, die wir während ihrer Erzeugung erfahren, sind die beiden im Bewußtsein auftretenden Anknüpfungspunkte, an welche sich dann die Ausführung der Bewegung selbst durch einen unbewußten und unwillkürlich ablaufenden Mechanismus knüpft. In dem Falle der Sprache ist das Gehörbild des zu erzeugenden Lautes an die Stelle des Gesichtsbildes der zu bewirkenden Bewegung getreten. Zum wirklichen Aussprechen des Lautes ist es nun unerläßlich, daß mit jenem Gehörbilde, welches wir uns nicht blos als einen inneren Zustand der Seele, sondern zugleich als eine von diesem ausgehende leise Anregung des Gehörnerven vorstellen, eine organische Einrichtung den Trieb zu einer bestimmten Muskelbewegung verbunden habe; zu jener gruppirten Bewegung nämlich, welche sämmtliche bei der Erzeugung eines Lautes betheiligte Werkzeuge in die ihnen nothwendigen gegenseitigen Stellungen rückt. Wo diese organische Vorkehrung fehlt, wird die Lautvorstellung zwar vorhanden sein können, aber ihre Ausprägung in Bewegungen der Stimmorgane wird nicht geschehen. Ich glaube nun, daß im Allgemeinen eine solche Anordnung der Nerven bei allen stimmfähigen Thieren sich findet; aber nur dem Menschen mag eine so zarte Ausbildung dieses Organes zukommen, daß neben der Unterscheidbarkeit der mannigfaltigsten Tonvorstellungen, sowohl ihrer Höhe als ihrer Consonanz und ihrem Laute nach, auch eine fein organisirte Folgsamkeit der Bewegungsnerven zur Wiederhervor-

bringung aller dieſer Eigenthümlichkeiten beſteht. Das würde das ſein, was man ein körperliches Sprachorgan nennen könnte; denn weiter freilich als dahin, der Seele und ihrer zum Ausdruck ſtrebenden Regſamkeit dieſes lenkſame Mittel des Ausdruckes anzubieten, und durch den früher erwähnten phyſiologiſchen Trieb ſie zur Benutzung deſſelben zu veranlaſſen, kann ſich der Beitrag nicht erſtrecken, welchen der Leib zur Bildung der Sprache liefert. Man ſcheint in der That ſo glücklich geweſen zu ſein, dies Organ in einer der vordern Windungen der Großhirnhemiſphäre zu entdecken, einer Stelle, deren Verletzung Aphaſie, die Unfähigkeit alſo bewirkt, den Lautvorſtellungen die beabſichtigten Sprechbewegungen folgen zu laſſen.

Wenn man die Entwicklung des Sprechens bei dem Taubſtummen mit der Anlehrung der Papageien vergleicht, ſieht man ein und daſſelbe Ergebniß von zwei verſchiedenen Anfangspunkten aus erreicht. Dem erſten fehlt die Tonvorſtellung, aber ſeine Stimmwerkzeuge ſind denen des ſprechenden Lehrers analog gebildet; ſeine menſchliche Aufmerkſamkeit kann daher unter ſorgfältiger und mühſamer Anleitung dahin gebracht werden, ſich nicht nur eine Vorſtellung von der beſtimmten Bewegung dieſer Werkzeuge zu bilden, die einem geſehenen Buchſtaben entſpricht, ſondern dieſe Bewegung auch auszuführen und den verlangten Ton zu erzeugen. Das Bewegungsgefühl, welches der Taube während des Ausſprechens nun empfängt, bildet für ſeine Erinnerung in Zukunft den Ausgangspunkt, den ſein Bewußtſein beim Wiederſehen des Buchſtabens zuerſt erzeugt, und an den ſich dann mit mechaniſcher Leichtigkeit die erneuerte Ausführung der Bewegung ſelbſt anſchließt. Doch wird freilich aus der Modulation dieſes Sprechens niemals ganz die Härte verſchwinden, die von dem Mangel einer Wahrnehmung des erzeugten Ergebniſſes herrührt. Der lernende Vogel dagegen hat die Tonvorſtellung; ſeine Organe aber ſind äußerlich denen des menſchlichen Lehrmeiſters ſo unähnlich, daß am wenigſten ſeine thieriſche Combinationsgabe errathen wird, wie dieſer den Ton erzeugt, und wie er ſelbſt nun ſeine

abweichend gebauten Stimmwerkzeuge dirigiren müſſe, um den gleichen Laut hervorzubringen. Offenbar kann dies hier nur gelingen, wenn in der Organiſation des Vogels Gründe liegen, um deren willen die Tonvorſtellung, ſofern ſie zugleich phyſiſche Erregung der Nervenmaſſen wird, unmittelbar wirkſam auf die Stimmnerven übergeht, und für den Vogel das gleich ausführt, was er ſelbſt gar nicht anzuſtellen wüßte. Für das menſchliche Kind iſt nur dieſe zweite Weiſe der Spracherlernung naturgemäß; es ſieht uns nicht die Worte vom Munde ab, ſondern lernt ſie, indem ihre Tonvorſtellung ſeine Stimmwerkzeuge leitet. Zweierlei iſt dabei auffällig: das außerordentliche Intereſſe, mit dem das Kind ſich dieſem Spiel ſeiner Bewegungsorgane vorzugsweis hingibt, und dabei doch die Mühe, die es ihm koſtet, ſich vollſtändig zum Herrn derſelben zu machen. Zu einer Zeit, wo die Bewegung der übrigen Glieder noch weit hinter der Fertigkeit zurückſteht, welche gleichalterige Thiere darin beſitzen, erwacht mit dem Mienenſpiel vorzüglich dies Beſtreben, ſich durch die wunderlichſten Kräuſelungen der Lippen, Mundſtellungen und Zungenbewegungen zu unterhalten, während im Allgemeinen die Gelenkigkeit des Gaumens und der hinteren Theile der Mundhöhle ſpäter hinzuzukommen pflegt. Man kann bei der Beobachtung dieſer Erſcheinungen ſich auf eine völlig anſchauliche Weiſe von dem Arbeiten eines phyſiologiſchen Naturtriebes überzeugen, der offenbar hier die inneren Zuſtände des Gemeingefühls gerade zu dieſer Form des Ausdruckes drängt. Die Schwierigkeit nun, die dennoch beſteht, dieſe Bewegungen ſich völlig dienſtbar zu machen, entkräftet die Ueberzeugung von einer organiſchen Begründung derſelben nicht. So wenig die Augen, die unzweifelhaft durch ihre ganze Structur zur regelmäßigen Vereinigung der Lichtſtrahlen beſtimmt ſind, unmittelbar nach der Geburt ſchon dieſen Dienſt verrichten, vielmehr kaum im Stande ſein mögen, einen unbeſtimmten Lichtſchimmer wahrzunehmen: ſo iſt wahrſcheinlich auch das Feingefühl des Gehöres für die Unterſchiede der Töne und Laute nicht von Anfang an in aller Vollkommenheit vorhanden, ſondern bildet ſich

nach und nach aus einer unbestimmten Empfänglichkeit für Geräusch heraus. In dem Maße, als seine Empfindlichkeit zunimmt, tritt dann auch die instinctive Wirksamkeit seiner Erregungen auf die Stimmwerkzeuge deutlicher hervor.

Ich schließe diese Bemerkungen über den Antheil des Leibes an der Bildung der Sprache mit einem kurzen Blick auf ein Gebiet ab, welches in seinen Einzelheiten hier zu durchforschen mir der allgemeinere Zweck dieser Betrachtungen nicht gestattet. Daß überhaupt der körperlichen Organisation ein Antheil an der Begründung der Sprache zufällt, werden die nicht unnatürlich finden, die sich erinnern, daß es sich hier nicht sowohl um eine That der geistigen Kraft an sich selbst, sondern um die Einführung dieser That in physische Erscheinung handelt. In dieser ist der Geist nicht heimisch, und seiner Würde geschieht kein Abbruch, wenn ihm die Wahl seines Ausdrucksmittels, des Klanges, und die Möglichkeit der Benutzung dieses Mittels überhaupt durch die von ihm unabhängigen Triebe seines Körpers an die Hand gegeben wird. In der weiteren Ausbildung der Sprache klingt nun dieser physiologische Einfluß noch in einigen Erscheinungen nach. Nicht blos die Wahl der Laute überhaupt, welche die Sprache eines bestimmten Volkes benutzt, mag von seinen Eigenthümlichkeiten im Bau seiner Sprachwerkzeuge herrühren, die zum Theil von klimatischen Verhältnissen nicht unabhängig sein mögen, — wie wir denn eine sehr weit verbreitete Vorliebe der Gebirgsvölker für die rauhen Gaumenlaute, und eine Neigung zu dentalen Consonanten bei Inselbewohnern finden; — sondern auch die Umlautungen der Vocale und Consonanten in der Flexion und Zusammensetzung der Worte erregen die Vermuthung eines sie wenigstens zum Theil mit bedingenden organischen Grundes. Aber es wird sehr schwer sein, die bestimmtere Natur desselben anzugeben. Schon die Frage ist zweifelhaft, ob der Antrieb zu diesen Lautverschiebungen ein akustischer oder ein phonetischer ist, ich meine, ob sie ausgeführt werden, um dem Ohre ein an sich wohlklingendes und namentlich mit der Accentuation zusammen-

ſtimmendes Gleichgewicht der Vertheilung und Aufeinanderfolge ſchwererer und leichterer Laute darzubieten, ſo daß das fertige Wort vor dem Gehöre als eine in ſich richtig gezeichnete und gegliederte Geſtalt ſchwebt; oder ob vielmehr die Bequemlichkeit der Stimmwerkzeuge, die nicht gleich zwanglos aus jeder Lage in die andere gleiten und nicht jede Bewegung öfter hinter einander wiederholen können, dazu anleitet, vor Allem das Lautgebilde mundrecht zu machen. In der vulgären Ausſprache richtig gekannter Worte wirkt dieſer letzte Grund; wenn dagegen die meiſten Sprachen die entlehnten Worte einer andern, beſonders die Eigennamen zu ihrem eignen Gebrauch umformen, ſo liegt darin nicht immer die phonetiſche Bequemlichkeit, ſondern häufig auch das Bedürfniß, den fremdartigen Lautbau des Entlehnten in den heimiſchen Stil, als die normale und allein richtige Tonart, umzubilden. Selbſt ein dritter Grund, grammatiſcher Art, mag oft hinzutreten. Eine Lautfolge z. B., die in einem zuſammengeſetzten Worte nicht vertragen, ſondern durch Umlaut eines Stammvocales vermieden wird, kommt dicht daneben in der Flexion eines einfachen Wortes vor und erweckt hier nicht das mindeſte Streben nach Aenderung. Weder das Gehörbild derſelben mißfällt alſo an ſich, noch iſt ihre Ausſprache ſchwierig, aber ſie mißfällt im Vergleich mit dem ſyntaktiſchen Werthe des einen Wortes und gefällt an dem andern.

Dieſe letzte Bemerkung führt uns nun erſt zum eigentlichen Anfange der menſchlichen Sprache. Denn aus allem Früheren würde nichts weiter abzuleiten ſein, als der Trieb zu einem muſikaliſchen Spiel der Stimme, das auf die Benutzung der Tonhöhe verzichtete, und dafür die Verſchiedenheiten der Laute in Anwendung brächte. Die Sprache entſteht erſt mit der Bedeutung, die an dieſe Laute geknüpft wird, und mit der eigenthümlichen Form der denkenden Auffaſſung, in welche dieſe Bedeutung gebracht wird; einer Form, die entweder gleichfalls durch Laute ausgedrückt oder

unausgedrückt bleibend, das inhaltvolle Klanggebilde zu dem syntaktisch verbindbaren Worte macht.

Bedenken wir von diesen verschiedenen Elementen zunächst die inhaltliche Bedeutung, so wissen wir, daß sie gegenwärtig nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt wird, und daß unsere sinnliche Phantasie durchaus unfähig ist, aus dem Klange der in der gebildeten Sprache vorhandenen Worte eine Bedeutung herauszufühlen, die demselben mit innerer Nothwendigkeit entsprechen müßte. Man glaubt, daß dies anders gewesen sei bei der ersten Entstehung der Sprache; damals habe wenigstens von den einfachen Sinneswahrnehmungen, die man zuerst mitzutheilen strebte, jede einen eigenthümlich ihr zukommenden Laut gefordert, und es sei möglich, in den Wurzelworten der Sprache die Bedeutung wiederzuerkennen, die jedem Vocal und jedem Consonanten und jeder einfachen Gruppirung derselben durch die noch unbefangene und naturfrische Phantasie des Menschen beigelegt worden sei. Vielleicht ist es eben die Schuld unserer gegenwärtigen Befangenheit, daß wir dies nicht mehr nachempfinden können, und daß uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, die meisten Wurzeln ganz zufällig zu ihrer Bedeutung gekommen zu sein scheinen; jedenfalls ist nichts unsicherer, als der Versuch, noch jetzt die innere Nothwendigkeit dieser Verknüpfung nachweisen zu wollen. Ein Doppeltes müßte man übrigens dabei berücksichtigen. Der physiologische Antrieb, den wir kennen lernten, würde an sich nur zu dem Ausdruck der besondern Form und Größe der Gemüthsbewegung drängen, die ein äußerer Eindruck in uns veranlaßt hätte, aber er würde die Natur der Ursache unbeachtet lassen, von der dieser Eindruck kam. Nach der verschiedenen, theils individuellen und beständigen, theils im Augenblick vorhandenen Empfänglichkeit des Gemüthes würde die Erregung durch denselben Reiz sehr verschieden ausfallen und hier dieser dort jener Laut mit gleicher physiologischer Nothwendigkeit sich als Name an dieselbe Sache knüpfen. Ziemlich gleichartige Bezeichnungen dürften wir nur für solche Gegenstände oder Ereignisse erwarten, deren Einwirkung heftig genug ist, um bei

jeder Gemüthslage gleiche Erregungen zu erzwingen. Allein wir geben zu, daß noch ein anderer Antrieb der Phantasie vorhanden ist, darauf gerichtet, von der Art des eignen Leidens absehend, die objective Eigenthümlichkeit des eindruckmachenden Reizes nachahmend abzubilden. Müssen wir doch überhaupt auf diesen Hang zum großen Theil die Entwicklung der Sprache zurückführen, die gewiß schon in ihren ersten Anfängen nicht nur eine Sammlung leidenschaftlicher Ausrufe war, sondern mit echt menschlicher Antheilnahme auch die ruhigen Zustände des Gemüthes und die gleichmüthigen Ergebnisse des Vorstellungslaufes mitzutheilen strebte. Der Erfolg dieses nachahmenden Triebes würde jedoch nur dann gleichförmig und allgemeingültig sein, wenn unsere Sinnlichkeit in den einzelnen Lauten, mit denen sie malen soll, eine entschiedene Aehnlichkeit mit wahrnehmbaren Eigenschaften der Dinge und mit den Formen der Ereignisse fände. Eine ganz zweifellose unmittelbar verständliche Symbolik würde dann Jeden anweisen, mit einer bestimmten Vorstellung nur einen bestimmten Laut, mit dem Laut nur diese Vorstellung zu verknüpfen. Aber dies ist offenbar nicht der Fall, und kann schon um deswillen nicht der Fall sein, weil die meisten Wahrnehmungsgegenstände uns eine Menge von Merkmalen darbieten, und doch keine Regel es bestimmt, in welcher Reihenfolge unsere Aufmerksamkeit dieselben verbinden, oder welche einzelnen sie hervorheben und zum Grunde der Namengebung wählen soll. Eine unmittelbare Verständlichkeit besitzen daher am Ende nur diejenigen Worte, die einen wirklichen Naturlaut nachahmen; ein wenig ausgedehnter und verhältnißmäßig unwichtiger Theil des Sprachschatzes.

Lassen wir daher den ersten Ursprung der einfachsten Worte dahingestellt; unsere Forschung würde noch ein reiches Feld vor sich sehen, wenn sie sich auf den Nachweis beschränkte, auf welchen Wegen die Phantasie der Völker aus den wenigen Bezeichnungen des sinnlich Wahrnehmbaren, die ohne Zweifel den anfänglichsten Bestand ihres Wortvorrathes bildeten, allmählig Ausdrücke für die unendliche Mannigfaltigkeit alles übersinnlichen Inhaltes und

ſeiner feinen vielverſchlungenen Beziehungen gewann. Man wird finden, wenn man ſich dieſer Beſchäftigung hingibt, daß in den Verſuchen, neue Gegenſtände oder neue Erzeugniſſe des Nachdenkens durch ſinnige Vergleichung mit bereits Bekanntem oder Benanntem ausdrückbar zu machen, nicht nur überhaupt eine äußerſt lebendige Thätigkeit der beziehenden Einbildungskraft zu Tage tritt, ſondern auch eine ſolche, die zur Charakteriſtik der geiſtigen Eigenthümlichkeit einer Nation und ihrer Manier der Auffaſſung weſentlich iſt. Jene Analogien, Gleichniſſe und Bilder, die in unſerer entwickelten Sprache nur noch die Poeſie anwendet, um die wirkungslos gewordenen Ausdrücke des gemeinen Lebens durch Benennungen zu erſetzen, deren noch nicht verbrauchter Sinn uns den Werth des bezeichneten Inhaltes wieder friſch zu lebendigem Eindruck bringt: alle dieſe Mittel gehören der Jugend der Sprache natürlich an, und die blumenreiche Rede mancher durch Reflexion nicht verbildeten Völker ſtimmt in dieſer Beziehung mit der allgemeinen Ausdrucksweiſe der früheſten Sprachperioden vielfach überein. Manches Wort, das jetzt kurz und mit abgeſchliffenem Gepräge einen Gegenſtand zwar bezeichnet, aber gar nichts über ſeine Natur auszuſagen ſcheint, enthält in ſeiner urſprünglichen vollen Geſtalt, welche die etymologiſche Forſchung zuweilen nachzuweiſen vermag, einen bedeutungsvollen Verſuch zur Theorie, zur Erklärung des Bezeichneten. Gewiß läßt ſich nun der ſonderbare Mißbrauch nicht rechtfertigen, aus der Bedeutung des Namens über die Natur der Sachen entſcheiden zu wollen und die Meinungen, welche die ſprachbildende Phantaſie der Urzeit in dieſen Namen niedergelegt hat, für die Richtſchnur zu halten, auf die unſere eigene Erkenntniß des Benannten zu achten hätte. Aber ein großes und auch der Sache ſelbſt nicht fremdes Intereſſe hat es doch, zu beobachten, welcher einzelne charakteriſtiſche Zug eines Gegenſtandes jene Phantaſie am lebhafteſten durch ſeine Neuheit oder ſeinen Werth anzog und ſie bewog, mit Rückſicht auf ihn den Namen des Beobachteten zu beſtimmen. Wir würden häufig finden, wie feinfühlend

die vergleichende Wahrnehmung dieſer Zeiten geweſen iſt, von denen kein hiſtoriſcher Rückblick mehr ein anſchauliches Bild gewinnen kann; wie empfänglich ſchon ſie gar oft die allgemeinſten und nicht immer auf der Oberfläche der Erfahrung liegenden Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften der Erſcheinungen aufgefaßt hat, und wie ſelbſt verſchiedene Sprachſtämme durch die ähnlichen Vergleichungen, welche ihre Benennungen derſelben Gegenſtände enthalten, nicht ſelten auch im Einzelnen einen überraſchend ähnlichen Gang der allgemeinen menſchlichen Phantaſie verrathen. Aber dieſe reizvollen Unterſuchungen, die nur durch die Fülle des Details überzeugen und belehren könnten, liegen außerhalb des engeren Weges, der uns hier vorgezeichnet iſt. Wir können die Sprache erſt auf der Stufe ihrer Ausbildung wieder ins Auge faſſen, auf welcher die urſprüngliche Bedeutung dieſer maleriſch zuſammengeſetzten Wortgeſtaltungen längſt vergeſſen iſt. Die meiſten der Sylben, die Anfangs durch Erinnerung an anſchauliche Erſcheinungen die Eigenthümlichkeit eines Vorſtellungsinhaltes gleichnißweis ausdrückten, ſind in Flexionslaute, in Endungen und Anlaute übergegangen und dienen nun dazu, zwar ſcharf, aber in farblos abſtracter Weiſe die formelle Faſſung zu bezeichnen, welche der Gedanke dem Inhalte des Hauptbeſtandtheils der früheren Zuſammenſetzung zu geben wünſcht.

Indem wir uns nun zu dieſer Beziehung der Sprache zu dem Denken wenden, berühren wir damit Fragen, die an ſich weniger dunkel und kaum zweideutig, nur durch die nachwirkende Einſeitigkeit früherer Behandlungsweiſen zu manchen lebhaften Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben haben. Welche beſtimmtere Bedeutung wir auch dem Namen des Denkens beilegen mögen: jedenfalls iſt die Sprache nicht das Denken ſelbſt, ſondern ſein Ausdruck, und anderſeits nicht ſein Ausdruck allein, ſondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegung des Gemüthes, der Leidenſchaft ſowohl als des ruhigen Gefühles. Man kann nun

leicht vorausſehen, daß die Rede theils manches von dem verſchweigt, was der Gedanke zu ſeiner Vollſtändigkeit mitdenken muß; wie ſchon im gewöhnlichen Geſpräch mancherlei Verbindungsglieder dem Errathen des Zuhörers überlaſſen bleiben, ſo können ſehr wohl auch die typiſchen Satzformen einer Sprache ein unvollſtändiger, aber für alle Zwecke hinreichender Ausdruck der Gedankengliederung ſein. Man verlangt daher Unnöthiges, wenn man fordert, daß die ſprachliche Organiſation der Rede vollkommen dem logiſchen Organismus des Gedankens entſpreche. Anderntheils hat das Sprechen nicht nur den Zweck einer knappen Mittheilung des Gedachten; um das Gemüth des Andern zu bewegen, um zu überreden, um durch maleriſche Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer ſie wieder zu erzeugen, um ſeine eigene Ueberzeugung oder Ungewißheit anzudeuten, die zweifelnde Frage von der Behauptung zu unterſcheiden, die unmittelbare Aufforderung von dem beſcheideneren Wunſche, das entrüſtetete Abwehren einer Vorſtellung von ihrer bloßen Verneinung: aus allen dieſen Abſichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbeſtand ſeines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logiſchen Umriß ſeines Satzes kein weſentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern deſſelben ein eigenthümliches nur pſychologiſch bedeutſames Colorit geben. Allerdings würde ſich die Summe dieſer Nebenbeſtimmungen, wenn man ſich die Mühe geben wollte, ebenfalls in einzelne Sätze von logiſch knapper Form auflöſen und in dieſer Geſtalt dem Hauptinhalte zufügen laſſen; aber die Sprache hat gewiß nicht die natürliche Aufgabe, das auf eine wirkungsloſe und weitſchweifige Art zu ſagen, was ſie kurz und eindringlich ſagen kann. Anderſeits laſſen ſich ebenſo leicht jene andern Nebenbeſtimmungen hinzufügen, die zur Vollſtändigkeit des Gedankens gehören, und von ihr verſchwiegen werden; und dieſe Bemühung iſt verdienſtlicher. Denn ſehr oft hat ſich die Logik, obgleich ſie überall nur zu fragen hatte, was bei irgend einem Satze gedacht wird, einerlei, wie viel davon zum Ausdruck kommt, durch die

Unvollständigkeit dieſes Ausdruckes zu unnöthigen und weitläuftigen Bedenklichkeiten verleiten laſſen.

Aber eins müſſen wir doch feſthalten: ſo ſehr auch die Sprache die feinſten Regungen des Gemüthes mit in ſich aufzunehmen beſtimmt iſt, ſo gehören zu ihrem Gebiete doch nur diejenigen Kundgebungen des Gemüthes, die ſich irgendwie zu ihrem Ausdrucke der Formen des Denkens bedienen. So wenig die Modulation der Stimme und die begleitende Geberde, ſo wenig gehört der bloße Laut des Ausrufes, auch wenn ſeine Bedeutung unzweifelhaft iſt, bereits zur Sprache; zu der Articulation des Schalles und zu der Bedeutung muß noch eine eigenthümliche Form der denkenden Auffaſſung hinzukommen, die den Laut erſt zum Worte macht und ihm ſeinen ſyntaktiſchen Werth gibt. Um dieſe Verhältniſſe zu überblicken, müſſen wir auf die eigenthümliche Natur des Denkens und auf die ſehr nahe Beziehung deſſelben zur Sprache eingehen, die uns veranlaßte, dieſe beiden charakteriſtiſchen Elemente der menſchlichen Bildung in einer gemeinſamen Betrachtung zu vereinigen.

Ich habe früher (I, 261 ff.) einen Unterſchied zu erläutern verſucht, welchen wir zwiſchen dem Denken, das allein dieſen auszeichnenden Namen verdient, und zwiſchen jenem Verlaufe der Vorſtellungen feſthalten müſſen, der durch die allgemeinen Geſetze des pſychiſchen Mechanismus in allen beſeelten Geſchöpfen auf gleiche Weiſe, obgleich mit ſehr verſchiedenen Graden der Lebhaftigkeit, hervorgebracht wird. In dem letzteren verhält ſich unſer Bewußtſein vorzugsweis empfangend und leidend; es empfängt die mannigfachen Eindrücke, mit denen die Umgebung uns beſtürmt, ſo zuſammenhängend oder unzuſammenhängend, ſo geordnet oder ordnungslos, wie der Zufall des Weltlaufes ſie bringt; es leidet ferner, daß die Erinnerung nach den allgemeinen Regeln der Verknüpfung und Wiederbringung der Vorſtellungen ihm die einzelnen Eindrücke in derſelben bald ſinnreichen bald ſinnloſen Zuſammenſtellung erneuert, in welcher die erſte Wahrnehmung ſie einſt zu einander geſellt hatte. Es mochte geſchehen,

daß eine lange Fortsetzung dieses Vorstellungslaufes allmählig von selbst diese Zufälligkeit der Verknüpfung beseitigte; denn der Lauf der Dinge läßt wohl zuweilen unter einander zusammenhanglose Einzelheiten zugleich auftreten, aber er verbindet sie nicht immer. Wenn wir daher eine längere Strecke unserer Erfahrung überblicken, so sehen wir die zahlreicheren Verknüpfungen dessen, was zusammmengehört, das Uebergewicht über die seltener sich wiederholenden Combinationen der Erscheinungen gewinnen, die nur der Zufall zusammenführte. Allmählig entstehen so von den einzelnen Gegenständen feste Bilder und scheiden sich als beisammenbleibende Gruppen von Merkmalen von der Veränderlichkeit der übrigen Wahrnehmungen; es entstehen von der Verkettung der Ereignisse sichere Erinnerungen und leiten die instinctive Erwartung an, von vorhandenen Umständen diejenigen Folgen vorauszusehen, die in der That mit natürlicher Consequenz aus ihnen hervorgehen. Aber wie zureichend auch auf diese Weise der so verbesserte Vorstellungslauf die Seele eines Thieres befähigen mag, sich im Kreise seiner Erfahrungen zurecht zu finden und für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen, so fehlt in ihm doch gänzlich eine geistige Arbeit, die wir in dem menschlichen Denken hervortreten sahen. Nicht nur empfänglich und leidend nehmen wir anfänglich die theils richtigen theils unrichtigen Verknüpfungen der Eindrücke, wie sie die Wahrnehmung bietet, später die verbesserte Auswahl derselben auf, welche die sich selbst corrigirende Bewegung des psychischen Mechanismus bestehen ließ. Sondern selbstthätig eingreifend vernichtet unser Denken die zufälligen Associationen der Vorstellungen und läßt die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt. Auch das Bewußtsein des Thieres hat in dem Inhalt seines Vorstellens Recht, wenn es mit dem Bilde der Last, die man ihm auflegen will, das Vorgefühl des schmerzhaften Druckes verknüpft; das menschliche Urtheil, die Last drücke, fügt nichts zu diesem Inhalt hinzu,

aber indem es die Laſt zu dem Subject macht, aus dem der Druck hervorgehe, rechtfertigt es die Verbindung beider Vorſtellungen aus der Natur ihres Inhaltes, aus dem Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, und erklärt die blos thatſächliche Verknüpfung beider in unſerem Bewußtſein durch ein objectiv geltendes Geſetz, das ihnen zuſammenzuſein befiehlt. Es iſt unnöthig, Beiſpiele dieſer Art zu häufen; ſorgt der Mechanismus des Vorſtellens nicht nur für die Herbeiſchaffung des Inhaltes unſerer Gedanken, ſondern auch bis zu gewiſſem Grade für die Sichtung des Zuſammengehörigen von dem zufällig Verknüpften, ſo übt doch das Denken allein an dieſem Inhalt jene beſtändige Kritik, durch welche die Vorausſetzungen, die wir über den nothwendigen Zuſammenhang aller Dinge und Ereigniſſe hegen, in die Wahrnehmung derſelben hineingearbeitet und das blos anſchauliche Gemälde, welches Sinnlichkeit und pſychiſcher Mechanismus entwerfen, durch die Erkenntniß der innerlichen Bande belebt wird, die ſeine einzelnen Punkte zuſammenhalten.

Dieſe eigenthümliche Thätigkeit des Denkens findet nun in der Organiſation der Sprache ihre Erſcheinung und wird umgekehrt auch in ihren Unternehmungen durch dieſe unterſtützt. Faſſen wir zunächſt den erſten Theil dieſes Verhältniſſes in's Auge, ſo iſt es nicht nöthig, daß jede einzelne Operation des Denkens ihren beſondern Ausdruck beſitze; wohl aber muß die Sprache die einfachen Gedankenelemente, durch deren Verwendung und Verbindung alle feineren und höheren Aufgaben des Denkens erfüllt werden, in ſolchen Formen von einander ſondern, welche dieſe Verwendung und Benutzung möglich machen. Die gewöhnliche Behandlung der Logik beginnt, wie mir ſcheint, nicht ſchicklich damit, ſogleich die einfachſte Verbindungsform aufſuchen zu wollen, in welcher das Denken mannigfache Elemente des Vorſtellens vereinigt. Es giebt eine noch einfachere und früherkommende Aufgabe, deren Löſung ihm unerläßlich iſt: es hat ſchon jedem einfachen Element, um es überhaupt verbindbar mit andern zu machen, eine beſtimmte Form zu geben, durch welche es zuerſt

aus einem bloßen Eindruck, dem Rohproduct der pſychiſchen Erregung, in ein organiſch verwendbares Gedankenatom umgeſtaltet wird. Die Verbindungen, welche das Denken zwiſchen dem mannigfaltigen Inhalt anzuſtiften ſtrebt, unterſcheiden ſich eben, durch das Hervorheben der innern architektoniſchen Gliederung, von jenem bloßen Beieinanderſein, zu deſſen Bewirkung der pſychiſche Mechanismus hinreicht. Ein Haufen von Steinen, wenn es gleichgültig iſt, wie ſie liegen, iſt immer herſtellbar, welches auch die Geſtalt der Steine ſein mag; ein Bauwerk, in welchem ſtrebende Kräfte nach beſtimmten Richtungen tragend und ſtützend vortreten ſollen, wird man nicht aus lauter kugelförmigen Beſtandtheilen zuſammenſetzen können, ſondern vor jedem beſtimmten Plane und Aufriſſe müſſen die Bauſteine in ſolche Formen behauen werden, daß ſie ſich wechſelſeitig ſichern und ineinandergreifende Flächen der Anhaftung und Auflagerung gewähren. Auf gleiche Weiſe kann das Denken nicht unmittelbar die Empfindungen, die Gefühle, die Stimmungen, die ihm vorſchwebenden einfachen oder zuſammengeſetzten Bilder als Material ſeiner Gebäude benutzen; es muß jedes dieſer Elemente, die zunächſt nur Zuſtände unſers Erregtſeins ſind, in eine Form faſſen, die ihm in der ſpäteren Verknüpfung die Art ſeiner Verwendung und die beſtimmte Weiſe ſeiner Verknüpfung mit andern zutheilt. Die Sprache läßt dieſe erſte Arbeit des Denkens in dem Unterſchiede ihrer Redetheile hervortreten. Indem ſie einen Inhalt ſubſtantiviſch faßt, erkennt ſie ihn als ein Selbſtändiges, auf ſich Beruhendes an, das fähig iſt, zum Ausgangspunkt eines andern, zum Zielpunkt eines dritten Inhaltes zu dienen; abgeſchloſſen in ſich ſelbſt und ein ſich genügendes Ganze iſt das Subſtantiv die naturgemäße Form, in welcher die urſprüngliche Sprachbildung den Begriff des Dinges nachahmt, und welche ſie daher anfänglich auch nur zur Bezeichnung deſſen verwendet, was wirklich als ſelbſtändiger Gegenſtand ſich dem Blicke der ſinnlichen Wahrnehmung darbietet. Prägt ſie andern Inhalt in adjectiviſcher Faſſung aus, ſo bezeichnet ſie ihn damit als das Unſelbſtändige, als das, was Daſein, beſtimmte

Größe, Form und Begrenzung nur von einem anderen ſubſtantiviſchen Inhalt erwartet, an den beſtändig ſich anzulehnen es gezwungen iſt; und die ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge, ſo wie ſie an dieſen ruhend erſcheinen, ſind das Erſte, was in dieſer Form der Adjectivität feſtgehalten wird. Zu dieſen Elementen fügt die Sprache das dritte unerläßliche, das Zeitwort, hinzu, um den flüſſigen Uebergang zu bezeichnen, mit welchem das Geſchehen jene ruhigen Bilder untereinander verknüpft; auch dieſe Form zuerſt für die Wiedergabe ſinnlicher Veränderungen beſtimmt, aber bald zur Bezeichnung auch jeder ruhenden Beziehung zwiſchen den Dingen verwendet, indem die innere Bewegung unſers vergleichenden Wiſſens, durch welche allein wir alle Beziehungen faſſen, zur eignen gegenſeitigen Bewegung des Bezogenen umgedeutet wird.

Es reicht hin, dieſe drei Formen hervorgehoben zu haben, welche der Rede unentbehrlich ſind; überlaſſen wir der Sprachwiſſenſchaft nicht nur die Frage, welche von ihnen ſie vielleicht als urſprünglicher und den andern vorangehend faſſen zu müſſen glaubt, ſondern auch die Entſtehungsgeſchichte anderer Formen, welche, wie Präpoſitionen und Conjunctionen, durch Einführung verwickelterer Verhältnißbegriffe die menſchliche Rede zum vollkommen biegſamen Ausdrucksmittel der Gedanken entwickeln. Begnügen wir uns mit der klaren Einſicht, daß jene drei Formen das geringſte Maß von Organiſation und Eintheilung der Vorſtellungsinhalte bieten, mit dem das Denken den Beginn ſeiner Operationen verſuchen kann. Ohne ſie würde unſer Vorſtellungslauf nur eine ſtille, unſer Sprechen nur eine hörbare Muſik ſein; Vorſtellungen und Töne könnten zwar noch immer auf einander hindeuten und ihre Verwandtſchaften und Gegenſätze dem Gefühle bemerkbar verrathen, aber alle jene auseinanderhaltende und ſcharfe Gliederung wäre verſchwunden, die eine für die Erkenntniß angebbare Form des inneren Zuſammenhanges begründete. Wie inhaltvoll auch eine muſikaliſche Melodie ſein mag, ihre Natur iſt doch eine ganz andere als die ihres Textes; kein Ton in ihr iſt ein ſubſtantiviſches Etwas, auf einen andern wartend, der ſich

ihm als objectiviſches Merkmal anheftete; keiner iſt vorzugsweis vor den übrigen der Ausdruck eines Geſchehens, das ausginge von einem andern als ſeinem lebendigen Subject und einen dritten als ſein leidendes Object ergriffe. Nie treten zwei Töne in eine jener mannigfaltigen articulirten Beziehungen zu einander, welche die Sprache durch die Caſus ihrer Hauptwörter, durch die activen und paſſiven Flexionen ihrer Verba bezeichnet; der Genitiv, der zu dem Beſitze den Beſitzer, der Accuſativ, der zu dem Handelnden ſein Erzeugniß fügt, ſind unausdrückbar für alle Mittel der muſikaliſchen Harmonie. Das iſt es nun, was wir oben als die eigenthümliche Auffaſſung bezeichneten, durch welche der bedeutungsvolle Laut erſt wahrhaftig zum Worte der Sprache wird; denn in der That wird er es durch ſeine Bedeutung noch nicht, vielmehr bilden die Interjectionen, die am reinſten eine unmittelbare pſychiſche Erregung ausdrücken, einen unorganiſirt gebliebenen Reſt von Sprachmaterial. Zum Worte wird der Laut erſt durch jene logiſchen Nebengedanken, die ſich in der Ausprägung der Redetheile verrathen; denn durch ſie erſt bieten die verſchiedenen Inhalte einander charakteriſtiſche Verbindungsflächen und Gelenke dar und werden im Sinne des Denkens ſyntaktiſch verbindbar.

Ich beſorge gegen dieſe Auffaſſung nicht den Einwurf, daß manche Sprache den Unterſchied der Redetheile nicht durch beſondere, jedem einzelnen entſprechende Lautbildungen hervorhebt. Es kommt nicht durchaus darauf an, daß die Form unſers Gedankens in der Geſtalt des Lautes widerſcheint, ſondern nur darauf, daß ſie als eine innerliche That des Denkens dieſen begleitet. Mag eine Sprache immerhin durch kein äußeres Kennzeichen ihre Subſtantiva bezeichnen, ſo wird ihr an ſich ſyntaktiſch formloſes Wort dennoch durch die Seele des Sprechenden, der es mit jenem Nebengedanken der Selbſtändigkeit ausſpricht, zum Subſtantivum gemacht. Nicht ſo iſt ja überhaupt das Denken von der Sprache abhängig, als müßten nothwendig Zuſammenſtellungen von Klängen das Mittel ſein, in welchem es ſeine formelle Auffaſſung des Vorſtellungsinhaltes ausprägt. Hätte die Natur anſtatt der Rede dem

menſchlichen Geiſte eine andere Weiſe des Ausdruckes gleich dringend angeboten, ſo würde er dieſelben Unterſchiede, die uns in der einmal ausgebildeten Sprache in Geſtalt der Redetheile begegnen, in weſentlich gleichbedeutenden Formen auch in dieſem andern Stoffe auszudrücken verſucht haben; hätte ihm endlich gar keine Möglichkeit des Ausdruckes zu Gebote geſtanden, ſo würde er nichts deſtoweniger fortgefahren haben, innerlich jene Unterſcheidungen zu machen, obgleich in dieſem Falle mannigfach gehemmt durch den Wegfall der Unterſtützung, welche das Denken von ſeinem äußeren Ausdruck zurückempfängt. Die grammatiſche Form der Sprache kann daher allerdings hinter der logiſchen Gliederung zurückbleiben; aber wo ſie es thut, bleibt ſie in der That zurück, und jede von anfänglicher Rohheit wie von trümmerhafter Verwitterung gleichweit entfernte Sprache wird immer dafür ſorgen, die logiſchen Unterſchiede ihres Wortvorrathes auch in ihrer äußern hörbaren Lautgeſtalt anzudeuten. In weit größerem Maße geht dagegen die ſprachbildende Phantaſie über die Bedürfniſſe des Denkens hinaus und bringt eine große Menge grammatiſcher Formen und ſyntaktiſcher Regeln hervor, welche die ſteigende Entwicklung der Reflexion allmählig als entbehrlich fallen läßt. So haben Hauptwort und Zeitwort der älteren Sprachen nach und nach den Reichthum ihrer Flexionen eingebüßt, und der Gedanke hat gelernt, durch atomiſtiſche Zuſammenſetzung mehrerer Hülfsworte die feinen Nüancen des Ausdruckes zu erſetzen, welche ſie anboten; noch beſteht dagegen, in verſchiedenen Sprachen in verſchiedener Ausdehnung, die Geſchlechtsverſchiedenheit der Subſtantive und Adjective, und die Pflicht der letzten, ſich nach den erſten zu richten; ein Luxus der Sprache, der zwar ſinnreich iſt, aber doch nur einen entbehrlichen, äſthetiſchen Zuſatz zu der logiſch nothwendigen Gliederung der Gedanken bildet.

Entbehrlich freilich nur, ſobald wir die Sprache ausſchließlich für einen Abdruck der allgemeinſten Denkmittel halten wollen, durch deren willkürliche Anwendung die Erkenntniß der Dinge erſt vollzogen werden ſoll. Aber unſtreitig wollte ſie von Anfang

an mehr ſein; einen großen Theil der Arbeit, die ſo geleiſtet werden mußte, bot ſie ſchon fertig dem Bewußtſein an. Jeder Gegenſtand der äußern Wahrnehmung, jedes Ereigniß, jede räumliche Figur, die unſere Einbildungskraft entwirft, jedes Verhältniß zwiſchen Mehrerem erlaubt unſerer nachdenkenden Aufmerkſamkeit, ihm von verſchiedenen Seiten her beizukommen. Von faſt jedem Inhalte läßt ſich daher mehr als ein Begriff bilden, je nachdem unſere Nachconſtruction von dieſem oder jenem Beſtandtheil oder Beziehungspunkte beginnt, und in dieſer oder einer andern Reihenfolge die übrigen hinzufügt. Die Namen der Gegenſtände ſind in einer langbeſtandenen Sprache von der Erinnerung an ihre urſprüngliche Bedeutung hinlänglich befreit, die Conſtructionsweiſen zur Bezeichnung der Verhältniſſe hinlänglich locker geworden, um in dieſem Geſchäfte der individuellen Willkür der Einbildungskraft freieren Spielraum zu laſſen; frühere Geſchlechter mußten ſich mehr hierin gebunden fühlen. Die noch lebhaft gefühlte Herkunft ihrer Worte und die ceremonieller geregelte Verknüpfungsweiſe derſelben umgaben ſie wie mit einer Atmoſphäre allgemeinen, nationalen Denkens, in welchem über die Auffaſſungsweiſe von tauſend Gegenſtänden und Verhältniſſen von Gegenſtänden muſtergültig ſchon entſchieden und in deſſen Geiſte fortzudenken die natürliche Obliegenheit des Einzelnen war. Dies iſt das etwas zweideutige Geſchenk einer ſchon gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt; überlegen wir jedoch den unermeßlichen Vortheil, den jeder Einzelne von dieſer unendlich reichen, ihm fertig dargebotenen Gedankenwelt empfängt, die er durch ſeine eigenen Kräfte ſich auszubilden vollkommen unfähig ſein würde, ſo verſchwindet der geringe Nachtheil, den ſie ihm zugleich durch Gewöhnung an gewiſſe einſeitige Manieren der Auffaſſung anthut. Jedes Beſtreben jedenfalls, mit unbefangener individueller Freiheit ſeine eignen Gedanken zu ordnen, kann überhaupt nur auftauchen, wenn es an dieſem nationalen Schatze überlieferter Sprachweisheit ſeinen Ausgangspunkt hat und aus ihm die Kräfte ſeines Fortſchrittes zieht. Im Verlaufe der Zeiten ändert ſich

ohnehin dies Verhältniß der Sprache zum Denken. Je mehr sich der Mensch von einfachen Lebensbedingungen, in denen die poetische und gemüthliche Seite geselliger Beziehungen im Guten und Schlechten überwog, zu der Theilung der Arbeit wendet, vielfach reflectirend und untersuchend auf die Natur der Dinge eingeht, mehr von Geschäften zu sprechen beginnt, als von Gefühlen, je mehr sich mit einem Worte die technische Prosa des Lebens entwickelt, um so mehr streift die Sprache jene lebendigen Vorurtheile über die Dinge ab, die sie ursprünglich enthielt. Ihre Worte werden mit Verwischung ihrer Etymologie zu bloßen Bezeichnungen durch Laute; die Lust am Klange und den harmonischen Abwechselungen desselben erlischt; alte geheiligte Constructionsweisen gehen vor dem praktischen Bedürfniß eines knappen und strengen Ausdruckes für neue Beziehungen zu Grunde. So sehen wir zuletzt einzelne Gebiete, wie das der Mathematik, fast zur Wortlosigkeit fortschreiten und durch eine bloße Reihenfolge von Lautzeichen, deren schriftlich sichtbare Verknüpfung sich oft nur durch Pausen und Accente in der Rede wiedergeben läßt, die Weitläuftigkeit des Sprechens vermeiden; so überhaupt geht in dem Fortschritt männlicher Entwicklung manche äußere Schönheit der Form zu Grunde, und nicht die Nationen pflegen auf dieser Bahn voranzuschreiten, die fortfahren, mit umständlichem Aufgebot sonoren Wohllautes in langer Rede nur wenig Stoff auszudrücken.

Die Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Völker wird auch diese Verhältnisse, die hier anzudeuten genügt, ausführlicher zu berücksichtigen Veranlassung haben. Eine allgemeinere Betrachtung dagegen, der wir uns hier zu widmen haben, schließt sich an diese Bemerkung über die Rückwirkung der Sprache auf die Entwicklung der Ideen an. Wie man das Sprechen ein lautes Denken genannt hat, so hat auch der entgegengesetzte Satz nicht gefehlt, Denken sei inneres Sprechen. Keine der hierhergehörigen Fragen ist weniger übereinstimmend beantwortet worden,

als eben dieſe. Die eine Meinung ſieht durchaus in der Sprachfähigkeit den entſcheidenden Vorzug der menſchlichen Natur, der ſie allein zur Entwickelung eines wahrhaften Denkens aus dem blos mechaniſchen Vorſtellungslauf in Stand ſetze; die andere, obgleich ſie die Vortheile des Sprechens zugeſteht, hält nicht nur das Denken für unabhängig von ihm, ſondern ſcheint zuweilen zweifelhaft, ob nicht die Nachtheile noch mehr zu bedauern ſind, welche die Gewohnheit, den Sinn aller Gedanken innerlich an Worte zu knüpfen, mit ſich führt.

Man macht in dieſer Beziehung darauf aufmerkſam, ein wie ſonderbarer Aberglaube ſich unvermerkt in uns entwickelt: wie oft glauben wir nicht, einen Gegenſtand, deſſen Eigenſchaften wir von allen Seiten geprüft, und von dem wir uns ein vollſtändiges Bild entworfen haben, doch noch nicht vollſtändig zu kennen, ehe wir ſeinen ſprachlichen Namen wiſſen. Der Klang des Namens ſcheint plötzlich dieſe Dunkelheit zu zerſtreuen, obgleich er dem Inhalte nichts hinzufügt und auch keineswegs immer durch Andeutung eines beſtimmten Platzes aufklärt, welchen der Gegenſtand in einer Reihe, oder in dem Umfang irgend eines höheren Begriffes einzunehmen habe. Es iſt die Wonne der botaniſirenden Jugend, die lateiniſchen Namen der Blumen am Wege zu erfahren, und ſie geht getröſtet weiter, aber nur, um ſich ſogleich über einen Berg zu ärgern, der wunderbarer Weiſe keinen Namen hat, und alſo eigentlich gar nicht recht da iſt. Was vermißt ſie nun in dem einen Falle und was gewann ſie im andern? Ich kann dieſe Wunderlichkeit nicht für ſo unbedeutend halten, als ſie ſcheint; ich ſehe vielmehr in ihr ein Gegenbild oder eine Fortſetzung der echt menſchlichen Auffaſſungsweiſe, die ich in der Betrachtung der Sinnlichkeit hervorhob. Wir begnügen uns einmal nicht damit, daß ein Gegenſtand nur Object unſerer Wahrnehmung ſei; er exiſtirt nur mit Recht, wenn er Theil eines gegliederten Syſtems der Dinge iſt, das ganz unabhängig von unſerem Gewahrwerden etwas für ſich bedeutet. Sind wir nun nicht im Stande, die Stelle wirklich zu beſtimmen, die ein Er-

zeugniß der Natur in dem Ganzen derſelben einnimmt, ſo beruhigt uns allerdings der Name; er iſt doch wenigſtens ein Zeugniß dafür, daß die Aufmerkſamkeit vieler Andern bereits auf dem Gegenſtande geruht hat, den jetzt auch unſere Blicke treffen; er verſichert uns, daß die allgemeine Intelligenz wenigſtens ſchon dabei geweſen iſt, auch dieſem Gegenſtande ſeinen ganz beſtimmten Ort in dem Zuſammenhange eines größeren Ganzen anzuweiſen. Eben deshalb iſt ein Name, den wir willkürlich geben, kein Name; es reicht nicht aus, daß ein Ding von uns irgendwie genannt werde, es muß auch wirklich ſo heißen; der Name muß ein Zeugniß ſeines Aufgenommenſeins in die Welt des allgemein Erkannten und Anerkannten ſein und ſo der individuellen Willkür als eine eigne feſte Beſtimmung des Dinges unverletzlich gegenüberſtehen. Wie wenig beachten das diejenigen, welche durch die kleinen Zufälligkeiten ihres ſubjectiven Gedankenganges, durch die Capricen ihrer Phantaſie, die gern neue launenhafte Wege ſucht, ſich dazu verleiten laſſen, alte Gedanken in ungewohnte Worte zu verkleiden, die übliche Terminologie der Wiſſenſchaften umzuſtürzen und das ſeltſame Kunſtſtück auszuführen, alle Dinge anders zu nennen, als ſie heißen. Nur dem erſten Entdecker eines Gegenſtandes oder dem erſten Erfinder einer wiſſenſchaftlich wirkſamen Abſtraction kann die Stiftung des Namens freiſtehen, durch den er nun dem Gebiete des Wiſſens dieſen neueroberten Punkt hinzufügt.

Von größerem Gewichte iſt die andere Klage, daß im langen Gebrauche der Sprache ſich allmählig eine große Menge von Ausdrucksweiſen anhäuft, die vermöge der ſyntaktiſchen Gelenkigkeit der Rede ſich ſehr bequem mit einander verbinden laſſen, ohne daß der Gedanke dieſen Verbindungen nachkommen kann. Mit Worten läßt ſich viel bereiten, und ſo wie ja das offenbar Unſinnige ſich grammatiſch und ſyntaktiſch vollkommen richtig und elegant muß ausdrücken laſſen, ſchon damit man darnach fragen und eine verneinende Antwort hervorlocken kann: ſo wird noch mehr das Halbwahre, Unklare und Schiefe durch die Leichtigkeit, eine grammatiſch geſetzliche Form anzunehmen, mit dem Anſchein

allseitiger Richtigkeit täuschen. Man kann am deutlichsten diese Vorgänge bei den Combinationen der mathematischen Zeichensprache verfolgen. Manche specielle Zusammenstellung aufeinanderwirkender Zeichen, die ursprünglich nur für einen beschränkten Fall zum Ausdruck einer hier begreiflichen Relation erfunden war, kann man dann einer Reihe von Veränderungen oder von Anwendungen unterwerfen, die augenblicklich keinen angebbaren Sinn mehr haben, häufig auch trotz allem Fortrechnen mit ihnen keinen erhalten, zuweilen aber doch zur Entdeckung neuer wahrhafter Relationen führen, deren Bedeutung man hinterher zu verstehen anfängt. Die Gelenkigkeit der Sprache führt zu so günstigen Ergebnissen wohl sehr selten, und meistens läßt sie wirklich nur Auffassungsformen in uns entstehen, die sich von der Wahrheit mehr und mehr entfernen. Von diesem sehr reichhaltigen Gebiet des Irrthums müssen wir uns mit einem einzigen Beispiel, das freilich an sich schon sehr weit reicht, begnügen. Die Form des Substantivs steht ursprünglich nur den Dingen, die des Adjectivs den Eigenschaften, die des Verbum den Ereignissen zu. Aber die Sprache hatte allerdings das Bedürfniß, nicht immer in ihren Urtheilen von dem Dinge zu beginnen, und an dieses als Subject die Eigenschaften und das Geschehen zu knüpfen; sie wollte auch die Eigenschaften an sich und die Ereignisse an sich zum Gegenstand ihrer Reflexion machen. Deshalb trennte sie dieselben von ihrer Beziehung auf die Dinge und gab ihnen selbst substantivische Form, sei es, daß sie eine eigene Endung anhängte, um diesen neuen Charakter anzudeuten, sei es, daß sie durch Vorsetzung eines ihr zu Gebot stehenden Artikels den Infinitiv des Zeitwortes oder das Neutrum des Adjectivs als ein zusammengehöriges abgeschlossenes auf eignen Füßen stehendes Ganze bezeichnete. Wenn man die noch jetzt fortgehenden Streitigkeiten der Wissenschaften überblickt, die hauptsächlich mit Begriffen arbeiten und sich vor Irrthümern nicht durch die beständige Controle irgend einer Art maßgebender Anschauung schützen können, so wird man zugeben müssen, daß nichts verhängnißvoller ist, als

dieſes eine Beiſpiel von der Biegſamkeit der Sprache. Faſt überall ſehen wir die Neigung, die neue ſyntaktiſche Würde der Worte in eine neue metaphyſiſche Würde ihres Inhaltes umzudeuten. So haben wir faſt verlernt, von ſchönen Gegenſtänden zu ſprechen, d. h. wir vergeſſen, daß das, was wir ſchön nennen, urſprünglich nur eine adjectiviſche Beſtimmung iſt, die nur Exiſtenz an ihrem Träger hat; wir ſprechen jetzt von „dem" Schönen oder im glücklicheren Falle doch wenigſtens von der Schönheit, und unſere Aeſthetik iſt ganz überzeugt, das was nur eigenſchaftlich vorhanden ſein kann, nur dann richtig faſſen zu können, wenn ſie es zuvor unnatürlich als ein überall ſich ſelbſt gleiches Subſtantiviſches gefaßt hat. Sollen wir an die vielen ähnlichen Beiſpiele erinnern? an das Unendliche, an das Böſe? an den Kummer, den uns in ethiſchen Unterſuchungen die Gewohnheit bereitet, nicht von dem freiwollenden Geiſte, ſondern von der Freiheit zu ſprechen, als wäre ſie für ſich eine wirkſame Macht, deren Thätigkeit und Erfolge man beurtheilen könnte, ohne der Natur des Geiſtes zu gedenken, dem ſie zugehört?

In allen dieſen Fällen ſchafft uns die Sprache eine Mythologie, deren wir uns allerdings im Gebrauche der Rede nie ganz entſchlagen können, ohne aus Genauigkeit pedantiſch zu werden, aber deren Einfluß auf die Formung unſerer Gedanken wir doch ſorgfältig verhüten müſſen. Die Logik thut nicht überall das Ihrige zu dieſem Zweck, ſondern macht zuweilen in ihren Anweiſungen dieſer falſchen Neigung des Sprachgebrauches ſchädliche Zugeſtändniſſe. Um irgend einen Inhalt zu definiren, verlangt ſie ſeine Unterordnung unter einen höheren Allgemeinbegriff, der natürlich überall ſubſtantiviſch gefaßt wird, und dann die Hinzufügung eines beſonderen Kennzeichens. Auf dieſe Weiſe verliert jeder zu definirende adjectiviſche und verbale Inhalt ſeine natürliche Form und Stellung, die er beibehalten würde, wenn man den unbehülflichen und doch richtigeren Definitionsverſuchen des gemeinen Lebens folgte. Es mag noch ziemlich gleichgültig ſein, ob man ſagt, Krankheit ſei die Abweichung des Lebens von ſeiner

gesetzlichen Norm, oder ob man vorzieht zu sagen: krank sei ein lebendiger Körper dann, wenn er von dieser Norm abweicht; aber formell richtiger und der Sache angemessener ist die letztere Definition, in welcher das, was nur Zustand und Eigenschaft eines Andern sein kann, auch nur als Adjectivum auftritt und deutlich das Subject neben sich hat, an welchem allein es existirt. Behaupten wir: Elasticität sei die Eigenschaft der Körper, durch welche sie ihre Gestalt wiederherstellen, so ist der Ausdruck: elastisch sei ein Körper dann, wenn er dies thut, unbedenklich vorzuziehen; denn die erste Form enthält schon deutlich den Keim zu einer metaphysisch falschen Vorstellung, die sich immer aus solchem Sprachgebrauch entwickelt, nämlich zu der, eine Eigenschaft, die nichts ist, als die Bezeichnung eines Erfolges, für die bewirkende Ursache oder das hervorbringende Mittel dieses Erfolges anzusehen. Mathematik und Physik, in welche allein sich fast alles geflüchtet hat, was von wahrer und fruchtbarer Logik noch vorhanden ist, haben diese hypothetische Form der Definitionen überall aufgenommen, wo die Natur der Sache sie verlangt.

Aber die Sprache ist nicht allein zum Dienste des Denkens da, und alle jene Verselbständigungen abhängiger Vorstellungsinhalte, deren wir gedachten, sind für unsere poetisch lebendige und gemüthvolle Auffassung der Welt und ihrer Ereignisse ebenso unentbehrlich, als verführerisch für jenes. Dasselbe wird man über eine andere Unbequemlichkeit der Sprache urtheilen, die nur selten gefühlt wird, obgleich sie, wenn man sie ausdrücklich ins Auge faßt, groß genug erscheint. Auch die natürlichste Redeweise kann, da das Sprechen die Bestandtheile des Gedankens nur nach einander aufführt, nicht vermeiden, daß zuweilen eine Reihenfolge der Worte eintritt, die der Verbindung der von ihnen bezeichneten Vorstellungen nicht entspricht; der gebildete Styl aber, mit seiner Neigung, Vieles durch einander zu flechten, was der unbehülflichere Ausdruck einzeln aneinander reiht, verkehrt häufig

auf das auffälligſte die Ordnung, welche der Geſammtſinn ſeiner Rede eigentlich zu verlangen ſcheint. Ohne Zweifel wird eine ungeſchickte Benutzung dieſer Freiheiten als ſchwerfällige Dunkelheit empfunden; wieviel aber doch unſere auffaſſende und nachconſtruirende Phantaſie in dieſer Beziehung vertragen kann, zeigen am deutlichſten die Wortverſchränkungen der lateiniſchen Poeſie. Wo ſie durchaus zuſammengehörige und einzeln unverſtändliche Glieder der Rede trennen, finden wir doch häufig leicht eine Weiſe des Vortrages und der Accentuation aus, die uns das Gefühl ihres Zuſammenhanges auch in dieſer Stellung ſichert. Im Allgemeinen aber ſcheint es mir Unrecht, die beſte Anordnung der Worte in der größten Genauigkeit der logiſchen Abfolge zu ſuchen. Die Rede hat vielmehr auch den Zweck, die Wahrnehmung zu erſetzen. So wie nun in dieſer ſehr häufig der unbedeutende umfaſſende Hintergrund oder irgend eine auffällige Einzelheit ſich zuerſt zeigt, das wichtigere Ereigniß ſpäter, die offenbare Wirkung vor der verborgenen Urſache, das Leiden des Einen eher als die beſchädigende That des Andern: ebenſo wird die Rede am deutlichſten ſein, welche die einzelnen Beziehungspunkte in einer für die nacherzeugende Phantaſie anſchaulichen Reihenfolge auftreten läßt, gleichviel ob dieſe zugleich die logiſch richtige Rangordnung der innerlichen Beziehungen iſt. Denn wie in der Wahrnehmung ſelbſt unſer Urtheil über dieſen inneren Zuſammenhang wenig durch die zufällige Reihenfolge geſtört wird, in der ſich ihr Inhalt uns darbot, eben ſo erzeugt unſer Denken zu dem vorher fertig gegebenen anſchaulichen Bilde eines Ereigniſſes ſehr leicht die inneren Beziehungen hinzu, durch die es begreiflich wird; die Phantaſie findet dagegen große Schwierigkeiten, wenn ſie der Reihe nach gewiſſe Beziehungen auf Befehl der vorangehenden Worte vorſtellen ſoll, noch ehe ſie die anſchaulichen Zielpunkte kennt, auf welche dieſe vorgeſtreckten Arme des Gedankens fallen werden.

Aber wenn die Abweichung der geſprochenen Worte von der logiſchen Ordnung der Gedanken uns ernſtliche Schwierigkeiten nicht bereitet, ſo knüpft ſich an ihren Zeitverlauf überhaupt ein

vielleicht wichtigeres Bedenken. Nicht nur in der Mittheilung dehne die Sprache die zu überliefernde Meinung, den kurzen Sinn zu langer Rede aus; die Gewohnheit, sich ihrer zu bedienen, verwandle auch die innere Ueberlegung in ein stilles Sprechen und verzögere sie. An sich schon bedürfe allerdings das Denken einer Zeit, um die Beziehungen mannigfacher Elemente zu vollziehen, in denen seine Aufgabe besteht; aber die beständige Miterinnerung der Worte verlängere über Bedürfniß diese Zeit durch ihre Abhängigkeit von körperlichen Bedingungen, von denen das Denken selbst sich hätte freihalten können.

Mancherlei Thatsachen bestätigen diese Behauptung. Wer eine Melodie in der Erinnerung sich wiederholen will, wird sich an ein gewisses Tempo gebunden finden; nicht schneller verlaufend kann man eine Tonreihe vorstellen, als man wohl oder übel im Stande sein würde, sie zu singen. Denn unwillkürlich begleiten wir die Gehörbilder der Töne mit leisen intendirten Bewegungen der Stimmorgane, und wir können jene nicht rascher aufeinander folgen lassen, als diese einander ablösen können. Dem musikalisch Gebildeten mag es gelingen, sich dieser verzögernden Gewohnheit zu erwehren, und nur als Hörender sich zu den Tonbildern zu verhalten, die vor seiner Erinnerung wieder auftauchen; aber auch er wird von diesen Tonbildern keine größere Anzahl in der Zeiteinheit deutlich sich zurückrufen, als die physiologisch begrenzte Leistungsfähigkeit seines Hörnerven ihm verstattet hätte, in derselben Zeiteinheit wirklich zu hören. Dasselbe begegnet uns nun bei der Erinnerung der Worte; die vielen kleinen Schwierigkeiten, welche der Wechsel von Selbstlautern und Mitlautern dem Sprechenden bereitet, verlangsamt auch in der bloßen Vorstellung der Rede die Aufeinanderfolge der Wortbilder. Und nicht einmal für alle Menschen in gleichem Grade; denn die Gelenkigkeit der Muskelbewegung oder der wechselnden Antriebe zu ihr ist in verschiedenen Körpern verschieden. Es ist keine ausnahmslose, aber eine häufige Wahrnehmung, daß der Hang zu geschwindem Sprechen in umgekehrtem Verhältniß zur Körperlänge steht. Sehr kleine

Menſchen, grade wie auch ihr Schritt wegen der Kürze ihrer Beine ſchneller iſt und ihr Herz meiſt häufiger ſchlägt, haben auch eine natürliche Neigung zum Schnellſprechen; ſei es daß ſie nebenbei auch Schwätzer ſind, oder viel ſchweigen und dann nur das Ihrige raſch herſagen. Hochgewachſene Leute wird man im Sprechen meiſt langſam und phlegmatiſch finden; das Tempo ihrer Rede ſteht in Uebeinſtimmung mit den umfänglicheren Pendelſchwingungen ihres Schrittes und der Seltenheit ihres Herzſchlages; im Uebrigen rinnt der Strom ihrer Rede bald beſtändig, bald lieben ſie es ſich über die meiſten Gegenſtände auszuſchweigen. Hat doch dieſer Beobachtungen die nachbildende Phantaſie der lebendigen Menſchenkenntniß längſt ſich bemächtigt: aus dem kleinen Wuchs und ſeiner ſanguiniſchen Lebhaftigkeit hat ſie durch Uebertreibung dieſer Combination eine bekannte komiſche Charakterfigur geſchaffen, in welcher ſie ſchlagfertigen Witz, ſchnelle Entflammung für kleine Zwecke und Geneigtheit zu Uebereilungen aller Art verkörpert; die lange phlegmatiſche Geſtalt, in gleicher Uebertreibung eine nicht minder beliebte Maske, hat ihr die umſtändliche Gründlichkeit und das Zuſpätkommen in jeder Beziehung auszudrücken geſchienen.

Es iſt überflüſſig, die Genauigkeit dieſer kleinen Beobachtungen weiter zu unterſuchen; auch wenn ſie vollkommen triftig wären, würden ſie doch nur beweiſen, daß unſer Gedankenlauf ſo lange, als wir ſeinen Inhalt in ein innerliches Sprechen verwandeln, ein beſcheidenes Maß zeitlicher Geſchwindigkeit nicht überſchreiten kann. Aber wenn man auf die fühlbare Ungeduld aufmerkſam macht, mit welcher häufig unſer Denken voraneilen möchte, und doch genöthigt iſt, bei einer einfachen Vorſtellung zu verweilen, bis die innerlich hörbare Erinnerung ihrer zuſammengeſetzten Wortbezeichnung zu Stande gekommen iſt, ſo führt man durch dieſe andere Beobachtung von ſelbſt den Nachtheil, welchen man von der Gewöhnung an die Sprache erwartet, auf ſein richtiges Maß zurück. Denn man bezeugt durch ſie eben, daß unſer Gedankenlauf nicht durchaus an dieſe verzögernde Miterinnerung der Worte gebunden iſt, daß er ihr wirklich voraneilt, und daß

in uns, wie in den Seelen der sprachlosen Thiere ein kleiner Zeitraum wirklich eine große Menge von Vorstellungen in dem regelmäßigen Zusammensein und in der geordneten Reihenfolge einschließt, welche sie befähigt, zum Beweggrunde eines augenblicklichen zweckmäßigen Handelns zu werden. Würde aber diese Bewegung des sprachlosen Vorstellens, wenn sie allein in uns vorkäme, alles das leisten können, was der Lauf unserer Gedanken zwar verzögert, aber doch wirklich leistet, wenn er sich dieser Fessel der anhängenden Erinnerung an die Worte der Rede nicht entzieht?

Diese Frage glauben wir verneinen und die Ansichten zurückweisen zu müssen, die, für das Unaussprechliche begeistert, von der Sprache nur Benachtheiligung einer von ihnen ersehnten höheren Erkenntniß zu erfahren glauben. Alles das, was der Gedanke nothwendig in einem untheilbaren Augenblick zusammenbesitzen müsse und auch wirklich besitze, das dehne sie erst zu einer successiven Mehrheit auseinander und bilde aus der unmittelbaren Anschauung der Phantasie das discursive Denken aus. Hin- und herlaufend bewege sich der Gedanke zwischen den auseinanderfallenden Elementen seines Inhaltes, die der eigensinnige Zeitverlauf dieser stillen Rede nie zu vereinigen gestatte. Jenes beziehende Denken, das wir früher als Keim aller höhern geistigen Ausbildung ehrten, sehen wir hier gescholten als die kümmerliche Form, in welcher uns die Gewöhnung an die Sprache große Aufgaben nur noch unvollkommen zu lösen erlaube. Denn widerspricht nicht all dieses Beziehen seinem eignen Zwecke? Hätte unsere Phantasie nicht vorher an dem Leitfaden der langsam abrollenden Rede die Punkte getrennt, die mit einander vereinigt sein sollten, wozu hätte sie nöthig, dann das Getrennte wieder mühsam auf einander zu beziehen? Fruchtlos dann, wenn unser Vorstellen den ersten Beziehungspunkt vergessen hätte, sobald es den zweiten erwähnte; überflüssig dann, wenn es ihm möglich ist, die beiden und ihre Beziehung zugleich in einem ungetheilten Augenblick festzuhalten.

Mildern wir zuerſt dieſe Vorwürfe; denn ſie treffen nicht die Sprache allein, vielmehr auch unſer Denken an ſich, ſie treffen außerdem unſer ganzes Daſein. Wir denken nicht blos discurſiv, ſondern wir leben auch ſo; wir bearbeiten nicht blos die Wahrnehmungen in dieſer Weiſe, ſondern auch ſie ſelbſt bieten ſich in keiner andern dar. In keinem Augenblicke ſind wir zugleich das, was wir waren oder ſein werden, und ſelbſt von dem, was wir ſind, iſt uns in jedem Augenblick nur ein kleiner Theil bewußt. Und die Gegenſtände kommen ebenſo fragmentariſch an uns; wir fühlen nun einmal den Pulsſchlag, der das eigne Sein der Dinge belebt, nicht unmittelbar durch unſer Herz gehen; die ſchaffende Kraft, die ſich in ihnen regt, und die Idee, die ihre wechſelnden Zuſtände zu einem Ganzen verknüpft: Das alles müſſen wir nothgedrungen durch allmähliges Zuſammenſetzen einzelner Erfahrungen zu errathen ſuchen; was an ſich wohl Eins ſein mag, iſt für uns unvermeidlich ein angeſpanntes Netz von Beziehungen zwiſchen Vielem. Sehnen wir uns über dieſe Zerſplitterung hinaus nach jener ſtillen, nicht Anſchauung, ſondern Durchſchauung der Dinge, die wir uns als das allmächtige mühloſe Wiſſen Gottes vorſtellen, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß vereinzelte Augenblicke einer Annäherung zu dieſem Zuſtande auch uns gegeben ſind, daß aber unſere Unfähigkeit, ſie zu der dauernden Helligkeit eines unterſchiedloſen Denkens zu verbinden, nicht die Schuld der Sprache, ſondern unſers ganzen geiſtigen Weſens iſt. Wenn wir dem Vortrage eines Gedichtes, dem Laufe einer Melodie gelauſcht haben, und wir vergeſſen nun Worte und Töne wieder, und es dauert doch in einer bleibenden Stimmung unſers Gemüthes alles das lebendig fort, was ſie ſagten; wenn wir nach langer Ueberlegung, Gründe und Gegengründe abwägend, endlich uns entſchloſſen haben und wir fühlen in dem Willen, der uns jetzt erfüllt, alle die Antriebe noch auf einmal wirkſam, die unſer Gedanke vorher einzeln prüfte; wenn wir zuerſt die zerſtreuten Theile einer Landſchaft mit dem Blicke durchlaufen, und dann, nachdem längſt die beſtimmten Umriſſe unſerer Erinnerung wieder

entſchwunden ſind, doch noch an einem unverlierbaren Geſammteindruck zehren: da überall gelingt uns wirklich jene Vereinigung und Verdichtung tauſendfacher Einzelheiten zu dem Ganzen einer überſinnlichen Anſchauung, die wir dann nur ungern zur Mittheilung an Andere wieder in die Beſtandtheile auflöſen, aus denen ſie entſtand.

In allen dieſen Fällen wurden wir etwas; jenes Mannigfache blieb nicht außer uns, ſondern aller Werth ſeiner innern Verknüpfung wiederholte ſich in einem neuen Zuſtande unſers eignen Innern ſo vollkommen, daß wir meinen konnten, wir hätten uns ſelbſt in den Geiſt der Erſcheinungen verwandelt, die wir bewunderten. Aber nur das unendliche Weſen, das in Wahrheit ſelbſt alles das wäre, was es als Gegenſtand ſeines Sinnens ſich gegenüberſtellt, würde ſo das Weſen aller Dinge in ſich nacherleben, und eben indem es ſie erlebt, jeder Betrachtung entbehren können, die an ihrem Aeußeren hin- und hertaſtend ſie zu erathen ſuchte. Dem endlichen Geiſte bleibt nichts übrig, als die Natur der Dinge nach den Analogien ſeiner eigenen zu begreifen. Für ihn iſt das Wollen nicht zugleich Vollbringen, das Denken nicht Sein, für ihn fallen die handelnden und die leidenden Elemente der Welt als verſchiedene Punkte auseinander und er kann die Einheit deſſen, was hier iſt und geſchieht, nur als das Uebergehen einer Wirkung von einem zum andern faſſen; für ihn iſt es unklar, wie die Mannigfaltigkeit ſucceſſiver Erſcheinungen Eins iſt mit der Einheit des Weſens, und er iſt genöthigt ſie als Prädicate von ihrem Subjecte zu trennen, an dem ſie nur durch den Faden einer Beziehung haften; für ihn endlich realiſiren die Zwecke ſich nicht von ſelbſt, ſondern dies Eine Leben der Idee, die Alles in Allem iſt, verwandelt ſich ihm in das Zuſammenſtimmen vieler Mittel, die von einander unabhängig auftreten. Alle dieſe Analogien, dieſe Begriffe von Ding und Eigenſchaft, von Kraft und Wirkung, von Weſen und Erſcheinung, und alle jene Formen der Beziehung, welche dieſe zerſtreuten Glieder wieder verbinden muß der menſchliche Geiſt zur Erkenntniß der

Dinge anwenden. Und so sehr ist diese Weise des Beziehens ihm nothwendig, daß sogar jeder Augenblick einer Erhebung des Gemüthes, in welchem wir wirklich jene höhere Einheit finden und genießen, einen unruhigen und ängstlichen Druck auf uns ausübt, bis auch sein Inhalt von uns wieder in irgend einer Form der Verbindung des Mannigfaltigen ausgedrückt, in ihr anschaulich fixirt ist und nun noch einmal von uns in dieser hin- und herstreifenden Bewegung des Denkens genossen werden kann. In jeder poetischen Phantasie, bevor sie ihr Werk geschaffen hat, liegt jene mystische Einheit, und jede sucht sich ihr zu entringen, indem sie es schafft; das Schönste, was wir selbst sein könnten, würde uns nicht genügen, weil wir es nicht anders ganz zu sein verstehen, als indem wir seine formlose Tiefe in die Fläche einer beziehungsreichen Erscheinung ausbreiten.

Die Sprache ist in Allem, was sie thut, nur der Abdruck, nicht die Ursache dieser Neigung unsers Geistes. Aber nachdem ich so lange sie nur gegen Tadel vertheidigte, kann ich kürzer die Behauptung hinzufügen, daß selbst diese Form des Denkens, die einzige, die wir endlichen Wesen besitzen, ohne eben diesen Abdruck, den sie in der Sprache sich gibt, in der That sehr unvollkommen bleiben würde. Die Sprache lehrt dem Geiste allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber sie ist ihm unentbehrlich, wenn er diese Elemente zu dem weitläuftigen Ausbau seiner Bildung verbinden will. Wie wir überall uns an sinnlicher Anschauung erfrischen und von dem Erfolg einer Mühe erst durch ein sichtbares Ergebniß tröstlich überzeugt werden, so muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatischen und syntaktischen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die systematische Vielheit ihrer möglichen Beziehungen in fester, sinnlicher Erscheinung vor uns stehen. Es ist keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorstellungen und Vorstellungsmassen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden sollen, namenlos und nur als die Affectionen unserer Seele, die sie ursprünglich sind, in demselben Augenblick

unser Bewußtsein füllen; mag es sein, daß sie auch so nicht blos ein ungeordneter Haufen sind, sondern daß wirklich schon zwischen ihnen Verhältnisse obwalten, die den später auszusprechenden gleichgelten, so nimmt doch unser Bewußtsein diese ganze innere Organisation nicht wahr. Sie hat erst Wirklichkeit und Wahrheit für uns, wenn wir im Geschäft des Aussprechens zuerst die eine Vorstellung hervorheben, und dann gemahnt durch die syntaktische Form, die wir ihrem Namen gegeben haben, nach einer bestimmten Richtung über sie hinausgehen, viele andere vorläufig zurückstoßen und hemmen, bis vor allen diejenige zweite, auf welche jene Richtung hinwies, der ersten verknüpft ist. Kein Gedanke ist deutlich und rein, ehe er diese Zerlegung und Wiederverknüpfung erfahren hat, und die einfachste Selbstbeobachtung kann Jeden lehren, wie in dem Maße, als diese plastische Gestalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten der früher unausgesprochenen verschwinden. Wie jedes Kunstwerk erst, wenn es in Marmor oder Erz fertig gebildet ist, eine volle zusammenstimmende Wahrheit sein kann, als Conception in der Phantasie des Künstlers aber immer eine fragmentarische und lückenvolle Schönheit bleibt, so ist für die Menschheit die Sprache das allgemeine bildsame Material, in welchem sie ihr Vorstellungswogen allein zum Denken ausarbeitet.

Ich habe mit Vorliebe diesen Gesichtspunkt hervorgehoben, der nahe Verwandtschaft mit dem hat, was den beständigen Grundgedanken dieser Betrachtungen bildet, mit der Ueberzeugung, daß alles, was wir etwa für den höchsten Inhalt der Welt erklären möchten, für uns nicht anders als durch einen gesetzlichen Mechanismus realisirt zu denken ist. Ich wende mich nur flüchtig noch einmal zu der ersten Gestalt zurück, in der uns die Sprache erschien. Ursprünglich zum Mittel der Mittheilung bestimmt, wuchs sie uns unversehens zu einem selbständigen Organismus auf, dessen Bildung nicht mehr in unserer Willkür liegt, sondern dessen eingeborner Natur wir uns fügen müssen. Wie viel nun die Sprache auch in jener ihrer ersten Bestimmung, wie viel also

die Möglichkeit des Gespräches zur Höhe der menschlichen Entwicklung beiträgt, bedarf nur kurzer Erinnerung. Nicht nur die erste Erziehung, deren Unerläßlichkeit uns noch später fühlbar werden wird, sondern auch die weitere Ausbildung des schon lebendig erwachten Geistes findet in ihr ein unentbehrliches Hülfsmittel. Der einsam sich fortbewegende Gedankengang des Einzelnen, dem nur neue äußere Wahrnehmungen eine veränderte Richtung geben würden, wird heilsam unterbrochen durch die Fragen und Antworten des Andern; die Einseitigkeit der Vorstellungsassociationen erweitert sich unter dem Einflusse einer fremden Gedanken- und Gefühlswelt, die theils neue Anschauungen zuführt, theils neue Gesichtspunkte der Betrachtung für die gemeinsamen. Aber wozu im Allgemeinen hier aufführen, was im Besondern unsere Aufmerksamkeit später auf sich ziehen muß? Fügen wir nur noch hinzu, daß auch den Gedanken des Einsamen die Sprache ähnliche Dienste leistet. Aus dem Laut der Namen, aus dem metrischen Rhythmus ihrer Verknüpfung entstehen für ihn begleitende Vorstellungen und Gefühle, entstehen ferner Erinnerungen an Abwesendes, die nicht in solcher Fülle und Klarheit den stummen Lauf wortloser Gedanken begleiten würden. Wie dem Dichter zuweilen der Reim unvermuthet eine anmuthige Wendung bescheert, so führen die Worte überhaupt durch die vielfachen Associationen, die sich an ihre so häufig bildliche Bedeutung knüpfen, unsere Phantasie manche sonst verschlossenen Wege, nicht immer zum rechten Ziel, oft in Wildniß endend, aber immer ein reiches Feld vor uns eröffnend, auf welchem wir die Früchte wählen können, die uns taugen.

Viertes Kapitel.

Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Aequivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wissen und zum Handeln. — Die Entstehung der besondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandsbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Causalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung.

Ich habe vermieden, in den vorangegangenen Betrachtungen den ersten Ursprung der Sprache zu berühren; eine Frage, die ohnehin durch das kurze Geständniß unserer Unwissenheit vielleicht eben so passend beantwortet würde, als durch die wenigen Bemerkungen, zu denen uns später eine andere Veranlassung bevorsteht. An jeden Einzelnen kommt die Sprache nur in der Ueberlieferung der Erziehung; sie tritt ihm als ein fertiges, nur in wenigen Zügen noch bildsames Ganze gegenüber, dessen Geist er sich aneignet, und dem er im glücklichsten Falle kleine Antriebe zur Fortentwicklung zurückgibt, die völlig gegen die unberechenbare Größe dessen verschwinden, was er von ihm empfing. So weit wir in der Geschichte zurückgehen, finden wir überall das nämliche Schauspiel; auch in den ältesten Zeiten bietet sich uns die Sprache als eine längst entwickelte Bildung dar, an deren Gedeihen die vereinigte Kraft ungezählter vergessenen Geschlechter gearbeitet hat. Nun war es nicht unsere Absicht, schon hier die inhaltvollen Güter der Humanität zu betrachten, deren Entstehung nur durch die ineinander greifenden Bemühungen der Menschheit gesichert wird. Noch fern von aller geschichtlichen Entwicklung strebten wir vielmehr die immer sich gleichbleibenden und überall, zu jeder Zeit und in jedem Individuum vorkommenden Anlagen aufzufinden, die der menschliche Geist als die Mittel zu diesen Werken besitzt. Sie befähigen den Einzelnen keineswegs, aus

eigner Kraft das Ziel der Humanität zu erreichen, aber sie setzen ihn in den Stand, theils zu benutzen, was Anderer Anstrengung ihm vorarbeitete, theils diesem überkommenen Schatze einen jener unmerklichen Beiträge hinzuzufügen, aus deren Aufsammlung der langsame Fortschritt der allgemeinen Bildung erwächst. Es mußte uns deshalb hier genügen, die Antriebe zu erwähnen, die jeden einzelnen Geist bewegen, die ihm dargebotene Sprache als eine Befriedigung seines eignen Bedürfnisses begierig aufzufassen, und die ihm gestatten, sich derselben mit der instinctiven Schnelligkeit eines mitfühlenden Verständnisses zu bemächtigen, das von selbst ganz gleichartige Anfänge zu ihrer Schöpfung gemacht haben würde, hätte nicht die verwandte Thätigkeit früherer Geschlechter sie ihm bereits vollkommen gestaltet entgegengebracht.

Richten wir unsere Blicke auf die übrigen Erscheinungen des menschlichen Lebens, so begegnen wir überall einem sehr ähnlichen Bilde. In unserer Wissenschaft und in der alltäglichen Beurtheilung der Dinge, in unsern moralischen Ueberzeugungen und in der unwillkürlichen Sitte des Benehmens, in den großen Werken einer massenbewältigenden Technik, wie in den geringfügigen Vorkehrungen des gewöhnlichsten Bedarfes, allenthalben zehren wir von einem unberechenbaren Kapital bekannter und unbekannter geschichtlicher Vorarbeit. Ja so allgemein ist dieser Charakterzug unserer Cultur, daß man stets die Möglichkeit, durch geschichtliche Ueberlieferung fortzuschreiten, als das unterscheidende Kennzeichen menschlicher Bildung dem entwicklungslosen Seelenleben der Thierwelt entgegengesetzt hat. Aus dieser uns umgebenden Masse des Herkommens die gleichartigen Arbeitskräfte auszusondern, mit denen stets von neuem jeder einzelne Geist nach einer unveränderlichen Anlage unserer Natur zu jenem Gesammtwerke mit antritt, dieser Versuch ist um so schwieriger, je verschiedener schon der nächste Erfolg solcher Kräfte nach der Gunst oder Ungunst der Stelle ausfällt, an der jeder zur Mitarbeit berufen wurde. Man ist eben so leicht verleitet, dem menschlichen Geiste zu viel an Naturanlage zuzugestehen, als man

anderseits Gefahr läuft, die Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung zu überschätzen. Namentlich frühere Zeiten neigten zu dem ersten Irrthume hin; zu jedem großen Erfolge, den die Menschheit in ihrer Bildung errungen hat, theilten sie dem Einzelnen eine unmittelbare, auf dieses Ziel gerichtete Anlage zu, der nichts weiter fehlte, als so fertig, wie sie war, erweckt zu werden. Diese Meinungen sind nicht mehr im Geschmack des Zeitalters; wir wissen, daß keine unmittelbare Naturstimme den einzelnen Menschen die Früchte der Humanität im Traume finden lehrt, sondern daß eine lange Entwicklungsarbeit der Menschheit die für ihn gereift hat, die er brechen kann. Aber wir sind anderseits vielleicht geneigt, über dem Geräusch geschichtlicher Wechselwirkungen, an welche wir die Fortschritte der Bildung geknüpft finden, die Unentbehrlichkeit der ausdrücklichen Anlagen etwas zu übersehen, die im Stillen den äußeren Bedingungen entgegenkommen müssen. Ich habe nur kurz hier zu erinnern vor, was ich über diese Neigung schon früher zu bemerken hatte.

Als wir im ersten Theile dieser Betrachtungen die allgemeine Organisation besprachen, die wir in jedem Seelenleben, welcher Gattung es auch angehöre, voraussetzen mußten, konnten wir die nothwendige Einheit der Seele nicht dahin deuten, daß um ihretwillen dieser nur eine einzige, durchaus gleichartige Grundform ihres Wirkens erlaubt wäre. Nur so viel schien jene Einheit zu verlangen, daß alle Aeußerungsweisen der Seele, wie ursprünglich verschiedenartig und unzurückführbar auf einander sie immer sein mochten, sich doch als zusammenpassende Glieder in das Ganze Eines Planes, Eines Charakters fügen. Gingen daher die verschiedenen Vermögen der Seele nicht alle eines aus dem andern, sondern zum Theil nur neben einander aus der Tiefe ihrer Natur hervor, so bemerkten wir doch, daß ihr Beieinandersein einen zusammenstimmenden Accord bildete, und daß diese Natur der Seele, um ihres vollen Wesens willen, nicht die eine jener Thätigkeiten entfalten kann, ohne, wie einer poetischen Gerechtigkeit gemäß, einen mehr oder minder großen Antheil der

übrigen hinzuzufügen. Mit dieſer Vorſtellung, die ſich auf das Seelenleben jeder Gattung von Geſchöpfen bezog, kamen wir vor kurzem, nach dem Plane des zweiten Theiles unſerer Ueberlegungen, zu der Frage, welche Gründe die verſchiedenen Entwicklungshöhen der verſchiedenen beſeelten Geſchlechter beſtimmen. Hier war es nun eine mögliche Meinung, daß die Natur aller Seelen gleichartig ſei, und daß die Einwirkung aller vereinigten äußern Bedingungen, ſowohl derjenigen, die in der Organiſation der Körper liegen, als derer, welche Schauplatz und Schickſale des Lebens hinzufügen, die beſtimmte phyſiſche Entwicklung jeder Gattung, das Zurückbleiben der Thierwelt dort, und hier den Vorrang menſchlicher Bildung verurſache. Wir glaubten uns nicht im Stande, dieſe Meinung entſchieden zurückzuweiſen; im Gegentheil wird man nie umhin können, ihren Verſuchen zur Erklärung mit Antheil zu folgen, denn ohne Zweifel ſind ſie in weiter Ausdehnung wohlberechtigt. Aber was ſie bis jetzt geleiſtet haben, gibt uns doch den Eindruck, als führten ſie uns immer beinahe bis dahin, wo die Hemmung des thieriſchen und der Aufſchwung des menſchlichen Seelenlebens aus den Umſtänden erklärlich wird, und als ließen ſie dann regelmäßig einen Reſt, der aus dieſen Umſtänden nicht erklärlich wird. Wir kommen häufig faſt bis an das Ziel, und immer fehlt etwas, um es ganz zu erreichen: es fehlt der Nachweis, woher doch dem begünſtigten Geſchlechte der Menſchen die Regſamkeit überhaupt und der gute Wille rührt, alle Vortheile der äußern Bedingungen zu benutzen, und ſelbſt gegen manche Ungunſt derſelben anzugehen, und woher anderſeits der Bann rührt, welcher die Thierwelt in gewiſſen Grenzen zurückhält, deren Unüberſchreitbarkeit für ſie in keiner völlig zwingenden Weiſe aus ihren Lebensverhältniſſen dargethan werden kann.

Dieſe Betrachtungen geben der andern möglichen Meinung ein Uebergewicht, das ſie freilich für uns auch aus allgemeineren Gründen haben würde, der Meinung, daß den äußern Bedingungen in jeder Gattung eine eigenthümliche Natur der Seele entgegenkomme, die von ihnen entwickelt werden ſoll. Ohne die

allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus zu ändern, denen jedes Seelenleben unterliegt, ändert doch diese Natur, wie ein specifischer überall hindurchwirkender Coefficient, die Gestalt des Erfolges, der aus der Anwendung jener Gesetze entspringt, und in dieser Weise bildet sie den Grund der eigenthümlichen Richtung und Höhe der späteren Entwicklung. Die Wirksamkeit dieses Grundes kann ohne Zweifel durch Hindernisse beschränkt werden, aber keine Gunst der Umstände ersetzt ihn, wo er fehlt; Verkümmerung von Keimen kommt auf jedem Gebiete vor und auch die menschliche Entwicklung wird nicht überall ihre Bestimmung erfüllen; aber selbst in thierischer Verwilderung schließt der menschliche Geist eine Fähigkeit der Verbesserung ein, die der ursprünglichen thierischen Seele unter den günstigsten Verhältnissen fehlt. Dies ist die Ansicht, die wir weiter verfolgen werden. Ich kam auf ihren allgemeinen Ausdruck jetzt nicht mit dem Vorsatz zurück, ihre nothwendige Geltung zu beweisen; vielmehr mag sie nur als die Ansicht meiner Wahl auftreten, einer Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, von denen dahingestellt bleiben kann, ob innere Gründe zuletzt eine von ihnen doch noch als unmöglich verrathen werden. Ueber die weitere Ausführung dieser Auffassung dagegen und über ihre Schwierigkeiten hatte ich vor, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die eine Seele von der andern, was die menschliche namentlich von der thierischen unterscheidet, das tritt nicht wie ein einzelner abtrennbarer Formbestandtheil zu andern unverändert bleibenden hinzu, oder an die Stelle eines wegfallenden ein, sondern ist wie ein eigenthümliches schwer bestimmbares Colorit über das ganze Gemälde des inneren Lebens ausgebreitet. Schon die Sprache gibt dies in ihren Bezeichnungen der inneren Ereignisse zu, wenigstens da, wo sie noch unbefangen den Gesammteindruck der Beobachtung in ihren Benennungen wiedergibt. Man muß im Einzelnen den Thieren viel Ueberlegung, viel Combination der Gedanken und manchen überraschenden Zug des Scharfsinnes zugestehen: aber den Verstand spricht man ihnen

doch gern ab; sie träumen im Schlaf und denken ohne Zweifel auch wachend an Abwesendes und Künftiges: aber kaum reden wir gern von ihrer Einbildungskraft, Phantasie verweigern wir ihnen durchaus; sie haben ganz gewiß Gefühle, und nicht blos roh sinnliche, sondern wir reden von der Treue des einen, dem Edelmuth des andern: aber im Ganzen Gemüth und Herz behalten wir doch dem Menschen vor; wir müssen leidenschaftliche Erregungen in ihnen annehmen und finden, daß manche derselben in manchen Gattungen durch Zucht unterdrückt und verhütet werden kann: aber freie Selbstbeherrschung schreiben wir doch dem Menschen allein zu, obgleich wir gestehen müssen, daß er eigentlich nie völlig erweislich von seiner Freiheit Gebrauch macht, sondern daß das Ueberwiegen der einen Leidenschaft über die andere und die Furcht der Zucht auch für ihn der häufigste Bestimmungsgrund des Handelns ist. In allen diesen Beziehungen erscheint das menschliche Geistesleben nicht durch eine besondere Natur der Elemente bevorzugt, aus denen es besteht; es sind im Gegentheil schließlich dieselben Mosaikstifte, aus denen sein Bild wie das des thierischen Dichtens und Trachtens zusammengesetzt ist; seine Eigenthümlichkeit liegt in der Art ihrer Verknüpfung und Benutzung, in dem Sinne, der mit diesen Mitteln arbeitet und der alle einzelnen Erfolge durch die Bedeutung veredelt, welche er ihnen als Ausdrücken eines beständigen und in sich zusammenhängenden Lebensplanes verleiht. Jene Einheit, die nur darin besteht, daß mannigfache Thätigkeiten als gleich nothwendige Folgen aus dem Grunde einer und derselben Natur hervorgehen, kommt ohne Zweifel auch jeder Thierseele zu; an dem menschlichen Geiste tritt darüber hinaus noch der Charakter einer methodischen Entwicklungsarbeit auf, welche sehr vielgestaltige Mittel zur Verwirklichung einer als Zweck und Bestimmung vorschwebenden Bildung zusammennimmt.

Von dieſem Eindrucke iſt eigentlich immer diejenige Auffaſſung des Seelenlebens geleitet worden, die ſich außerhalb der wiſſenſchaftlichen Schule entwickelte; von ihm läßt ſich weſentlich auch die eigenthümliche Form der Pſychologie beherrſchen, die gern unter dem beſondern Namen einer Lehre vom Geiſte ſich von den übrigen Bearbeitungen dieſes Gebietes unterſcheidet. Denn wenn wir alle Irrungen beiſeit laſſen, welche theils die eigene Unklarheit dieſer Anſicht, theils die herausgeforderte Leidenſchaftlichkeit ihrer Gegner verſchuldet hat, ſo zeigt ſich leicht, daß ihre eigene Meinung und der Grund des Beifalls, den ſie immer wieder finden wird, in ihrer Uebereinſtimmung mit einer ſehr kenntlichen Neigung der gewöhnlichen Meinung beſteht. Unſere unbefangene Wißbegierde nimmt keineswegs bei allen Gegenſtänden in erſter Linie daran Intereſſe, wie ihre einzelnen Merkmale und Zuſtände wohl entſtehen und ſich erhalten mögen, ſondern daran, wie dieſe Mannigfaltigkeit zuſammenpaßt. Namentlich die Betrachtung des geiſtigen Lebens hat zwar ſchon früh auch jene andern Fragen nach dem Mechanismus ſeines Betriebes aufgeworfen, aber weit lebendigeren Antheil nahm ſie doch von jeher an dem Verſuche, die mannigfachen Vermögen, Thätigkeiten und Wirkungsgewohnheiten, die wir in unſerem Innern antreffen, als unter einander zuſammenſtimmende Functionen aus einer einzigen umfaſſenden Tendenz abzuleiten. So wie wir die einzelnen Züge eines Kunſtwerkes in ihrer Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit für den Ausdruck der ganzen Einen Idee deſſelben verfolgen, ohne uns vorläufig um den techniſchen Verwirklichungshergang zu kümmern, durch welchen ein Zug neben dem andern im Erz oder Marmor ausgeprägt wurde: ebenſo ſuchen wir das wahre Weſen des Geiſtes in dem, was er eigentlich mit aller ſeiner Thätigkeit will, und wir glauben ihn zu verſtehen, wenn wir in jeder ſeiner vielförmigen Aeußerungen einen Ausdruck ſeines Strebens und in dem Zuſammenhange aller die Einheit dieſes Strebens wiedererkennen. Und dabei kümmern wir uns zunächſt ebenfalls nicht um den urſächlichen Hergang, durch welchen jede einzelne

dieſer Erſcheinungen des geiſtigen Lebens realiſirt und mit den übrigen in wirkſame Verbindung geſetzt wird. Etwie natürlich, ſetzen wir voraus, werde dafür geſorgt ſein; aber das wahre Weſen einer beſtimmten geiſtigen Lebensform liege nicht in den allgemeinen Geſetzen, nach denen jede andere ebenſo gut entſteht, als ſie ſelbſt; es liege vielmehr in der eigenthümlichen Natur der Anwendungspunkte, die jenen allgemeinen Geſetzen hier anders und beſſer als in andern Beiſpielen dargeboten werden und ihnen die Macht erſt geben, dieſe beſonders hervorragenden Erfolge zu bewirken. Dieſe eigenthümlichen Anwendungspunkte brauchen nicht alle nur in beſonderen Combinationen äußerer Bedingungen zu beſtehen; wir dürfen die Annahme machen, daß der hauptſächlichſte unter ihnen eben die beſondere lebendige Idee ſelbſt iſt, welche den Unterſchied des menſchlichen Geiſtes von andern Seelen begründet; aber wir dürfen darum doch die Berückſichtigung jenes Herganges nicht ablehnen, durch welchen eben dieſe Idee eine wirkſame Macht über den Mechanismus der pſychiſchen Wechſelwirkungen gewinnen kann; wir dürfen am wenigſten durch den abgenutzten Gegenſatz einer höheren und einer niederen Anſicht der Dinge uns von dem Nachweis loszukaufen ſuchen, wie das ideale Streben der Seele zur Mitarbeit an der überall nach allgemeinen Geſetzen ſich vollziehenden Entwicklung des inneren Lebens gelangt.

Man weiß, wie zur Hervorbringung eines Ereigniſſes ſtets mancherlei zuſammenwirkende Urſachen gehören, alle gleich unentbehrlich, aber doch ſonſt verſchieden an Werth. Häufig iſt es möglich, eine einzige unter ihnen, weil durch ſie faſt ausſchließlich die ganze Form des herauskommenden Erfolges beſtimmt wird, mit dem Namen der Urſache auszuzeichnen, die andern aber als Miturſachen zu behandeln, die theils als erregende Reize, wie wir meinen, die ſchon fertige aber noch ſchlummernde Folge erwecken, theils, und dies iſt der richtigere Ausdruck auch für dieſen Fall, noch fehlende Bedingungen hinzufügen oder Hinderniſſe der Entfaltung beſeitigen. So verlangt der Keim der Pflanze

als Miturſachen ſeines Aufgehens viele: ſie alle helfen jedoch nur das entwickeln, was vorbeſtimmt und vorgezeichnet iſt durch die Summe aller hier unbeſtimmt zu laſſenden Eigenſchaften des Keimes, auf denen ſein Bildungstrieb beruht. Aber ohne die Anregung, die ihm von der Einwirkung dieſer äußern Reize kommt, würde jener Trieb ſtets unausgeführt bleiben, und ſelbſt im Falle ſolcher Einwirkung beſtimmt er ſelbſt für ſich allein doch nur die erſte momentane unendlich kleine Aenderung, welche der Zuſtand des Keimes erfahren muß. Die ganze Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Vegetationsphaſen dagegen erzeugt ſich nur in einer beſtimmten Reihenfolge und nur dadurch, daß in jedem Augenblicke auf den eben vorhandenen Zuſtand des Keimes und auf die Geſchwindigkeit und Richtung, mit der die eben in ihm vorgehenden Bewegungen ihn über dieſen Zuſtand hinauszutreiben ſuchen, von neuem die Einwirkung der äußeren Miturſachen geſchieht. Nicht nur die Anlage zu einer beſtimmten Blüthen- und Fruchtform, die wir gemeinhin in dem Samenkorn ſchon vorhanden denken, erzeugt ſich erſt an einem beſtimmten Punkte ſeiner Entwicklung, ſondern überhaupt jede Anlage zu der Geſtaltung des nächſten Augenblickes wird erſt in dem jetzigen Augenblick durch den vorhandenen Geſammtzuſtand und die Summe der neu einwirkenden Bedingungen hervorgebracht. Aber ſo gewiß auch jeder zweite Schritt der Entwicklung nur dadurch gelingt, daß der bildſame Keim ſich ſo, wie er durch den erſten Schritt verändert worden iſt, der mitbeſtimmenden Kraft der Reize von neuem darbietet, ſo haben wir dennoch ein Recht, die ganze Reihenfolge ſeiner Entfaltungen ſeiner urſprünglichen Natur zuzurechnen. Nur dafür hat er zu ſorgen, daß das Gewicht, welches er vermöge dieſer Natur zur Begründung der Form jener erſten Umbildung in die Wagſchale warf, ein entſcheidendes iſt, ſo daß die Gewalt der äußern Reize zwar wohl ſeine Entwicklung ganz unterdrücken, aber ſo lange ſie fortgeht, ſie nicht in eine fremde Bahn ablenken kann. Seinen urſprünglichen Zuſtand ſo wie jede ſeiner ſpäteren Umbildungen müſſen die äußern Bedingungen

ſtets als die Haupturſache für die zu beſtimmende Form des nächſten Augenblickes anerkennen, ſich ſelbſt aber als helfende Kräfte der Verwirklichung derſelben unterordnen. Von dem ganzen Bildungstriebe des Keimes wird daher in jedem einzelnen Augenblicke nur ein ſo großer und ſo beſchaffener Theil als wirkſame Kraft auftreten können, wie ihn eben die gerade jetzt geſchehende Wechſelwirkung zwiſchen dem Endzuſtand des vorigen Augenblickes und den neuen Bedingungen des jetzigen motivirt und auslöſt; aber dieſe verſchiedenen Wirkſamkeiten werden ſich zu einer Reihenfolge in ſich zuſammenſtimmender Entwicklungsthätigkeiten verknüpfen, weil durch ſie alle hindurch die urſprüngliche Tendenz des Keimes die maßgebende Gewalt bleibt. So geſchieht es einerſeits, daß aller Bildungstrieb der Pflanze nichts helfen würde, wenn ſie ungeduldig wäre, Früchte vor der Blüthe zu treiben; aber anderſeits geſchieht es dadurch auch, daß der Keim der Eiche wieder Eichen treibt und nie durch die Umſtände zur Buche verwandelt wird.

Wer nun ſo, wie wir es thaten, die eigenthümliche Geſtalt des geiſtigen Lebens in einer urſprünglichen Tendenz des Geiſtes vorgebildet annimmt, der weiß, daß dieſer Ausdruck mit unvollkommener Kürze ein dem vorigen ganz ähnliches Verhalten bezeichnet. Er weiß, daß die Seele weder im Kleinen ſchon das iſt, was ſie werden ſoll, noch ohne irgend eine äußere Anregung ſich aufmacht, es zu werden; er weiß ferner, daß, wenn ſie dann wirklich angeregt wird, nun nicht auf einmal und ununterbrochen ihre Entwicklung abrollt, als hätte es nur der Hinwegräumung eines Dammes bedurft, um dem aus ſich ſelbſt quellenden Strome ihres Bildungstriebes freien Abfluß zu verſchaffen. Nur die unabläſſig erneute Einwirkung helfender Miturſachen auf das, was die Seele durch einen erſten Entwicklungsſchritt geworden iſt, erzeugt in ihr Fähigkeit und Nothwendigkeit zugleich, einen beſtimmten zweiten zu thun. Und ſollten dieſe Miturſachen nicht durchaus in neuen äußeren Reizen, ſondern zum Theil in den fortdauernden Nachwirkungen der eignen innern Zuſtände beſtehen, ſo wie das Planetenſyſtem durch ſeine eigne Bewegung ſich von

neuem in Bewegung verſetzt, ſo würde doch die urſprüngliche Tendenz der Seele, wie hochſtrebend ſie immer ſein möchte, nicht einmal mit dieſen eignen innern Zuſtänden in ungeſetzlicher Freiheit ſchalten und walten können. Auch von ihrem Bildungstriebe wird in jedem Augenblicke nur ſo viel verwirkſamt, als die Geſammtſumme der in ihr vorhandenen Erregungen, die jetzt anſtatt äußerer Reize auf ſie einwirken, zur Thätigkeit hervorzulocken vermag. So realiſirt ſich auch ihre Tendenz allerdings nur in einem unabgebrochenen mechaniſchen Zuſammenhange, aber ſie iſt doch nicht ein paſſives Erzeugniß deſſelben. Denn obwohl die Seele nicht rückwirken und antworten kann, bevor ſie angeregt und gefragt iſt, ſo iſt doch der Inhalt ihrer Antworten ihr Eigenthum und drückt in jedem Augenblick das aus, was ſie nach der innerlichen Conſequenz ihrer Natur auf dieſe beſtimmten Anregungen zu erwiedern, auf dieſer beſtimmten Stufe ihrer Entwicklung auszugeſtalten hatte. Das Integral dieſer ſucceſſiven Aeußerungen iſt die urſprüngliche Tendenz der Seele, nur daß man hier nicht blos verſchiedene Größenwerthe der Rückwirkung für veränderliche Werthe der Anregungen zu ſummiren hätte, ſondern von verſchiedenen momentanen Formen des Wirkens unter veränderlichen Bedingungen zu einer anfänglichen erzeugenden Functionsform zurückgehen müßte.

Die Brauchbarkeit des Gleichniſſes vom Pflanzenleben endet indeſſen hier. Denn der Keim der Pflanze bleibt immer eine Vielheit von Theilen, welche den Typus der künftigen Vegetation nur durch ihre Verknüpfungsweiſe beſtimmen. So erzeugt ſich im Laufe der Fortpflanzung ein Syſtem verketteter Theilchen aus einer frühern gleichartigen Verkettung anderer; aber nie hat der vegetabiliſche Bildungstrieb die verdichtete Exiſtenz, in einem einzigen untheilbaren Atom als deſſen Natur und Weſen zu ſchlummern. Deshalb gibt die Entwicklung der Pflanze der erklärenden Form der Wiſſenſchaft überall Beſchäftigung; nicht nur die erſte Entſtehung des Keimes und ſeiner urſprünglichen plaſtiſchen Anlage wird hier ein neuer Gegenſtand der Unterſuchung, ſondern

auch der Grund jeder spätern eigenthümlichen Rückwirkung, die er, bereits umgebildet, aufs neue sich von den äußern Reizen abgewinnen läßt; denn auch diese Rückwirkung beruht hier auf einer neuen Constellation seiner verschiedenen Theile, und ist folglich nach allgemeinen Gesetzen der Gegenwirkung verschiedener Elemente zu beurtheilen. Es ist anders mit dem Geiste. Seine anfängliche Bildungsanlage liegt nicht in Beziehungen unterscheidbarer Theile, sondern in dem Einen untheilbaren Sinne seiner idealen Natur; die Art der Antworten, die er im Lauf seiner Entwicklung den äußern Anregungen gibt, hängt wohl auch von einer inzwischen erfolgten Verschiebung und Umordnung in seinem Innern ab, aber nicht von einer räumlichen Verschiebung gegen einander selbständiger Theile, sondern von der veränderten intellectuellen Beziehung und Spannung zwischen der augenblicklich erreichten Form und Größe der Erregung oder Aeußerung und dem beständigen idealen Gehalte der geistigen Natur, der zwar Aeußerung überhaupt vielleicht nicht ursprünglich sucht, wenn sie ihm aber abgenöthigt wird, sich vollständig äußern will. Auch in diesen tiefsten Gründen der geistigen Entwicklung findet sich daher die Consequenz eines nothwendigen Zusammenhanges; aber diese Consequenz trägt nicht das Gepräge mathematischer Gesetzlichkeit, sondern das einer ästhetischen Gerechtigkeit, nur in der Art der Folgerichtigkeit, nicht in der Strenge und Festigkeit ihrer Gebote von jener verschieden. Denn während das mathematische Gesetz nur die Wechseleinflüsse gleichartiger Ereignisse unmittelbar bestimmt, verkettet die ästhetische Gerechtigkeit das für unsere begriffliche Vergleichung Ungleichartige, aber zu dem Ganzen einer Idee dennoch nothwendig Zusammengehörige. Wohl mag im Ganzen unserer menschlichen Erkenntniß das Gewahrwerden dieser Gerechtigkeit nur als eine unsichere Ahnung, und die Berufung auf sie für eine unvollkommene Beurtheilungsweise der Dinge gelten, weit der Sicherheit nachstehend, welche das mathematische Wissen auf seinem Gebiete erreicht; im Ganzen der Wirklichkeit selbst dagegen sind gerade ihre Gebote die ersten und unverbrüch-

lichſten, auf denen aller Zuſammenhang der Dinge beruht; ſie iſt es eben, welche die unwandelbaren Beziehungen zwiſchen denſelben erſt feſtſtellt, auf denen aller Calcül wie auf einer gegebenen Grundlage fußen muß, um die Schickſale des einen Elementes aus denen anderer berechenbar finden zu können. Eine allgemeine Statik und Mechanik des Inhaltes geht in der Welt der andern Statik und Mechanik voran, die ſich nur auf die Größenveränderungen dieſes Inhaltes bezieht. Ihre Gebote werden uns in der Betrachtung der Natur in Geſtalt jener thatſächlichen Geſetze der Wechſelwirkung bemerkbar, welche die rechnende Theorie nicht machen, ſondern nur anerkennen kann; ſie treten uns in dem geiſtigen Leben in der allgemeinen Tendenz entgegen, die uns als der treibende Beweggrund ſeiner ganzen Entwicklung fühlbar wird.

Wie ſchwer es nun auch ſein mag, dieſe Tendenz erſchöpfend auszuſprechen, und wie zahlreich die Quellen des Irrthums, wie groß die Gefahr, die einzelnen Erſcheinungen dieſer Entwicklung willkürlich und einſeitig zu ſchätzen und zu deuten, ſo können wir doch, im Begriffe dieſen Weg einzuſchlagen, nicht zugeben, daß eine unausfüllbare Kluft die Verbindung der Anſicht von einer idealen Einheit des geiſtigen Lebens mit der andern von der mechaniſchen Verwirklichung deſſelben hindere. Wer die eben gemachten Bemerkungen aufmerkſam verfolgt, wird in ihnen die andere ergänzende Hälfte einer Gedankenreihe erkennen, die wir früher zu verfechten hatten (II. S. 34 ff.). Damals mußten wir darauf hindeuten, wie allem äußeren berechenbaren Mechanismus der körperlichen Welt ein inneres Geſchehen zu Grunde liegt; hier hatten wir hervorzuheben, wie unumgänglich jedes innere Geſchehen, ſo groß auch ſeine bedeutſame ideale Herrlichkeit ſein möchte, nicht nur in ſich ſelbſt geſetzlich iſt, ſondern auch ſogleich ſich wieder dem Zuſammenhange eines vergleichungsweiſe äußern Mechanismus, d. h. eines ſolchen anſchließt, welcher nicht mehr auf die äſthetiſche Conſequenz der idealen Momente, ſondern nur noch auf die Größe der wirkſamen Kraft Rückſicht nimmt, mit welcher jedes derſelben ſich gelten zu machen weiß. Zwiſchen die

ſtreitenden Auffaſſungen des geiſtigen Lebens tritt die unſere ſo, daß ſie weder die bedeutſame Idee als die ſchrankenlos geſtaltende Macht iſolirt über der niedern Sphäre des gemeinen pſychiſchen Mechanismus ſchweben läßt, noch ohne die Vorausſetzung eines geſtaltenden idealen Triebes mit der blinden Arbeit des letztern allein ſich begnügen kann. Vielmehr die Idee ſelbſt möchten wir als eine der mitwirkenden Kräfte an dieſer Arbeit faſſen, ſo daß ſie zwar ihrem Weſen nach, wie jede urſprüngliche Kraft, vom Mechanismus unabhängig vorausgeht, wirkſam aber doch nur wird, ſo fern die Wärme ihres Strebens völlig als ein den übrigen wirkſamen Kräften gleichartiges mechaniſches Aequivalent auftritt. Aber die weitere Verfolgung dieſer Gedanken gehört ſo ſehr der Zukunft, daß wir uns hier begnügen müſſen, nur das Princip unſerer Betrachtung gerechtfertigt zu haben; zwiſchen ihm und ſeiner Durchführung im Einzelnen liegt eine große Kluft, tröſtlich für die, denen dieſe wiederholte Auseinanderſetzung oft ſchon angedeuteter Ueberzeugungen in zu dunkele Gegenden zu führen ſchien. Denn von ſelbſt ſehen wir uns nun genöthigt, zu dem bekannten Schauſpiel der Erfahrungen zurückzukehren, in denen dem beobachtenden Blicke der urſprüngliche Trieb des geiſtigen Lebens ſich verrathen dürfte.

Und mit zu lebhaftem Antheil hat dieſer Blick ſeit den älteſten Zeiten auf ſeinem Gegenſtande geruht, um uns befürchten zu laſſen, der oft wiederholte Verſuch, den weſentlichen Kern der geiſtigen Entwicklung auszuſprechen, habe bisher ſein Ziel ganz verfehlen können. Dem träumeriſchen Daſein der Thierwelt, die von wechſelnden Eindrücken wechſelnd befangen wird, ſtellte man die menſchliche Weiſe als ein helles Wachen gegenüber, das durch unendlich mannigfache, ſich ſelbſt immer von neuem überbietende Reflexion jeden Eindruck und jeden Zuſtand zum Gegenſtand eines neuen Wiſſens machen kann und ſo das dumpfe Ver-

ſenktſein in den Inhalt der Vorſtellungswelt zu einem freien lebendigen Beſitze deſſelben verwandelt. Mit dem unklaren Bewußtſein des Thieres, das nur durch das unmittelbare ſinnliche Gefühl ſeiner Exiſtenz und durch Erinnerung an ſeine beſondern, und doch wie wenig beſondern, Erlebniſſe ſich von andern ſeiner Gattung unterſcheidet, contraſtirte man das Selbſtbewußtſein der menſchlichen Perſönlichkeit, die als ein völlig Individuelles ſich aller Welt gegenüber wiſſe. In allen Stufen der menſchlichen Entwicklung fand man deutlich den Beruf des Geiſtes ausgedrückt, nicht nur Eindrücke zu leiden von der Welt und auf ſie zurückzuwirken, ſo wie ein Ding vom andern leidet und auf es zurückwirkt, ſondern in dieſem Wechſelverhältniß den dunkeln Anſchein einer fremdartigen Realität zu zerſtören, die das Thier beſtändig unverſtanden umgibt. In klarer Erkenntniß werde dem menſchlichen Geiſte das Innere der Dinge offenbar, und er begreife, daß dies ganze Nicht-Ich der Sachlichkeit nur ein verkleidetes Bewußtſein iſt, unter deſſen Hülle er nur ſich ſelbſt und die Züge ſeiner eigenen Natur wiederfinde. In allen dieſen Ausdrücken und in vielen ähnlichen fühlen wir ohne Zweifel die wahre Natur des Geiſtes berührt, vielleicht mit einiger Hinneigung zur Ueberſchätzung ſeiner blos erkennenden Thätigkeit, und wenigſtens die weiteren Ausführungen ſolcher Anſichten nicht frei von dem Vorwurf, hohe Bildungsſtufen, die unſere Entwicklung unter günſtigen Bedingungen erreichen kann, zu unmittelbar zu den natürlichen Ergebniſſen derſelben zu zählen; endlich vielleicht auch darin unvollſtändig, daß ſie mit einer entſchuldbaren Vorliebe für die Lichtſeite dieſer Entwicklung zu ſehr nur den Keim des Guten in dem Geiſte beachteten und nicht vorſichtig genug waren, ihn ſo zu ſchildern, daß aus ſeiner Naturanlage auch das Schändliche, Verkehrte und Böſe begreiflich wird, deſſen Daſein die Erfahrung nicht unbemerkt laſſen kann. Dieſe Bedenken können uns indeſſen nicht abhalten, an die erwähnten Betrachtungen wenigſtens hier anzuknüpfen, wo es uns zunächſt um den Unterſchied zu thun iſt, durch den die Intelligenz des

menſchlichen Geiſtes, abgeſehen von dem, was er ſonſt iſt, die Regſamkeit der Thierſeele überbietet.

Während in den unbeſeelten Dingen der Eindruck, den ihnen der vorige Augenblick nachließ, ein mitbeſtimmender Grund für die Geſtaltung des nächſten Augenblickes iſt, mithin die Vergangenheit durch ihre Nachwirkungen in der Gegenwart fortlebt, ſo hat ohne Zweifel ſchon das innere Leben der Thiere dies voraus, daß ſeine früheren Zuſtände nicht nur in dieſer Weiſe den ſpätern vorarbeiten, ſondern daß ſie häufig als bewußte Vorſtellungen neben den letztern feſtgehalten, und daß die Beziehung zwiſchen beiden, die dort nur eine blind wirkende Macht war, hier zum Gegenſtand eines neuen Bewußtſeins werden kann. Es iſt nutzlos beſtimmen zu wollen, bis zu welcher Feinheit ſich in den Thieren dieſe beziehende Thätigkeit entwickeln mag, und wir können zugeben, daß ſie vielleicht nur ſehr geringe Höhen erreicht, obwohl die Sicherheit, mit der dieſe Behauptung oft gewagt wird, weit mehr auf der Ueberhebung menſchlichen Stolzes als auf wirklicher Kenntniß der Thierſeele beruht. Die Steigerung nun, welche die Fähigkeit zu ſolcher Reflexion auf eigne Zuſtände in dem Menſchen erfährt, läßt ſich nicht wohl einfach als eine größere Stärke faſſen; es iſt kein klarer Gedanke, daß eine Beziehung zweier Elemente mehr oder weniger vollzogen werde, wenn man nicht dies Mehr und Minder entweder in der verſchiedenen Vollzähligkeit der vollzogenen Beziehungen zwiſchen allen beziehbaren Punkten des Inhaltes, alſo in der Vielſeitigkeit dieſes Thuns, oder in der vervielfältigten Wiederholung derſelben Handlung ſucht, die, ſo oft ſie geſchieht, ſich ebenſo oft wieder zu ihrem eignen Gegenſtand, zum Object einer neuen Reflexion macht.

Man iſt öfter geneigt geweſen, in der letztern Weiſe jenen Unterſchied feſtzuſtellen; die Thiere mögen noch wiſſen, daß ſie verſchiedene Vorſtellungen haben und das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen den Inhalten derſelben empfinden; aber damit ſei ihre Regſamkeit erſchöpft; der Menſch mache außerdem dieſes Wiſſen von ſeinen Vorſtellungen zum Gegenſtand eines neuen Wiſſens,

beobachte ſich alſo in ſeiner eignen beziehenden Thätigkeit, und dies Beobachten wiederum beobachte er von neuem, und ſo ins Unendliche fort wiſſe er um das Wiſſen vom Wiſſen ſeines Wiſſens, ſo lange bis er ſelbſt müde wird, auf dieſer Leiter der Selbſtbeſpiegelung weiter aufzuſteigen, oder wir müde werden, ihm zu folgen. Beides wird ſehr bald geſchehen, denn wir überzeugen uns bald, daß die Ausſicht im Aufſteigen nicht weiter wird. Iſt es die unterſte Stufe der Leiter, nur der Schauplatz des Aufbewahrens und Verſchwindens der unmittelbaren Eindrücke zu ſein, die in beſtimmten Verhältniſſen, von mechaniſchen Geſetzen geleitet, ſich an einander ketten, ſo iſt allerdings das Gewahrwerden dieſer Beziehungen zwiſchen ihnen und ihre wiſſentliche Verknüpfung zu einem zuſammenhängenden Weltbilde eine neue Begebenheit in der Seele und eine zweite Stufe ihrer Entwicklung. Iſt ferner dieſes erſte Erwachen des beziehenden Wiſſens zwar eine thätige, aber an den jedesmaligen Einzelfall hingegebene und ihres Thuns ſich nicht abgeſondert bewußte Ergreifung der Anſchauung, ſo bildet die Selbſtbeſinnung, welche dieſe inſtinctiven Bemühungen in ihrem Zuſammenhang unter ſich als Thätigkeiten des Ich begreift, und ſie in allgemeiner Geſtalt von den einzelnen Beiſpielen ihrer Anwendung ablöſt, ohne Zweifel eine neue, dritte Stufe der Entwicklung. Aber keine höhere Sproſſe führt nun noch eine weſentliche Umgeſtaltung der Sache, oder eine neue Stellung der reflectirenden Seele zu ihren unmittelbaren Zuſtänden herbei; jede nochmalige Spiegelung dieſes Wiſſens in einem höheren verdunkelt nur, wie jede öftere Reflexion deſſelben Bildes, die Umriſſe ſeines Inhaltes. Wir gelangen nur weiter, wenn wir den zweiten der oben erwähnten Geſichtspunkte benutzen. Indem wir in den zahllos verſchiedenen Fällen äußerer Eindrücke uns der jedesmal anders geſtalteten und doch weſentlich gleichartigen Beziehungsthätigkeiten bewußt werden, zu denen ſie uns veranlaſſen, ſteigern wir durch dieſe wachſende Vielſeitigkeit unſerer Reflexion unſere Kenntniß ſowohl von den Dingen als von uns ſelbſt und glauben dann durch einen höheren Standpunkt

gewonnen zu haben, was wir in der That der allseitigen Benutzung eines und desselben verdanken. Ueberlegen wir nun, wie diese drei verschiedenen Stufen des Wissens sich in der thierischen Seele und dem menschlichen Geiste verhalten.

Das erste Element alles innern Lebens, die unmittelbaren Empfindungen, welche die Außenwelt uns verursacht, haben wir als gleichartig in allen Geschöpfen angenommen, deren Vergleichung mit uns überhaupt Interesse haben könnte, und wir kommen auf ihre früher vorangeschickte Betrachtung hier nicht zurück. Das zweite Element besteht in jenen durch den Mechanismus der innern Zustände herbeigeführten Verbindungsformen, durch welche diese Eindrücke zu dem Bilde einer Welt verknüpft werden; Formen, die nicht vom Bewußtsein oder der Willkür der Seele gehandhabt werden, sondern deren Einarbeitung in den Inhalt der Sinnlichkeit ein hinter dem Rücken des Bewußtseins geschehendes Ereigniß ist, dessen fertiges Ergebniß allein sich seiner Kenntnißnahme darbietet. Wir können später in wissenschaftlicher Reflexion zu errathen suchen, aber wir können nicht unmittelbar zusehen, wie unsere Seele beschäftigt ist, das Mannigfache der Eindrücke in Raum und Zeit zu ordnen; nur das glatte fertig gearbeitete Raumbild der Welt tritt vor unser Auge, und unmittelbar glauben wir die Zeit und die Bewegung der Ereignisse in ihr wahrzunehmen. Mit gleich unbewußter Nothwendigkeit entstehen in uns Vorstellungen von Dingen überhaupt, und die Gewohnheit, zu jeder Veränderung des Gegenwärtigen etwas hinzuzudenken, woher sie gekommen, ein anderes, wohin sie führen wird, vieles um sie her, wovon sie als von ihrer bleibenden Umgebung sich abhebt. Alle Vergleiche ferner und alle Unterscheidungen beginnen mit der Wahrnehmung von Gleichheiten oder Unterschieden, die unmittelbar in der Anschauung gegeben werden. Nur verfeinert mögen sie wohl werden durch Hülfe bewußter Ueberlegungen; aber alles beziehende Wissen überhaupt, wenn es in dem Bewußtwerden der Veränderung besteht, die unser innerer Zustand beim Uebergang von einem Eindruck zum andern erfährt, kann die Art

und Größe dieſer Veränderung nur als ein entſtandenes Ergebniß wahrnehmen, muß aber dem unbewußten Mechanismus unſerer Natur überlaſſen, ſie hervorzubringen. Ob eine Farbe einer andern gleich oder ungleich, einer dritten verwandter ſei als einer vierten, dieſe Vergleichung liegt allerdings nicht wirklich unmittelbar in der Empfindung, aber dennoch haben wir Recht, wenn wir glauben, Verhältniſſe dieſer Art ſehen zu müſſen und ſie nicht denkend begreifen zu können. Denn die Wechſelwirkungen, durch welche die den einzelnen Farben entſprechenden Erregungszuſtände unſerer Seele das Urtheil über ihre Gleichheit oder ihre Verwandtſchaftsgrade beſtimmen, entgehen unſerem Bewußtſein durchaus; nur das fertige Reſultat, der Inhalt dieſes Urtheils, ſteht wie eine einfache ſinnliche Thatſache vor uns. Und ebenſo würde man nie die Größenverhältniſſe zweier ſichtbaren Gegenſtände ermitteln können, wenn nicht alle Kunſtgriffe der Berechnung, die man in ſchwierigeren Fällen dazu aufbietet, ſchließlich doch allemal dadurch unterſtützt würden, daß die Gleichheit oder Ungleichheit der Theile des letzten Maßſtabes, auf den man ſich beruft, unmittelbar wahrnehmbar iſt. So kann man ſagen, daß in dem ganzen Bereich dieſer Thätigkeit, der zweiten jener Ausbildungsſtufen, die wir unterſchieden, das Bewußtſein nur nachher kommend Kenntniß nimmt von Beziehungen, die es nicht ſelbſthandelnd angeſtiftet, ſondern die ihm der unbewußte Mechanismus der pſychiſchen Zuſtände vorgearbeitet hat. Und von dieſen Beziehungen, durch welche zuerſt die wüſte Mannigfaltigkeit der zuſammenſtrömenden Eindrücke zu einer Weltvorſtellung gegliedert wird, kann man keine den Thieren abſprechen, ohne ihr alltägliches Leben unbegreiflich zu machen. Abgeſehen von den räumlichen Anſchauungen, in denen ſie ſich gleich gut zurecht finden wie wir, beweiſen ſie durch ihre Furcht vor dem Großen und die Verachtung des Kleinen ihre Größenſchätzung, durch das Verſtändniß der Drohung ihre Gewohnheit, an die Vorſtellung des Gegenwärtigen die der nächſten Folge zu knüpfen, durch ihr Umſehen bei unvermutheten Eindrücken die andere, die Quelle zu

ſuchen, woher das Neue kommt. Weder der Neſtbau des Vogels noch das Gewebe der Spinne, noch weniger die verbeſſernde Rückſichtnahme auf Umſtände und zufällige Störungen, die beide in dieſen Werken entfalten, wäre ohne das Zugeſtändniß erklärlich, daß auch ihre Seelen Vorhandenes mit Abweſendem, mangelhaftes Wirkliche mit dem vollkommenen Bilde des Gewollten vergleichen, den Unterſchied wahrnehmen und in einem Dritten das Mittel ſeiner Beſeitigung erkennen.

Aber in der Lebhaftigkeit und Vielſeitigkeit der Ausübung dieſer Fähigkeiten finden wir ein bedeutendes Uebergewicht des Menſchen. Es iſt auffallend, wie ſehr das Thier ſich zur Wahrnehmung und zum Handeln nur augenblicklich durch Ereigniſſe aufregen läßt, die ein ſeiner Gattung zukommendes egoiſtiſches Intereſſe, ſei es der Selbſterhaltung oder des Vortheils, erwecken, und wie bald ſelbſt dann nach den erſten Schritten ſeine Regſamkeit zu erlahmen beginnt, nachdem entweder die aufgeſtörten Triebe befriedigt ſind, oder die weitere Beſchäftigung mit dem eindruckerzeugenden Gegenſtande ihm keine neuen Vorſtellungen geliefert hat, die in näherem Bezuge zu ſeinen Lebensbedürfniſſen ſtänden. Tauſende von Erſcheinungen und Ereigniſſen umgeben das Thier beſtändig und machen nicht nur ihre phyſiſchen Eindrücke auf ſeine Organiſation, ſondern erwecken unſtreitig auch Vorſtellungen in ihm; aber ſehr wenige von dieſen tauſenden haben für ſein Bewußtſein die anregende Kraft eines Intereſſes, welches einen ſich fortſpinnenden und allmählig erweiternden Gedankenlauf anregen und unterhalten könnte. Man täuſcht ſich allerdings, wenn man das ganze Seelenleben des Thieres nur als einen Inſtinct faßt, der ohne Empfänglichkeit für alles zur Seite Liegende auf geradem Wege immer nur Zielen zuſtrebe, die in dem Charakter der Gattung begründet ſind; ohne Zweifel kommt auch der Thierſeele ein Gebiet unbefangener, für die mannigfach wechſelnden Lagen des Lebens empfänglicher Regſamkeit zu, ſo wie umgekehrt das geiſtige Leben des Menſchen nicht durchaus ſchattenloſes Selbſtbewußtſein und freie Selbſtbeſtimmung iſt,

sondern auch durch manchen instinctiven Drang den organischen Zwecken seiner Gattung zugelenkt wird. Aber es fehlt dem Thiere in seinem Wahrnehmen die fortstrebende Unruhe der Neugier, die Großes und Kleines, Nahes und Fernes mit gleicher Lust und ohne Rücksicht auf besondere Vortheile umfaßt; es fehlt ebenso seinem praktischen Verhalten, hauptsächlich wohl durch diesen Mangel bedingt, ein Antrieb zum Fortschritt. Mag es wahr sein oder nicht, daß der Affe nicht auf den Gedanken geräth, das von Menschen verlassene Feuer, an dem er sich wärmt, zu unterhalten: jedenfalls bemerken wir nicht, daß den gelehrigsten Thieren in den Sinn käme, die Kunstfertigkeiten, die ihnen der Eifer des Menschen beigebracht, jemals zur Verbesserung ihrer Zustände zweckmäßig weiter zu verwenden. Ein allgemeiner Wissenstrieb und ein allgemeiner Drang zu vielförmigem Handeln sind dieser einseitigen und erfolglosen Lernfähigkeit gegenüber die natürlichen Instincte des menschlichen Geistes.

Man würde mit Unrecht diesem anfänglichen Triebe eine tiefere Bedeutung beilegen; er ist weder ursprünglich auf die Wahrheit der Dinge gerichtet, noch weiß er von einem Ziele, das er verfolgte; wie der physische Hunger, der die Organisation umtreibt, ist er die Unruhe der Seele, die Beschäftigung sucht. Nach Eindrücken überhaupt ist der natürliche gesunde Mensch überall begierig; zuerst folgen seine Sinne allem, was ihnen Nahrung gibt, dann seine Gedanken allem, was den Vorrath seiner Vorstellungen mit neuem, und doch durch Anknüpfbarkeit an das schon Besessene verständlichem Inhalt vermehren kann. An glänzenden bunten Farben, an Lärm und Getöse, an allem, woran es etwas zu sehen und zu hören gibt, freut sich der Sinn wilder Völkerschaften, und die blinde Naschhaftigkeit des Kindes verräth vielleicht mehr diese allgemeine Begierde nach Eindrücken, als die besondere Lust am Geschmack; an Erzählungen und Märchen hängt Beider Herz, zuerst wenigstens ohne andere Forderungen an den Inhalt, außer daß er bunt und farbenreich und wechselnd den Hunger der Einbildungskraft stille. Diese allgemeine und

formlose Luſt an der Mannigfaltigkeit der Dinge beſchränkt und veredelt ſich im Laufe des Lebens; das Intereſſe an den einzelnen ſinnlichen Eindrücken, die täglich ſich gleichartig darbieten, trägt ſich auf die wechſelnden Verbindungsweiſen derſelben über; mit dem Zunehmen der perſönlichen Erfahrungen von des Lebens Luſt und Leid gewinnen an überwiegender Bedeutung alle die Wahrnehmungen, die als Urſachen oder Folgen, als Gleichniſſe und Symbole an das Erlebte erinnern, und ein lehrhaftes Element wird nach und nach in den Eindrücken zu der bloßen Unterhaltung hinzu verlangt. Aber dieſe Verengerung des Gedankenlaufes tilgt doch ſelten ganz die anfängliche allſeitige Erregbarkeit; ſie bleibt theils in der unverwüſtlichen Neugierde zurück, die überall dabei ſein und das eigne Ich zum Theilnehmer oder doch zum Zuſchauer aller Begebenheiten der Welt machen möchte, theils lebt ſie in edlerer Form in dem poetiſchen abenteuernden Sinne fort, der ohne beſondere Aufklärungen zu ſuchen, ohne beſtimmte Zwecke zu verfolgen, ſich an der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Welt freut, glücklich darüber, daß ſie groß genug iſt, um immer wieder der Empfänglichkeit des Gemüthes Nahrung zu geben.

Und neben dieſer lebhaften Auffaſſung der Welt wird ebenſo früh das thätige Hinausſtreben der Seele zu ihrer Veränderung und Beherrſchung bemerkbar. Unſere Theilnahme haftet nicht lange an Erſcheinungen, die uns ganz unveränderlich entgegenſtehen; nur die höhere Ausbildung des Gemüthes kann ſich träumend in ſie verſenken, weil ſie die Fülle ihres innern Lebens an ſie anknüpft. Aber alles, was in den Bereich ſeiner Hände kommt, beginnt ſchon das Kind zu verarbeiten; zuerſt vernichtend, theils aus Ungeſchick, theils als einfachſte Form, an der Gegenſtändlichkeit, die eine Schranke des eignen Weſens ſchien, ſich zur Geltung zu bringen; bald aber regt ſich der feinere Trieb des Umgeſtaltens, der in einem beſtehenden und poſitiven Erzeugniß ſein eignes Belieben verkörpern will. Man weiß, wie wenig dem Kinde ein ſtarres Spielzeug genügt, dem nicht wenigſtens viel-

fache Formen der Bewegung mittheilbar sind, und wie früh und allgemein sich seine Neigung zeigt, jede vorgefundene Aufstellung eines Mannigfachen umzuändern, nicht weil sie, so wie sie war, einem besondern Bedürfniß widersprach, sondern weil es überhaupt dem Triebe der Willkür widerspricht, daß etwas geordnet sei, ohne von ihr geordnet zu sein. Und noch viel einfacher zeigt sich dies Hinausgreifen des Ich über die Welt. Es ist dem Kinde nicht nöthig, seine Arbeit an die Dinge verwandt zu haben, um sich auf sie ein Recht des Besitzes zuzuschreiben; schon was es gesehen hat, scheint ihm sein Eigenthum, weil doch sein Blick darauf geruht hat; noch viel mehr jeder Gegenstand, der sich länger in seiner Umgebung befand, ihm öfter als Mittel seines Spieles gedient und mit ihm in einer Wechselwirkung gegebener und empfangener Eindrücke gestanden hat. Und darin ahmt ihm der Erwachsene eigentlich nach; der erste zufällige Entdecker eines Naturproductes oder einer schönen Landschaft fühlt sich als geistiger Eigenthümer und hat oft die Versuchung zu überwinden, sich für gekränkt zu halten, wenn nun die Kenntniß Anderer von seinem Funde Besitz nimmt. Am Ende ist Alles, der Boden und die Bäume, die auf ihm wurzeln, die beweglichen Stoffe und die Thiere, ursprünglich auf diese Weise zur Habe des Menschen geworden; erst die streitenden Ansprüche Verschiedener haben zu bestimmteren Formen der Besitzergreifung geführt.

Nun würde alle diese unruhige Begier des Handelns der Vielseitigkeit der Ausbildung von früh an hinderlich werden, wenn sie bald auf Gegenstände träfe, in deren dauerndem Interesse sich der Geist befangen lassen könnte. In der That führt das spätere Leben durch die Wahl eines Berufes zu dieser Verengung der geistigen Regsamkeit und zur nachträglichen Entwicklung eines einseitigen Instinctes, der von Vielem sich theilnahmlos abwendet, woran das natürliche Gemüth unbefangenes Interesse nimmt. Aber mit Recht ist längst hervorgehoben worden, welche begünstigende Bedingung besseren Erfolges in der langen unbehülflichen Kindheit des Menschen liegt. In seiner nächsten Umgebung trifft

die unruhige Beweglichkeit des Kindes kaum etwas an, was durch dauernde und hervorstechend große Lust sich ihm zum bleibenden Zwecke seines Trachtens gestalten könnte, und geschähe es doch, so würde der Mangel an Kraft die energische und stetige Verfolgung solcher Ziele hindern. Sehr viele Vorstellungen sammeln sich daher einstweilen an, ohne sofort in einzelne Handlungen übergehen zu können, und durch die Ausführung derselben die Empfänglichkeit von andern bildenden Eindrücken abzuwenden. Was dem Kinde möglich bleibt, sind meist nur formelle oberflächliche Umgestaltungen seiner Umgebung, die wenig äußerlichen Erfolg, keine hervorstechende sinnliche Lust, keine Befriedigung dringender Bedürfnisse, um so mehr aber eine außerordentliche Menge neuer Anschauungen und Vorstellungen des Zusammenhanges zwischen veränderlichen Verhältnissen gewähren. Die menschliche Kindheit ist nicht nur, wie die spielerische Jugend des Thieres, ein vergnügter Scherz sinnlichen Behagens, sondern zugleich eine Zeit des Lernens und der Poesie; kindischer Poesie freilich, aber doch einer echten, die mit wunderbarer Leichtigkeit und sinnlicher Uninteressirtheit sich in die Verhältnisse der Dinge nicht nur wissend, sondern auch gemüthlich einlebt, und von der ein Nachglanz auch dem allmählig verarmenden Leben zurückbleibt.

Die Menge der so entstandenen Kenntnisse scheint zunächst nur als eine Auswahl von Mitteln Werth zu haben, die später zur Erfüllung sich einfindender Zwecke zu Gebot stehen; allein auch wenn wir zunächst davon absehen, daß Humanität nicht in der Virtuosität des Wissens, gleichviel welches Inhaltes, besteht, sondern gar sehr von dem Werthe und der vielseitigen Bedeutung dessen abhängt, was eben diesen Inhalt unserer Weltanschauung bildet, so hat doch auch für die blos formelle Vollendung der menschlichen Intelligenz die Ausdehnung des gewonnenen Vorstellungsinhaltes ihren offenbaren Vortheil. Es ist ein leerer Aberglaube, daß der Mensch, auch wenn die Umgebungen seines

Lebens ihm nur die ärmlichſten und monotonſten Wahrnehmungen zuführten, doch durch die ihm eingeborne Art, ſie aufzufaſſen, dem Thiere unendlich überlegen ſein würde; eben dieſe Auffaſſungsweiſen bilden ſich nur durch Uebung an dem Stoffe der Erfahrung aus, und wo die Kärglichkeit der äußeren Wahrnehmungswelt ihre Entfaltung doch nicht ſehr zu hindern ſcheint, da findet, was wir meiſt vergeſſen, ein großer Erſatz durch die Erziehung ſtatt, die unzählige in dem äußern Leben fehlende Anknüpfungspunkte des Nachdenkens durch Ueberlieferung hinzufügt. Auf dieſe allmählige Ausbildung der Intelligenz haben wir jetzt einige Blicke zu werfen.

Ihre erſten Schritte verrathen kaum eine Thätigkeit, die wir nicht auch dem Thiere zugeſtehen müßten. So lange die buntgefärbte Fläche, die etwa das Sehfeld darböte, unverändert und unbewegt bliebe, würde die Anſchauung, auch wenn ſie mit der Abſicht einer Zergliederung hinzuträte, aber noch durch keine frühere Erfahrung geleitet würde, keine Veranlaſſung finden, jene Theilſtriche anzubringen, welche dies ganze Gemälde in eine Anzahl einzelner Bilder zerfällten. Erſt die Bewegung, welche die vorige Zeichnung und Lagerung zerreißt, lenkt den Blick auf die einzelne Geſtalt, die alle ihre Beſtandtheile unverändert zuſammenhaltend ſich von der Umgebung löſt, und indem unſer Auge ſie verfolgt, gewinnt ihre beſtändige Gleichheit mit ſich ſelbſt an Klarheit das Uebergewicht über die wechſelnden einander gegenſeitig verdunkelnden Hintergründe, an denen ſie vorübergeht. So entſtehen Bilder der Dinge, in dem Thiere wie in dem Menſchen, nur daß der letztere, wenn er ſie mit Namen der Sprache bezeichnet, ein früh ſich einfindendes Nebengefühl ausdrückt, das wir in dem Thiere bezweifeln, dies nämlich, daß das Mannigfache in jedem ſolchen Bilde nicht nur beiſammen *ſei*, ſondern zuſammen *gehöre*, als innerliche Einheit eines Ganzen von Theilen, nicht nur äußerliche eines Haufens von Vielem. Nun beſteht die wahrnehmbare Welt nicht aus unzähligen unvergleichlichen Einzelheiten, ſondern aus mannigfachen Verknüpfungen von Eindrücken,

die in wenige auf einander nicht zurückführbare Gruppen zerfallen. Schon die unmittelbare Wahrnehmung aber unterscheidet nur unvollkommen zwei sehr nahe benachbarte Glieder solcher Reihen, zwei Farbenschattirungen, zwei fast gleich hohe Töne; noch mehr entgehen solche Unterschiede der Erinnerung, wenn ein Zeitverlauf zwischen die erste und die zweite dieser Empfindungen fiel. Mit unmittelbarer Deutlichkeit tritt anderseits für unsere Anschauung das Verwandte in mehreren Gliedern jeder Reihe hervor, obgleich es von dem gleich deutlich mitgefühlten Ungleichen nicht trennbar ist. Was Roth und Blau beide zu Farben macht, läßt sich nicht absondern von dem, was Roth zu Roth und Blau zu Blau macht, aber trotz der Unmöglichkeit dieser Zergliederung erkennen wir doch lebhaft die Aehnlichkeit beider in dem gemeinschaftlichen Namen der Farbe an. So entsteht, indem dasselbe sich an Tönen, Geschmäcken, Gerüchen und den Empfindungen des Tastsinnes wiederholt, eine Gruppe allgemeiner Vorstellungen, deren Inhalt nicht durch zusammensetzende Thätigkeit des Denkens hervorgebracht und nie für sich allein, sondern stets nur an den verschiedenen Beispielen anschaulich ist, als deren einfacher, gemeinsamer Charakter er unmittelbar empfunden wird. Zugleich mit dieser Gruppe aber, und begünstigt durch das leichte Zusammenfallen verwandter aber doch nicht ganz gleicher Merkmale in einen Eindruck, entwickeln sich jene andern allgemeinen Bilder, in denen eine Mannigfaltigkeit verbundener Theile unterschieden bleibt; Bilder von Gegenständen, welche die Wahrnehmung oft, in vielfachen Exemplaren darbot, und deren Einzelformen mit Verwischung ihrer feinen Unterschiede und mit Verstärkung ihrer gemeinschaftlichen Züge sich zu einem mittleren Gesammtumriß verschmolzen haben. Auch hierin liegt an sich nichts, was die menschliche Intelligenz auszeichnete; ganz ähnliche allgemeine Bilder kommen ohne Zweifel auch in dem Vorstellungslaufe des Thieres vor; es muß deren haben, schon um seine Feinde erkennen zu können, oder die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; denn beide fallen in verschiedenen nicht gleichen, sondern nur ähn-

lichen Exemplaren in seine Erfahrung, und beide können namentlich jeder Furcht vor Zukünftigem, die das Thier ausdrückt, nur als solche unbestimmte allgemeine Bilder vorschweben. Ein einziger Zug mag hierin dem menschlichen Vorstellen eigenthümlich sein: der neue Eindruck ruft nicht nur in unserer Erinnerung das allgemeine Bild, dem er ähnlich ist, als eine begleitende Erscheinung wieder hervor, sondern dies Allgemeine wird von uns als das beherrschende Gesetz angesehen, welches die Verbindung der Merkmale in jeder besonderen Wahrnehmung vorzeichnet, oder als der bleibende wesentliche Stamm, an den sich veränderlich hier diese, dort andere bestimmtere Eigenschaften knüpfen.

Hierin liegt der einzige unterscheidende Charakter, welcher die Begriffe des menschlichen Denkens auszeichnet, so nämlich, wie sie wirklich im unbefangenen Anschauen der Welt in uns entstehen, abgesehen von der höheren Ausbildung, die ein schulmäßiges Denken ihnen zu geben sucht und oft mit Unrecht schon in ihnen zu finden glaubt. Sehr vielen Worten der Sprache entspricht sogar im gewöhnlichen Gebrauch eine noch weniger ausgebildete Auffassungsweise ihres Inhaltes. Wer von Natur, vom Leben, von Geschichte spricht, häuft in diesen Namen eine unbestimmte Menge einzelner nur sehr theilweis bekannter Ereignisse zusammen und begleitet diese Summe mit dem Nebengedanken, daß sie ein Ganzes bilde, ohne doch durch irgend ein mitgedachtes und angebbares Gesetz die Form ihrer Vereinigung zu bestimmen. Selbst da, wo dies geschieht, wie in dem Eigennamen einer Person, für deren individuelle Merkmale wir das Allgemeinbild des Menschen als vereinigendes Muster hinzudenken, ist diese aufklärende und formbestimmende Thätigkeit unsers Vorstellens überall unvollendet und unvollendbar. Denn dies Bild des Menschen, durch welches wir hier Klarheit schaffen wollen, wird eine neue Erläuterung der Art bedürfen, in welcher seine eigenen Bestandtheile zu einem Ganzen verbunden sind. Wir geben diese Erläuterung dadurch, daß wir das noch allgemeinere Bild des Thieres als das Muster anführen, nach welchem die Merkmale

des Menſchen zuſammenhängen. Man ſieht, wie dies weiter geht: jede Definition, die das unmittelbar Gegebene durch ſein innerliches Bildungsgeſetz zu beſtimmen ſucht, ſchiebt nur, wenn ſie auf die allgemeinere Art oder Gattung zurückgeht, den größeren Theil der auszuführenden Arbeit als einen ſchon ausgeführten zur Seite. Sie beruft ſich darauf, der natürliche Mechanismus des Vorſtellungsverlaufes werde in jedem Bewußtſein verſtändliche und anſchauliche Bilder dieſes Allgemeineren bereits erzeugt haben, von denen ſie nun ausgehen will, um durch Hinzufügung der letzten unterſcheidenden Merkmale das ſpecielle Bild des beſondern Inhaltes zu vollenden, von dem die Rede ſei. Je weiter indeſſen die allgemeinen Vorſtellungen von der unmittelbaren Wahrnehmung des Einzelnen abliegen, um ſo weniger iſt offenbar auf Vollſtändigkeit, Klarheit und übereinſtimmende Feſtſtellung ihres Inhaltes zu rechnen; im Gegentheil wird im naturwüchſigen Gebrauch des Denkens jeder Begriff dann am klarſten ſein, wenn er ſich nur auf das zunächſt liegende allgemeine Bild beruft, deſſen weſentliche Züge noch jedes Bewußtſein mit erträglicher Vollſtändigkeit und Genauigkeit beiſammenhält. Sollen nun auf den Grund dieſes Bildes die beſonderen Züge des einzelnen Gegenſtandes aufgetragen werden, ſo würde eigentlich jedes der allgemeinen Merkmale des erſteren einer beſonderen und eigenthümlichen Modification bedürfen, um als Merkmal des letztern auftreten zu können; jeder Zug des allgemeinen Charakters des Thieres z. B. würde in dem beſonderen Weſen des Menſchen in eigenthümlicher menſchlicher Form ausgeprägt ſein. Aber anſtatt dieſer ſelbſt für die Wiſſenſchaft unerfüllbaren Aufgabe muß ſowohl die logiſche Definition als der gemeine Gebrauch des Denkens ſich begnügen, einen oder wenige charakteriſtiſche Züge des Menſchen hervorzuheben, die ihn von andern Arten der Thiere unterſcheiden, die Verbindung dieſes Zuges aber mit den übrigen Eigenſchaften bleibt ebenſo ſehr einem unklaren Geſammteindruck überlaſſen, wie die Bedeutung des höheren Begriffes, vom Thiere, urſprünglich einem ſolchen überlaſſen blieb. So wenig geben

unſere gewöhnlichen Begriffe die innere Organiſation ihres Inhaltes wieder; nicht ſowohl zur Erkenntniß deſſen beſtimmt, was ihr Gegenſtand eigentlich iſt, als vielmehr zu ſeiner bloßen Unterſcheidung von dem, was er nicht iſt, knüpfen ſie meiſt nur an einen ganz unanalyſirten Geſammteindruck eine vage Erinnerung an ein Allgemeines, das in ihm gebietet, und einige wenige Kennzeichen, die ſeine Verwechſelung mit Anderem verhüten. Daß ſie ſelbſt hierin von dem Stande unſerer jedesmaligen Kenntniß abhängig ſind, daß ſie in der Erweiterung der Erfahrung theils früher angenommene Unterſcheidungsmerkmale wieder aufheben, theils das Allgemeine anders und näher beſtimmen, daß ſie endlich durch einzelne Bedürfniſſe der Unterſuchung und des alltäglichen Nachdenkens genöthigt, allmählig tiefer in jene unzergliederte Fülle ihres Inhaltes eindringen und ſie aufzuklären ſuchen müſſen, alles dies bedarf ſo wenig weiterer Beweiſe, als die oft gemachte Bemerkung, daß ſie damit nie zu Ende kommen, daß alſo unſere Begriffe ſtets veränderliche, ſich immer mehr ausgeſtaltende Bildungen unſers Vorſtellens ſind.

Aber nicht nur im Verlauf eben dieſer Fortentwicklung erreichen ſie zuletzt eine Stufe der Vollendung, die dem thieriſchen Gedankenlaufe verſagt bleibt, ſondern überall unterſcheidet ſie allerdings von den allgemeinen Bildern, die ihre Stelle in dieſem vertreten, jener oben erwähnte weſentliche Zug, daß das Allgemeine zu dem Beſonderen als ſein formgebendes Geſetz hinzugedacht wird. Wie unausführbar auch im Einzelnen und wie bedenklich in vielen ihrer Anwendungen dieſe Gewohnheit unſers Denkens ſein mag: neben dem einfacheren Gedanken des Ganzen und ſeiner Theile, durch welchen das Zuſammenſein des Vielen in ein Zuſammengehören verwandelt ward, iſt ſie ein neuer Ausdruck der Tendenz des Geiſtes, die inneren Zuſammenhang und Geſetzlichkeit überhaupt allenthalben in den Erſcheinungen ſucht, obwohl ſie theilweis den Weg verfehlen mag, der dahin führt. Dieſer Nebengedanke aber haftet gleich kraftvoll an den undeutlichſten wie an den vollendetſten Begriffen, und weit ent-

fernt eine künstliche Bildung des schulmäßigen Nachdenkens zu sein, ist die Voraussetzung, die Fülle der Welt sei nur in einem umfassenden abgestuften System von Gattungen, Arten und Unterarten zu begreifen, dem gewöhnlichsten Benehmen des Menschen allenthalben eingewachsen. Ich will nicht darauf zurückkommen, welchen Zauber schon der sprachliche Name der Dinge übt, und wie sein Aussprechen das vorher Unbekannte bekannt zu machen scheint, weil man nun die Gewißheit hat, daß es in irgend einem Allgemeinen seine Stelle hat; ich darf nur an die Leichtigkeit erinnern, mit der zu ihrem eignen Schaden die Wißbegierde sich oft befriedigen läßt, sobald sie gelehrt wird, einen vorkommenden Fall unter seine allgemeine Art unterzuordnen; an die unvertilgbare Sucht, selbst Ereignisse und Zustände, deren wahre Natur in jedem Falle nur aus dem Zusammenwirken ihrer speciellen Bedingungen begriffen werden kann, lieber aus ihrer systematischen Stelle in irgend einer Classification verstehen zu wollen; an die ganze logische Keckheit und Verzagtheit, die zu so verschiedenen Sophismen in der Behandlung der Dinge und des Lebens führt, je nachdem sie entweder bei den geringsten Unterschieden des Gegebenen Halt macht und für verschiedene Arten der Verhältnisse auch verschiedene Behandlungen verlangt, oder über unzählige Differenzen leicht hinwegspringt und gleichartiges Verfahren gegen Alles fordert, wofür es noch eine entfernte Möglichkeit seiner Zurückführung unter einen gemeinsamen Artbegriff gibt.

Und zu diesen Erscheinungen im Gebiete des Erkennens tritt ein wichtiges Gegenbild des praktischen Verhaltens. Von allen Handlungen verlangen wir, sie sollen eine Art haben; in der Bezeichnung des Unartigen liegt die Mißbilligung, die noch abgesehen von allen sittlicheren Rücksichten schon dem zu Theil wird, was sich dieser nothwendigen Vergleichbarkeit aller Dinge und Verhältnisse entzieht. Der Egoismus des Einzelnen erkennt die Bedeutsamkeit dieses Begriffes selbst durch die Widersprüche an, in die er sich verwickelt; Niemand mag gern als eine Art Mensch bezeichnet werden, seine Individualität sträubt sich lebhaft gegen

die Feſſel eines allgemeingültigen Maßſtabes, die ihm hierdurch angelegt wird; aber Jeder beruft ſich gern, um ſeine Anſprüche zu begründen, nicht nur darauf, daß er Menſch ſei, ſondern ebenſo häufig darauf, einer beſtimmten bevorzugten Art der Menſchen anzugehören. Die roheſte tyranniſche Willkür kommt im wortloſen Handeln wohl, aber höchſt ſelten in Zumuthungen, die ſie ausſpricht, ſo weit, dem Andern etwas aufzulegen, was aus völliger individueller Willkür hervorginge, und nicht durch einen ſophiſtiſchen Vorwand als ableitbar aus irgend einer allgemeinen Art der Menſchen, der Dinge, der Verhältniſſe gedeutet werden könnte. Die erſte Feſtſtellung ſocialer Einrichtungen iſt nicht unter der Herrſchaft allgemeiner Sittengeſetze, die zunächſt ſich auf die Handlungen und die Geſinnung bezögen, ſondern unter dem Einfluſſe der Artbegriffe entſtanden; ſie ging zuerſt davon aus, die beſondere Natur und Stellung jedes Individuum zu beſtimmen, und ihm daraus die Summe ſeiner Pflichten und Rechte abzuleiten, die ihm als dieſer Art von Weſen zukomme; und wie weit ausgebreitet iſt noch jetzt die traurige Gewohnheit, Verſchiedenheiten der geſellſchaftlichen Stellung, die irgend eine Urſache herbeigeführt hat, zu fernerhin unvertilglichen Artbegriffen erhärten zu laſſen und daraus Folgen zu ziehen! Man darf ferner nur einen flüchtigen Blick auf den großen Verlauf der Geſchichte werfen, um zu bemerken, wie entſchieden in allen Augenblicken, in denen es ſich um Neugeſtaltung geſelliger Verhältniſſe handelt, neben ganz thieriſcher Roheit überall die unverwüſtliche Neigung des Menſchen zu ſyſtematiſchem Doctrinarismus hervortritt. Es gehört zu den wichtigſten Ergebniſſen der Bildung, unterſcheiden zu können, in welchen Fällen ein Zurückgehen auf allgemeine Principien unerläßlich und jede partielle Maßregel verderblich iſt, und in welchen andern es ebenſo unabweislich geboten iſt, Ungleichartigkeiten zu ſchonen, den vorliegenden Zuſtand aus ſeinen ſpeciellen Bedingungen zu begreifen, und durch deren ſpecielle Aenderung, durch Maßregeln des Augenblickes, durch Ausnahmsverhältniſſe zu beſſern. Dieſe Einſicht findet ſich ſelten; in der

Regel je ungebildeter der Menſch und je ungewohnter ihm ein Gebiet iſt, auf das er neu berufen wird, um ſo mehr entwickelt ſich in ihm ein alles ſyſtematiſirender Formalismus, eine trockene Vorliebe für ſymmetriſche Schemata, ein poeſieloſes Kleben an ärmlichen leicht überſehbaren Symbolen, eine Neigung, alles Individuelle nur als Exemplare eines kalten Artbegriffes zu numeriren. Aber in allen dieſen Einſeitigkeiten können wir doch nur das Beſtreben finden, jene allgemeine Ahnung der Geſetzlichkeit, den weſentlichſten Zug des menſchlichen Denkens, in ihrer einfachſten und roheſten Form an dem Inhalte zur Geltung zu bringen, deſſen Natur zu großem Theil eine weit feinere Anwendung derſelben Vorausſetzung verlangt.

Es liegt nicht in unſerer Abſicht, den weiteren Umwandlungen der Begriffsformen nachzugehen, die nicht mehr dem allgemeinen menſchlichen Leben, ſondern der Wiſſenſchaft angehören. Wir haben nur zu erinnern, daß in derſelben Weiſe, in welcher ſo die allgemeinen Bilder oder Begriffe der Gegenſtände entſtehen, ſich auch die der Begebenheiten, der Beziehungen, der Verhältniſſe entwickeln, theilweis mit noch mehr Unklarheit und Unſicherheit, wie dies die weniger ſelbſtändige und anſchauliche Natur ihres Inhaltes erwarten läßt. Aber wir können nicht zugeben, daß außer dieſen der Erfahrung entwachſenen ſich im Geiſte noch andere, vor aller Erfahrung ihm eigene Begriffe vorfänden, angeborne Begriffe, durch deren urſprünglichen Beſitz ihm von Haus aus das klare Bewußtſein der Regeln für die denkende Verarbeitung ſeiner Wahrnehmungen geſchenkt wäre. Wir haben früher bereits uns dafür entſchieden, daß der vielmißbrauchte Name angeborner Ideen nur Gewohnheiten des Handelns bezeichnen könne, die ſich aus der Natur des Geiſtes nothwendig, aber zunächſt ihres Zieles und ihrer eignen Bedeutung unbewußt, entwickeln, und daß erſt eine ſpätere Reflexion auf ſein eignes Thun dem Verſtande ein Wiſſen von dieſen Trieben ver-

ſchaffe, denen er ſich in unzähligen Anwendungen bereits hingegeben hatte. Man hat ſo viel von reinen Verſtandesbegriffen geſprochen, die der Menſch als urſprünglichen Beſitz den Eindrücken der Wahrnehmung entgegenbringe, ohne doch angeben zu können, auf welche Weiſe ſie ſo urſprünglich in ihm enthalten ſein mögen, da doch leicht nachweisbar weder das Bewußtſein des Kindes noch das des Ungebildeten ſie als fertige Vorſtellungen einſchloß. Man hat gehofft, ihre ganze Anzahl vollſtändig entweder in einer tabellariſchen Ueberſicht oder in einer gegliederten Reihe aufzeigen zu können und doch haben nie die Meinungsverſchiedenheiten über das aufgehört, was zu dieſer Summe der uns angebornen Denknothwendigkeit zu rechnen ſei; ein Streit, der nie entſtehen konnte, wenn in der That jedem Geiſte die Geſammtheit dieſer Wahrheit urſprünglich eingepflanzt, und wir nicht genöthigt wären, ſie im Laufe einer Entwicklung, die Irrthum und Ungewißheit zuläßt, erſt zu finden.

Und hätten wir ſie dann gefunden, ſo würden wir endlich auch bemerken, daß es keine ungünſtigere Form des Ausdruckes für ſie geben kann, als die hergebrachte, die von angebornen Begriffen ſpricht. Soll es in uns einen Keim der Wahrheit geben, durch deſſen Anwendung wir die mannigfaltigen Wahrnehmungen zu innerem Zuſammenhang bringen könnten, ſo muß dieſer Keim wenigſtens in der Form von *Urtheilen* gegeben ſein, die uns lehren, wie wir von einem Inhalt der Wahrnehmung mit Recht und innerer Nothwendigkeit zu einem andern übergehen können; er würde ganz nutzlos ſein in Geſtalt einfacher Begriffe, von denen ſich nicht würde ſagen laſſen, was mit ihnen zu beginnen ſei. Und ſelbſt in dieſer Form, recht eigentlich als *Vorurtheile* über den nothwendigen Zuſammenhang aller Erfahrungen, die da kommen könnten, finden wir die meiſten dieſer Sätze doch nicht als bewußte und anerkannte Maßſtäbe der Beurtheilung in uns, ſondern ſie wirken urſprünglich in uns allenthalben wie verſchwiegene, ihrer ſelbſt unbewußte Vorausſetzungen, unter deren Einfluß wir wohl im Einzelnen die weitere Verknüpfung der

Wahrnehmungen vornehmen, ohne doch sie selbst und ihren eigenen wesentlichen Inhalt abgesondert für sich zu kennen. Erst wenn eine ausdrückliche Frage an uns gerichtet wird über die Gründe, auf die sich unsere instinctive Beurtheilung der Dinge, unsere Ueberzeugung von der Gewißheit der eigenen und der Falschheit einer entgegengesetzten Ansicht beruft: erst da brechen diese vorher nur blind wirkenden Vorurtheile zum Bewußtsein hindurch. Und man wird dann finden, daß einige wenige von ihnen sich mit der vollen Klarheit einer nicht anders sein könnenden Wahrheit aufdrängen, viele dagegen in dem Versuche sie auszusprechen die Sicherheit und Gewißheit verlieren, mit der sie als unausgesprochene Vorurtheile uns leiteten, manche endlich sogleich, sobald man sie in allgemeiner Gestalt von ihren gewohnten Anwendungsobjecten zu lösen sucht, sich als Irrthümer verrathen, deren Falschheit nur um der besondern Eigenthümlichkeit dieser Objecte willen unbemerkt bleiben konnte.

Ein zweiter aufmerksamer Blick wird ferner lehren, daß auch diejenigen Sätze, deren Ueberredungskraft nicht so schnell verloren geht, doch aus sehr verschiedenen Quellen stammen. Nur sehr wenige von ihnen sind dergestalt von allem bestimmten Inhalte der Erfahrung unabhängig, daß sie uns als nothwendige Gesetze jeder Welt, sie sei welche sie wolle, mithin als unerläßliche Bedingungen der Denkbarkeit von Allem erscheinen. Manche andere haben nur eine mittelbare Gewißheit und ihre Gebote kommen uns als unabweislich vor, weil die Welt nun einmal so ist, wie sie ist; die großen allgemeinen Formen der Wirklichkeit haben uns hier imponirt und uns daran gewöhnt, für selbstverständlich und nothwendig zu halten, was wir thatsächlich allenthalben wiederkehren sehen. Endlich würden wir leicht bemerken können, daß manche scheinbare Nothwendigkeit eines bestimmten Verhaltens der Dinge, die wir in noch andern Sätzen ausgesprochen finden, keineswegs durch die Undenkbarkeit ihres Gegentheils bestätigt wird, daß sie also nicht etwas ausdrückt, was anders nicht sein *könnte*, sondern etwas, was so sein *soll*,

wie wir es meinen, und absurd sein würde, wenn es anders wäre; ästhetische und sittliche Regungen unsers Gemüthes sind hier im Stillen thätig gewesen und haben uns vermocht, Verhältnisse, die unserem Ideal einer vollkommenen Welt entsprechen, für denknothwendige Gesetze jeder wirklichen Welt zu halten. Das Gesetz der Identität und das des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung mögen als Beispiele der ersten dieser Gruppen dienen; die Vorstellung von einer nothwendigen Beständigkeit der Masse, von der Unvergänglichkeit des Stoffes, und zahlreiche andere Voraussetzungen, die wir uns über Naturereignisse bilden, erläutern die zweite; die Sehnsucht nach irgend einer höchsten Einheit der Welt, die Verehrung dieses Begriffes der Einheit überhaupt gehört kenntlich der dritten an. In allen diesen Dingen ist es fast nirgends die reine Intelligenz, möge sie Verstand oder Vernunft genannt werden, die uns jene für unverbrüchlich gehaltenen Voraussetzungen dictirt; es ist überall der ganze, der zugleich denkende, zugleich ästhetisch fühlende und sittlich urtheilende Geist, der aus der Gesammtheit dieser seiner vollen Natur heraus jene verschwiegenen Obersätze in uns hervorbringt, denen unsere Wahrnehmung den Inhalt der Erfahrung unterzuordnen sucht. Und anderseits ist es auch dieser ganze Geist nicht als reiner, von der Erfahrung noch unberührter, dem wir diese Voraussetzungen unserer Beurtheilung der Dinge wie fertig uns mitgegebene Werkzeuge verdanken, als hätte er sie als Ergebniß einer Concordanz zwischen allen den Forderungen seiner intelligenten, ästhetischen und sittlichen Natur gestiftet; vielmehr die wirklichen Erfahrungen selbst sind es erst, die den Geist reizen, allmählig sein Wesen zu entfalten und im Kampf mit den Dingen sich die Kampfweisen zu bilden, die er bedarf. Alle jene Systeme, die da geglaubt haben, den Inhalt der denknothwendigen Wahrheit als eine abgeschlossene vollständige Reihe gleich ursprünglicher Erkenntnisse darstellen zu können, haben in der That vielmehr Reflexionen von sehr verschiedenem Datum gesammelt, die der menschliche Geist im geschichtlichen Lauf seiner Bildung an den Stoff der äußern Wahr-

nehmung und an die Schickſale des Lebens zu knüpfen gelernt hat, und unter denen nur wenige Grundſätze ſich finden, die ſich als urſprünglich ihm angehörige Wahrheiten bezeichnen laſſen, d. h. als ſolche, die unabhängig von dem beſtimmten Inhalte der Erfahrung ſich in jedem Gemüth übereinſtimmend und ſo frühzeitig entwickeln, daß die Gewinnung aller andern Erkenntniſſe unter ihrem Einfluſſe und mit ihrer Hülfe geſchieht.

Auch wenn wir nicht dieſer Anſicht wären, ſo würde doch unſer gegenwärtiger Zweck, der nicht in der Darſtellung aller erreichbaren Wahrheit, ſondern in der Schilderung der Art liegt, wie ein Theil derſelben in der naturwüchſigen Entwicklung des Menſchen erreicht wird, uns zur Beſchränkung auf wenige Beiſpiele nöthigen. Das Geſetz der Identität, daß jeder gedachte einfache Inhalt ſich ſelbſt gleich ſei, und das Geſetz der Cauſalität, nach dem jede Veränderung ihre Urſache verlangt, gehören beide zu der Zahl jener letztern Sätze. Obwohl ſie gewiß dem Geiſte nicht als bewußte Beſitzthümer angeboren ſind, ſo läßt doch Jeder ſich leicht dahin bringen, ſie, wie ungeſchickt auch immer, auszuſprechen und ſich ihrer als bisher unbewußt befolgter Grundſätze ſeines Erkennens zu erinnern, denen er von nun an um ihrer Nothwendigkeit willen mit Bewußtſein folgen werde. Woher kommt nun der Inhalt dieſer Sätze und woher das Gefühl ihrer Nothwendigkeit? Hat uns die äußere Erfahrung durch die ruhige Unveränderlichkeit der Dinge, ſo lange ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, und durch die Veränderungen, die ſo häufig ihr Zuſammentreffen unter einander begleiten, daran gewöhnt, an die Vorſtellung jedes einzelnen einfachen Inhaltes nur die Erwartung ſeines Gleichbleibens mit ſich ſelbſt, an eine Begegnung mehrerer die einer Aenderung und umgekehrt an jede Wahrnehmung einer Aenderung den Gedanken eines ihr vorausgehenden Grundes zu knüpfen? Aber die äußere Erfahrung bietet umgekehrter Fälle die Menge: ſcheinbar ſich ſelbſt überlaſſene Dinge, die doch ſich nicht gleich bleiben, Veränderungen, deren Urſachen und Folgen uns entgehen; aus ihr kann kein denknoth-

wendiges Geſetz entſpringen, welches die Verhaltungsweiſe, die nur einem Theile der Wirklichkeit erfahrungsmäßig zukommt, auf das Ganze derſelben und auf alle denkbare Zukunft ausdehnte. Doch wenn wir nun nicht blos zuſehend, ſondern experimentirend verfahren und überall, ſobald wir gewiſſe Umſtände erzeugt haben, eine beſtimmte Folge eintreten ſehen, finden wir dann nicht beides zugleich, ſowohl den inneren Zuſammenhang der Bedingtheit, als die Gleichheit der Folge, die denſelben Bedingungen gehört? Aber auch dies würde uns nur berechtigen, Zuſammenhang zwiſchen denjenigen Paaren von Ereigniſſen zu behaupten, zwiſchen denen ihn unſer Experiment nachwies, aber nicht dazu, einen ähnlichen allgemein gültig vorauszuſetzen. Gehen wir daher, wenn die äußere Erſcheinung dies nicht leiſten kann, auf die innere zurück, und verſuchen wir, ob es uns gelinge, irgend einen einfachen beſtimmten Inhalt zugleich als das zu faſſen, was er iſt, und als das, was er nicht iſt, oder als ſich verändernd ohne irgend einen Grund der Veränderung. Wir werden ohne Zweifel bei jedem einzelnen Verſuche dieſer Art ſcheitern, gleichviel an welchem einfachen Inhalt wir ihn anſtellen; aber an ſich beweiſt doch das Mißlingen in dem einen Augenblick und an dem einen Object keineswegs, daß derſelbe Verſuch in einem andern Augenblick und an einem andern Object ebenſo mißlingen müſſe: es ſei denn, daß irgend Etwas uns berechtigte, jeden einzelnen dieſer Fälle als eine Bürgſchaft für alle denkbaren Fälle zu betrachten.

Dieſes Etwas iſt nun da; es beſteht in nichts Anderem, als in eben jenem Satze der Identität ſelbſt, deſſen richtig gefaßter Sinn vorher von dem Bewußtſein als eine völlig unbedingte grundloſe und nothwendige Wahrheit aufgefaßt und geglaubt ſein muß, ehe davon die Rede ſein kann, daß irgend eine andere beſondere, durch den Mechanismus unſerer geiſtigen Natur herbeigeführte, zuerſt unbewußt vollzogene, dann mit Bewußtſein von uns wahrgenommene Verknüpfungsweiſe der Eindrücke uns mit dem Gefühle ihrer Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit überkommen ſolle. Nicht daraus kann die Nothwendigkeit des

Satzes der Identität *für uns* bewiesen werden, daß er zuerst *in uns* gültig sei, und wir es dann merkten bei dem Versuche, ihm zuwider zu handeln; vielmehr um aus den einzelnen Fällen, in denen wir doch allein mit ihm oder mit einem andern denknothwendigen Satze diesen Versuch machen können, auf das nothwendige Mißlingen in allen Fällen schließen zu dürfen: dazu muß die unmittelbare Gewißheit eben desselben Satzes schon vorausgehen, die Gewißheit, daß ein Fall so gut ist, wie unzählige gleiche, daß überall, wo gleiche Bedingungen wiederkehren, die gleiche Folge mit ihnen verbunden ist, die Gewißheit, daß es überhaupt in der Natur unsers eignen Geistes so wie in der der Dinge, die seine Objecte sind, eine solche Treue und Beständigkeit gibt, durch die Alles ist was es ist, Beharrliches beharrlich, Veränderliches veränderlich, Widersprechendes widersprechend; eine Treue, die jedem andern Zusammenhange erst erlaubt, nothwendig und allgemeingültig, ja überhaupt möglich zu sein; denn wie könnte zwischen Zweien ein Zusammenhang irgend welcher Art gedacht werden, wenn nicht beide dadurch, daß sie sind, was sie sind, oder werden was sie werden, dem sich zwischen ihnen spannenden Verhältnisse gestatteten, sich auf sie wie feste Pfeiler zu stützen, oder ihrer nach bestimmter Richtung gehenden Bewegung nachzufolgen? Wie könnte irgend ein Schluß von uns oder irgend eine Folge von den Dingen begründet werden, wenn das Seiende oder Werdende, woraus Schlußsatz und Folge fließen soll, zugleich ein Anderes wäre oder würde, als das, worin beide ihren Grund haben?

Es ist vergeblich zu hoffen, daß es irgend einer Psychologie gelingen werde, unter der Voraussetzung, daß allgemeine und nothwendige Gesetze thatsächlich den mechanischen Verlauf unseres inneren Lebens lenken, aus diesem Verlauf allein die unvermeidliche Anerkennung ihrer Nothwendigkeit, die Entstehung eines bewußten Begriffes der Nothwendigkeit in uns, abzuleiten; und ebenso wenig können wir glauben, daß die thierische Seele zur Erzeugung dieses Begriffes befähigt ist. Den menschlichen Geist vielmehr zeichnet es aus, in der Reflexion auf die mechanisch

vollzogenen Handlungen seines Wissens sich bewußt werden zu können, daß in ihnen eine Gesetzlichkeit liegt, die ins Unendliche hinausreicht über die einzelnen Fälle, in denen seine innere Erfahrung sie befolgt findet; daß es überhaupt etwas gibt, was Wahrheit zu nennen ist, nicht in dem beschränkten Sinne einer Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem vorgestellten Inhalt, sondern in der Bedeutung einer Folgerichtigkeit, durch die es erst einen vorstellbaren Inhalt gibt, durch die dem bunten Flusse der Wahrnehmungen die verläßliche Grundlage durchgehender Wechselbedingtheit, jeder Bedingung die Sicherheit ihrer Folge, dem Ganzen der Erscheinung der Zusammenhang einer Wirklichkeit im Gegensatz zur bodenlosen Willkür eines irren Traumes, der forschenden Frage überhaupt ein unnachgiebiger Standpunkt gegeben wird. Darin, daß in dem menschlichen Geiste in dem Momente der Reflexion auf das, was in ihm geschieht, diese zuversichtliche Gewißheit vom Dasein einer Wahrheit überhaupt rege gemacht wird, darin liegt eine der ursprünglichsten, auf allen Mechanismus nur antwortenden, aber nicht durch ihn vorgesagten Aeußerungen seines Wesens, des Wesens, das ihn zur Wahrheit und zu der Verwandlung des Vorstellungslaufes in Erkenntniß befähigt. Setzen wir diesen einen Zug voraus, so können wir begreifen, wie fernerhin der Geist sich durch die Anregungen der Erfahrung zum Forschen und zum Finden der einzelnen Wahrheiten bringen läßt. Indem er an jeder Erscheinung der inneren nicht minder als der äußeren Erfahrung Anstoß nimmt, die, so wie sie sich darbietet, jener Beständigkeit und Treue widerspricht, in der für ihn alle Wahrheit liegt, lernt er allmählig durch Verknüpfung des in der Wahrnehmung Zerstreuten, des Gegebenen mit Nichtgegebenem, des Gegenwärtigen mit Vergangenem, die bestimmteren inhaltvollen allgemeinen Gesetze auffinden, die diese Welt mit den einmal bestehenden Grundzügen ihres Baues beherrschen müssen, sobald sie mit jenem höchsten Maßstabe der Wahrheit zusammenstimmen soll.

Der Weg zu dieſer allmähligen Ausbildung iſt lang und unvollendbar; nicht nur die gewöhnliche Bildung des Lebens irrt oft von ihm ab, wenn ſie an die zufällig uns nahe getretenen Bruchſtücke der Erfahrung ohne Ueberſicht des Ganzen ihre Reflexionen anknüpft und mit bald ermüdendem Intereſſe ihre hie und da angeregten Gedankenreihen nur einige Schritte weit fortführt, ohne auf ihre endliche Vereinigung zu denken; auch die Wiſſenſchaft begeht Irrthümer genug, wenn ſie in ihrer ſyſtematiſchen Weiſe zuſammenfaſſen will, was uns um jener unbedingten Wahrheit willen durch die Wirklichkeit mittelbar denknothwendig gemacht wird. Noch weniger beſitzt das gemeine Leben die allgemeinen Wahrheiten fertig, am wenigſten ein vollendetes Bewußtſein derſelben. Nur die Ahnung, daß es eine Wahrheit überhaupt gibt, verfolgt den Menſchen überall und iſt ſelbſt da, wo ihr Begriff nie abgeſondert für ſich gedacht wurde, als die unbewußte Macht wirkſam, unter deren Einfluß das Bewußtſein arbeitet. Welche Anwendungen dagegen von ihr in Bezug auf die einzelnen Erſcheinungen zu machen ſind, darüber täuſchen uns die Verwicklungen dieſer allzu oft, und wenige Beiſpiele werden hinreichen zu zeigen, wie aus Mißverſtändniß deſſen, was wir ſuchen, die widerſprechendſten Vorſtellungen in unſerem gewöhnlichen Bewußtſein neben einander Platz nehmen.

Wenn man, um jene Verwicklungen des gegebenen Inhaltes zu vermeiden, ein völlig Einfaches ins Auge faßt, ſo wird Jeder in Bezug auf daſſelbe den Satz der Identität richtig ausſprechen, und behaupten, daß Blau ſtets Blau und Roth nie etwas anderes als Roth ſei. Aber neben dieſer Einſicht gehen ganz unbekümmert Vorſtellungen einher von Dingen, die verändert werden und in der Veränderung bleiben, was ſie ſind, von Subſtanzen, die ſich umwandeln, ohne aufzuhören, von einem Weſen, das erſcheint und ebenſo ſehr dieſe Erſcheinung ſelbſt, als auch von ihr verſchieden iſt, von Subjecten endlich, die bald handeln bald ruhen, ohne durch dieſe Verſchiedenheit des von ihnen Behaupteten ihre Identität mit ſich ſelbſt einzubüßen. Ich meine nicht

eben, daß in dieſen Vorſtellungsweiſen der menſchliche Verſtand irrt, aber er wendet offenbar, durch den unanalyſirten Eindruck der Wahrnehmungen bewogen, jenen Grundſatz der Sichſelbſtgleichheit in einer tumultuariſchen und widerſprechenden Weiſe an, ohne durch Zergliederung des Gegebenen ſich über die Möglichkeit jener Ausdrücke und ihre Verträglichkeit mit dieſem Grundſatze zu rechtfertigen. Und wenn die beginnende Reflexion ſich dieſer Widerſprüche bewußt wird, geräth ſie nicht ſelten in den entgegengeſetzten Fehler; ſie ſucht in dem allgemeinen Satze Aufklärungen über die Natur der Dinge, die nicht in ihm liegen, ſondern nur durch eine vorſichtige und richtige Anwendung aus ihm zu gewinnen ſind. Dann möchte ſie alle Möglichkeit des Werdens, der Veränderung, des Handelns als widerſprechend leugnen; als ob der Satz der Identität verböte, daß Etwas werde, oder Veränderliches da ſei, da er doch nur behauptet, daß Werdendes, ſo lange es werde, nur werde und nicht ſei, Veränderliches aber für unveränderlich zu halten nicht angehe. Wie nahe auch der urſprünglichen Bedeutung des Satzes jene einfachſten Anwendungen liegen, dennoch bedürfen ſie einer beſondern Rechtfertigung, die ſich das gewöhnliche Denken meiſt erſpart.

Gleich unausgebildet ſind unſere Vorſtellungen von dem urſächlichen Zuſammenhange. Bald dehnen ſie ſich zu dem widerſinnigen Gedanken aus, daß Alles, nicht nur die Veränderung des Beſtehenden, ſondern auch das urſprüngliche Beſtehen Urſachen bedürfe und dieſe ins Endloſe hinaus deren neue; bald läuft nebenher die Vorſtellung eines Zufalles, der Einzelnem geſtattet, urſachlos zu geſchehen; im Ganzen iſt der gewöhnliche Begriff von Urſache und Wirkung nur ein grobes Beiſpiel jenes nothwendigen Geſetzes, das uns Veränderungen an Bedingungen knüpfen heißt, ſehr kenntlich von der Erfahrung unſers eignen Handelns und von dem Gegenſatz des lebendig Thuenden mit dem leblos Leidenden entlehnt. Wo wir ſicher zu ſein glauben, keine innere Regſamkeit vorausſetzen zu dürfen, da ſuchen wir äußere Gründe der Veränderung; wo wir jene Regſamkeit ver-

muthen können, ſuchen wir gar keine, ſondern dann ſcheint das Geſchehen ſich von ſelbſt zu verſtehen. Und da uns das Innere der Dinge hinlänglich unbekannt iſt, ſo können wir uns dieſer letztern Freiheit faſt überall bedienen. Die große Menge der intranſitiven und der reflexiven Zeitwörter iſt ein ſprechender Beleg für die Ausbildungshöhe unſerer gewöhnlichen Cauſalbegriffe; die Pflanze wächſt und die Wolken ziehen, es wird kalt, die Luft bewegt ſich und die Nebel ſenken ſich. So geht dies neutrale ſich von ſelbſt verſtehende Geſchehen, das Emaniren und Erſcheinen ſorglos fort, bis andere Erfahrungen uns ſeine Abhängigkeit von äußern Einwirkungen deutlich machen, und dann treten ebenſo einſeitig die entgegengeſetzten Vorſtellungen von Urſachen und Kräften auf, welche die Veränderung hervor- oder in die Dinge hineinbringen, ohne daß auch hier eine Zergliederung dieſer allzu unmittelbar an die Anſchauung anknüpfenden Gedanken erfolgte. Sehr weit iſt alſo die gewöhnliche Meinung von dem Begriff eines cauſalen Geſetzes entfernt, wie ihn die Wiſſenſchaft ſpäter brauchen kann; auch die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturerſcheinungen führt gar nicht ſo leicht zu ſeiner Ausbildung, ſondern wird als das allzu Gewöhnliche häufiger überſehen; weit energiſcher führen die Bedürfniſſe des Menſchen, indem ſie ihn zu techniſchen Experimenten nöthigen, zur Einſicht in die wahre Natur der urſächlichen Bedingtheit, und von der Betrachtung der rohen Maſchinen, die er ſich erbaut, trägt er allmählig die Frage nach dem Grunde der Beſtändigkeit der Wirkungen und nach der Veränderlichkeit ihrer Größen auch auf die Durchforſchung der lebendigen Welt und ſeines eignen Innern über.

Wir können ihm hier nicht in dieſe Vervollkommnung ſeiner anfänglich ſehr unzuverläſſigen Metaphyſik folgen; die Geſchichte der Wiſſenſchaft und der Ideen bleibt einer ſpäteren Stelle vorbehalten, denn ſie bedarf einer vorangehenden Erwähnung der hiſtoriſchen Bedingungen, unter denen ſie ſich entwickelt und fortbewegt. Wollen wir ein Bild der durchſchnittlichen Höhe ſuchen, welche die Feinheit der Erkenntniß im Allgemeinen in der Bildung

des menschlichen Geistes erlangt, wenn nichts auf ihn einwirkt, als die gewöhnlichen Anregungen des Lebens, so finden wir ein solches in der Organisation der Sprache. Ich meine nicht damit die Größe des Wortvorrathes und die Menge der Bezeichnungen für abstracte Gedanken, mit denen das Nachdenken Einzelner die Sprache bereichert hat, und die dem sprechenden Volke theils ganz fremd bleiben, theils nur nach Vergröberung ihres Sinnes Zugang zum allgemeinen Gebrauch erlangen, sondern die grammatische und syntaktische Organisation der Sprache. Seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bietet sie ebenso entschieden eine gewisse übereinstimmende Auffassungsweise der Dinge dar, als anderseits mancherlei nationale Eigenthümlichkeiten, sich in dieser Auffassung zu bewegen. Daß es überhaupt Worte gibt, die als Namen irgend einen Inhalt bezeichnen, ist nur unter der Aegide jenes Bewußtseins möglich, daß jeder solche Inhalt etwas sich selbst Gleiches, Sicheres, daher Benennbares sei; gibt es überall Formen für Substantiven, Verba und Adjectiven, so hat auch überall der Geist die Begriffe des Etwas, des Werdens oder der Beziehung und der Eigenschaft ausgebildet, und ist gewohnt, das, was er in Gestalt dieser Begriffe gefaßt hat, unter einander zu verknüpfen; dabei zeigt der Artikel oder jedes Pronomen, daß der Inhalt, sei er Sache oder Ereigniß oder Eigenschaft, als Einheit eines zusammengehörigen Ganzen aufgefaßt ist, und weder ein Nominativ noch ein Accusativ oder irgend eine andere Form von gleichem syntaktischen Werthe würde möglich sein; ohne daß der Unterschied zwischen Subject und Object des Handelns, die gewöhnliche Form des gemeinen Causalbegriffes, ihnen im Bewußtsein voranginge. Verfolgen wir weiter die Wortbedeutungen, und sehen, wie die Bezeichnungen für innere Abhängigkeit und unsinnliche Beziehungen auf Anschauungen von Bewegung zurücklaufen und von räumlich zeitlichen Verhältnissen entlehnt sind, wie weit ferner sich die symbolisirende Virtuosität der Sprache erstreckt, indem sie mit feinem Gefühl für jeden die Erfahrung übersteigenden Inhalt Gleichnisse aus dem Gebiet des Wahrnehm-

baren findet, so überzeugen wir uns, daß die in ihr niedergelegte Erkenntnißarbeit des natürlichen Geistes, um deren willen der Mensch sich als geborenen Philosophen ansieht, hauptsächlich in einer Zurückführung der mannigfachen Bedingungsverhältnisse auf eine geringe Anzahl großer typischer Beispiele besteht. Die Erklärung eines Beispiels durch ein anderes, der Anschauung näher liegendes, bleibt lange die Vorliebe des ungeschulten Verstandes, die Erklärung aller Beispiele aus ihrem allgemeinen Gesetz beginnt die Wissenschaft. In dieser Gestalt nun ist der in der Sprache vorhandene Bestand von Erkenntniß dem ungebildeten Geiste des Einzelnen durchgängig noch überlegen; der unbeholfene Gebrauch, den er von den ihm freigebig angebotenen Worten macht, zeigt, daß er ihren syntaktischen und logischen Werth weit weniger scharf auffaßt, als sie selbst ihn ausprägt. Dem gebildeten Verstande wird die Sprache umgekehrt oft ein Hinderniß, weil sie ihm nicht willig genug in die unanschaulichen Abstractionen folgt, die er braucht; aber auch ihm bleibt sie anderseits überlegen durch die unendliche Fülle von Beziehungen, die sie alle bemerkt und bezeichnet hat, und die alle nachzudenken und zu zergliedern er verzweifeln muß.

So entsteht in uns ein Anfang von Erkenntniß der Wahrheit, theils durch den Versuch, mit den Dingen Zwecke zu erreichen, theils durch die Anregung, die uns das erziehende Wort der Sprache gibt. Dieser Anfang kann unter günstigen Bedingungen wachsen, wenn nach Stillung der drängendsten Noth des Daseins die Sehnsucht nach Verschönerung und Bereicherung des Lebens dem stilleren Trieb der Forschung Zeit gibt, sich auf den verschiedensten Wegen in den Lauf der Dinge zu vertiefen und gewahr zu werden, wie geschlossen und sicher das Netz der Beziehungen ist, in dem sie ruhen. Dann findet unsere aufklärende Untersuchung, daß eine beweisende Gedankenreihe sich lange und weit von ihrem sinnlichen Veranlassungspunkte, einer Thatsache der Wahrnehmung, entfernen und an der Hand allgemeiner Gesetze ihre Bahn in unserem Innern fortsetzen kann, und daß doch ihr Schluß, wie ein in hohem Bogen geworfenes Geschoß, genau

und ſicher wieder mit einer neuen ſinnlichen Thatſache zuſammentrifft. Obgleich der Weg, den unſer Denken nahm, ein anderer war, als der, welchen das Geſchehen ſelbſt ging, ſo fanden ſich beide zuletzt doch wieder, und der Zuſammenhang der Welt erſcheint uns ſo dicht, daß von jedem Punkt zu jedem andern auf tauſend Wegen gekommen werden kann, ohne daß irgendwo eine Kluft wäre, welche die Herrſchaft dieſer durchdringenden Conſequenz unterbräche. Die menſchliche Bildung kommt nicht überall ſo weit; aber auf wie niederen Stufen ſie durch die Ungunſt der Umſtände zurückgehalten werden mag, wenigſtens in dem Begriffe einer Nemeſis, eines Schickſals, oder doch in der verzerrten Geſtalt des Aberglaubens, der an Spuk und Zauber hängt, kommt die urſprüngliche Ueberzeugung von dem Daſein einer Nothwendigkeit, das Erbtheil des menſchlichen Geiſtes, irgendwo in der Reflexion zum Vorſchein, wie wir ſie ſchon früher in dem Benehmen der Sinnlichkeit allenthalben hervorbrechen ſahen. So liegt denn der Unterſchied der menſchlichen Intelligenz von dem thieriſchen Vorſtellen zwar ſehr bedeutſam auch in der unermeßlich größeren Weite des Geſichtskreiſes, aber ſonſt doch nicht in beſonderen Formen, nach denen ſich unſere Gedanken ausſchließlich verknüpften. Nur daß die Thiere in ihrem Vorſtellungslaufe blos Gewalt leiden von den Geſetzen, die wir, ebenfalls von ihnen leidend, doch zugleich als nothwendige Wahrheit anerkennen und ſelbſtthätig zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe, zur Stiftung der Erkenntniß verwerthen. Und dies muß wohl ſo ſein; mit uns zum Leben in derſelben Welt beſtimmt, genöthigt, ſich in ihr zurecht zu finden, wie wir ſelbſt, dem Einfluſſe derſelben äußern Bedingungen hingegeben und auf ſie mit nicht unähnlicher Regſamkeit zurückwirkend, bedürfen es die Thiere, daß die Verbindung der Eindrücke und die aus ihr entſpringenden Folgen in ihnen keinen andern Geſetzen gehorchen als in uns und zu übereinſtimmenden Ergebniſſen führen, daß alſo in ihrem Innern auf dieſelbe Weiſe gedacht werde, wie wir denken.

Fünftes Kapitel.

Das Gewissen und die Sittlichkeit.

Die Weltansicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewissens. — Lust und Unlust als thatsächliche Ursachen des Handelns. — Die Lust und das Gute. — Der Begriff des Werthes und sein Zusammenhang mit dem der Lust. — Die Lust als ethisches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Persönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt.

Wie groß auch die Summe der Kenntnisse anwachsen mag, welche die menschliche Wißbegier erwirbt, wie fein sich ferner die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen entwickeln und unter günstigen Umständen bis zu wissenschaftlichem Bewußtsein ihrer Gesetze steigern mag: so liegt doch am Ende der echt menschliche Charakter unserer Weltauffassung weit weniger in dieser Weite und Klarheit ihres Gesichtskreises, als in der Wärme der Färbung, die ihr die beständige Betheiligung des Gemüthes an ihrer Ausbildung mittheilt. Heimgesucht mit Leid und Lust durch die Eindrücke der Außenwelt, in ihren Erwartungen und Strebungen bald getäuscht und zurückgehalten durch die Ereignisse, bald von ihnen befriedigt und gefördert, findet die Seele für ihr Nachsinnen keinen Gegenstand von nachhaltigerem Interesse, als die wohl- und wehthuende Macht dieser Welt und als die Stelle, die wir selbst in ihrer Mitte einnehmen. Während das Thier nur die einzelne Tücke oder Freundlichkeit der Dinge, die unmittelbar ihm selbst gilt, beachtet und in seiner Erinnerung aufbewahrt, führt den menschlichen Geist die größere Beweglichkeit seiner Phantasie zu einer umfassenderen Anschauung. Nach dem Bilde der thätigen Regsamkeit, die er in sich selbst fühlt, rechnet er die Hemmung oder Förderung, die ihm die Ereignisse bereiten, zuerst einer ähnlichen Absichtlichkeit der Außenwelt zu und glaubt in ihr ein mannigfaltiges lebendiges Wollen zu sehen, das in allen Dingen gegeneinander wirkt. Und wie uns selbst Wohl und Wehe

zufallen, wenn die Wellen dieſes breiten Stromes der Ereigniſſe uns berühren, ebenſo vertheile ſein Lauf Luſt und Leid auch zwiſchen die Dinge, alle und jedes von ihnen fühle das eigenthümliche Glück und Unglück der Beziehungen, die zwiſchen ihm und andern ausgeſpannt ſind. Die zunehmende Erfahrung läßt die lebendigen Farben dieſes Weltbildes allmählig verbleichen, ohne uns ganz der Gedanken zu entwöhnen, aus denen es entſtand. Wir lernen die Unabſichtlichkeit der meiſten Ereigniſſe einſehen, die zwiſchen den Dingen vorgehen, und wir finden keinen unzweideutigen Ausdruck eines Bewußtſeins, mit welchem ſie ihre wechſelſeitigen Eindrücke aufnähmen. Aber ein unklares Fühlen und Sehnen, unbewußte Liebe und Abneigung möchten wir doch gern als eine überall verbreitete Regſamkeit der Natur feſthalten. Wir beſcheiden uns endlich, die Mannigfaltigkeit des Weltlaufes wenigſtens nur als den buntfarbigen Ausdruck einer einzigen Idee zu faſſen; und auch an der Einheit dieſer Idee hängen wir kaum ſo ſehr deshalb, weil ſie unſerer wißbegierigen Erkenntniß die Erklärung des Zuſammenhanges der Erſcheinungen böte, als darum, weil ſie uns geſtattet, alles Glück und alle Bitterkeit des Daſeins als eine vorbedachte Entwicklung auf ſie als ihren Grund zurückzuführen. Denn nicht eine Zugabe zur Welt ſcheint es uns ſein zu können, daß es neben dem geſetzlich geordneten Sein und Geſchehen auch einen Genuß beider gebe, Leid und Luſt; aller nothwendige Zuſammenhang der Dinge würde uns unbegreiflich ſein, dürften wir ihn nicht als die vorbereitende Grundlage anſehen, auf der eine Welt des Glücks und Unglücks ſich erhebt.

Bejahend und verneinend, begeiſtert und verzweifelnd tritt dieſe Auffaſſungsweiſe in unſerem Gemüth hervor, je nachdem die Ereigniſſe des Lebens unſere Stimmung aufhellen oder verdüſtern. Der glückliche Enthuſiasmus einerſeits, der die Alles beſeligende Harmonie des Weltlaufs offen zu ſchauen glaubt, die trübſinnige Reflexion anderſeits, welche die Betrachtung der menſchlichen Dinge mit dem Seufzer ſchließt, ſo ſei es nun einmal in dieſer Welt: beide enthalten die unbefangene Vorausſetzung, Wirklichkeit habe

nur Sinn als Erzeugung von Glück, nur daß jener dieſe Erwartung befriedigt, dieſe ſie widerrechtlich getäuſcht glaubt. Und alle Poeſie endlich, wenn ſie den rohen Aufſchrei des Schmerzes oder den Jubel der Luſt in ein reiches Gedankengebilde ausbreitet und für das eigne Erlebniß Gleichniß in der Ferne ſucht, was thut ſie anders, als daß ſie das empfundene Geſchick entweder als ein echtes Glied, oder als einen Widerſpruch, dem ſeine Löſung gewiß ſei, in dieſen Lauf der Welt einzufügen ſucht, der, wie auch die Oberfläche ſeines Stromes ſich zeigen mag, in ſeinem Grunde immer den Zug zur Verwirklichung eines allgemeinen und organiſirten Glückes habe. Gleichviel nun, mit welcher Vorſtellungsweiſe dieſe das Herz der Dinge prüfende Phantaſie ſich zuletzt beſchwichtigen mag: in allen Fällen übt die bald elegiſche bald finſtere, abgeſpannte oder begeiſterte Anſicht, die wir über das Verhältniß des Weltlaufes zu den Bedürfniſſen unſeres Gemüthes faſſen, einen unvergleichlich größeren Einfluß auf die eigenthümliche Geſtaltung unſeres menſchlichen Lebens aus, als die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft, die von wenigen geſucht und von wenigen verſtanden werden.

Nicht nur der Genuß unſeres Daſeins, ſondern auch die Art unſeres Handelns, die Rüſtigkeit des Unternehmens hier, die paſſive Unterwerfung unter das Schickſal dort, ſteht unter demſelben Einfluſſe. Die Meinung, welche wir von dem Werthe der Dinge und von der Tendenz des Weltlaufs faſſen, beſtimmt unvermeidlich auch die andere von der Bedeutung und dem Werthe der individuellen Perſönlichkeit, von den Anſprüchen, die wir erheben zu können glauben, von den Zielen, die wir mit Hoffnung auf ihre Erreichung uns ſetzen dürfen, von den Pflichten, die uns obliegen. Unterſcheidet ſich nun durch dieſe zuſammenfaſſende Reflexion die menſchliche Lebensführung von dem thieriſchen Daſein, das unmittelbar den Einflüſſen des Augenblickes folgt und kaum in ſeinen Zwecken, ſondern nur in ſeinen Mitteln ſich durch die

Erfahrung leiten läßt, so hat anderseits ein alter Glaube dem Menschen ein angebornes Sittengesetz, das seine Gesinnungen, und eine innere religiöse Offenbarung, die seine Zwecke regele, als feste Anhaltspunkte seines hin- und herschwankenden natürlichen Strebens zugeschrieben. Welche ursprüngliche Anlage zu beiden wir in dem menschlichen Geiste zu suchen haben, oder ob erst die Bildung des Lebens diese Blüthen treibe, müssen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtungen überlegen.

Die Erkenntniß der Welt fanden wir nicht nur im Einzelnen der Arbeit der Erfahrung überlassen, sondern auch die kleinere Summe der allgemeinen und gesetzgebenden Wahrheiten, die diese Arbeit leiten sollen, war unserem Geiste nicht in ausführlicher Vollständigkeit angeboren; nur ein einziger Keim höherer Einsicht lag in uns, den wir unter der veränderlichen Gunst der Umstände in ein mehr oder minder klares oder verworrenes Gezweig entwickeln. Wir werden im Stillen erwarten, daß es auch mit den Grundlagen des sittlichen Lebens sich ähnlich verhalten möge. Ist der Mensch überhaupt bestimmt, erst durch eigene Thätigkeit zu werden, was sein Begriff ihm zu sein befiehlt, so wird er auch die Ideale seines Thuns nicht als ein fertiges Geschenk seiner Organisation in sich finden, sondern im Lauf seiner Entwicklung sich ihrer zu bemächtigen haben. Zwar gerade darin hat man seine sittliche Natur vor der Anlage zur Erkenntniß bevorzugt geglaubt. Nur wenige unzweideutige Grundsätze zur Beurtheilung der Dinge gebe ihm die letztere an die Hand, und solche, deren Durchführung gegen den widerstreitenden Augenschein zahlreiche Irrthümer nicht vermeiden kann; dem dürftigsten Menschengeiste halte dagegen sein Gewissen, unabhängig von der Höhe und Ausdehnung der erreichten Kenntnisse, die unverbrüchliche Richtschnur seines Handelns und die höchsten Gegenstände des Glaubens mit immer gleicher Deutlichkeit vor. Aber die Vergleichung verschiedener Culturstufen des menschlichen Lebens hat längst zu größerer Vorsicht in diesen Meinungen ermahnt.

Wir müssen es aufgeben, den Glauben an das Dasein Gottes

auf die Uebereinstimmung der Völker zu gründen. Stimmungen und Ahnungen, die auf ein Unbekanntes, Unsichtbares hinausweisen, entwickeln sich freilich wohl unter dem Einfluß der Lebenserfahrung in jeder menschlichen Brust; aber ohne günstige Bedingungen der Ausbildung bringen sie kaum mehr als jenen Zustand gegenstandloser Furcht hervor, der auch das Thier beherrschen würde, wäre es nicht zu gedankenlos, um die einzelnen Schrecken, die es erfährt, zu einem bleibenden Gedankenkreise zu sammeln. Jene untrügliche Stimme des Gewissens aber mag wohl ebenfalls in keinem ganz schweigen; was ist es indessen, was sie bejaht und befiehlt? So wie der Mensch geht und steht, wie alle seine Verhältnisse ihn gebildet haben, sehr Verschiedenes. Ein beschränkter und einseitiger Erfahrungskreis pflegt uns in gewisse Vorstellungsweisen der Dinge einzugewöhnen, die deshalb, weil sie innerhalb dieses Kreises keinen Widerspruch finden, allmählig für uns den vollkommensten Schein unbedingter Evidenz annehmen. Man weiß, wie siegreich solche Vorurtheile auch dann der Wahrheit widerstehen, wenn diese uns fertig von außen dargeboten wird, und wir nicht die Mühe haben sollen, sie selbst zu finden. Die praktischen Vorurtheile, in welche uns Erziehung, Nationalität, Sitte, Beruf und Zeitgeist eingewöhnen, sind nicht minder lebenskräftig, und man kann nicht leugnen, daß unter diesen Einflüssen nicht nur manche gleichgültige Handlung, manches unbedeutende Ceremoniell, sondern selbst Vieles, was die Bildung einer anderen Zeit und eines anderen Ortes als inhumane Barbarei verurtheilen würde, als heilige Gewissenspflicht empfunden, und daß die Verletzung dieser Pflicht mit derselben Beunruhigung des Gemüthes gebüßt wird, die uns mit Recht nur aus der Uebertretung wahrhaft sittlicher Gebote hervorgehen zu dürfen scheint. So wie die Erkenntniß des Menschen von dem Glauben an das Vorhandensein einer Wahrheit belebt wird, worin diese aber bestehe, der oft irrenden Untersuchung überlassen bleibt, so möchten wir es fast als den anderen wesentlichen Zug der menschlichen Natur bezeichnen, daß sie überhaupt den Gedanken einer Pflicht und

eines Sollens mit sich führt; was aber diesen Begriffen entspreche und welche Form des Handelns sie gebieten, darauf hat sie in ihrer Entwicklung erst sich langsam zu besinnen. Ich darf nicht besonders hervorheben, daß es zweierlei ist, was wir behaupten: die entwickelnde Kraft der Erfahrung einerseits, aber ebenso sehr das ursprüngliche Vorhandensein des Keimes, auf den sie wirkt. Man wird nie Erfolg haben, wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtsein des Sollens nur vermittelst der Eindrücke der Erfahrung bringen will.

Wollen wir das schwer zu umgrenzende Gebiet dessen, was wir thun, von dem abscheiden, was in uns oder aus uns geschieht, so scheint der erste trennende Unterschied in den Gefühlen der Lust und Unlust zu liegen, welche die inneren Ereignisse entweder begleiten oder ihnen fehlen. Eine Aeußerung, die mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung der Eindrücke auf uns entspränge, ohne daß der Werth dieser Eindrücke für uns durch ein Gefühl des Wohl oder Wehe gemessen worden wäre, würden wir nicht Anlaß finden, durch den Namen einer Handlung vor anderen Wirkungen auszuzeichnen. Selbst dann nicht, wenn bewußte Vorstellungen die aus dem Reize entstandene Erschütterung unsers Innern begleiteten und die endliche Rückwirkung nur durch das Mittelglied einer Gedankenreihe hervorgerufen würde. Unsere Aeußerung würde dann zwar eine verwickeltere Entstehung haben, aber sie wäre im Wesentlichen doch den Erfolgen ähnlich, welche von der mechanischen Anregung jedes Werkzeugs von zusammengesetzterem Bau zu erwarten sind. Im bloßen Wissen und Abbilden der Dinge kommen wir uns theilbar vor, und eine Vorstellungsreihe, die sich in uns bewegt, scheint nur eine beschränkte Gegend unsers Wesens einzunehmen und seinen übrigen Bestand unincressirt zu lassen; was an sie als Aeußerung sich anknüpft, betrachten wir noch nicht als eine That des Ich, sondern als ein Ereigniß, das aus ihm entspringt. Erst in den Gefühlen der

Luſt und Unluſt wird das Ich ſich der Zugehörigkeit ſeiner einzelnen Zuſtände zu ihm ſelbſt und ſeiner eignen totalen Ergriffenheit bewußt; was aus ihnen hervorgeht, erſcheint uns als die geſammelte Rückwirkung unſerer ganzen Natur. Ein Leiden im wahren Sinne glauben wir nicht ſchon da zu ſehen, wo der Beſtand eines Weſens nur geſtört wird, ſondern erſt da, wo es dieſe Störung ſchmerzlich empfindet; an ein Thun glauben wir ebenſo nicht deshalb ſchon, weil eine Aeußerung aus dem Innern hervorbricht, ſondern nur dann, wenn wir Gefühle der Luſt und Unluſt als Motive ihres Hervortretens betrachten dürfen. Nicht als wenn wir nicht auch von den Rückwirkungen, die in der That unſer Gefühl veranlaßt, manche als unwillkürliche Regungen von der gewollten Handlung unterſchieden; aber nicht durch das Vorangehen eines Wollens und Strebens können wir doch anderſeits die Handlungen von den Wirkungen abtrennen. Wille und Sehnſucht ſelbſt ſind das, was ſie ſind, nur dadurch, daß ſie ſich auf einen gefühlten Werth ihres Zieles beziehen. Könnte man das Streben eines intelligenten Weſens von jedem Schatten luſt- und leidvoller Theilnahme für ſein Ziel befreien, ſo würde es ſich wieder in jenen unlebendigen Wirkungsdrang verwandeln, aus dem wohl phyſiſche Ereigniſſe, aber keine Handlungen entſpringen.

Fragen wir daher noch nicht nach den Idealen, welche das Handeln beſtimmen ſollen, ſondern nach den Kräften, die es allenthalben wirklich in Bewegung ſetzen, ſo können wir nicht leugnen, daß das Trachten nach Feſthaltung und Wiedergewinn der Luſt und nach Vermeidung des Wehe die einzigen Triebfedern aller praktiſchen Regſamkeit ſind. Von zwei Bedingungen wird die verſchiedene Höhe der Ausbildung abhängen, zu welcher dieſe gemeinſame Tendenz die verſchiedenen Gattungen des Lebendigen führt. Zuerſt von der Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel, welche die Feinheit der leiblichen und geiſtigen Organiſation dem luſtbedürftigen Weſen zur Erreichung ſeiner Zwecke darbietet; anderſeits aber von jener Eigenthümlichkeit ſeines Naturells, durch die

ihm bestimmt wird, was ihm als Lust und Unlust gelten soll, und durch die das eine Wesen auf einen einförmigen Kreis des Genusses beschränkt, dem andern eine reiche Auswahl erstrebbarer Güter eröffnet wird, zwischen denen es beginnen kann, größere den geringeren, edlere den gemeineren, heilige den unheiligen gegenüber zu stellen. Es ist nicht unsere Absicht, die erste dieser Bedingungen und die aus ihr entspringende Größe der Klugheit und Nachhaltigkeit menschlichen Strebens hier ausführlicher zu betrachten, da die Erwägung der geschichtlichen Entwicklung uns später zu diesem Geschäft zurückführen wird; aber die zweite schließt offenbar die Punkte ein, aus denen der Unterschied menschlicher Sittlichkeit von thierischem Drange sich erklären muß; eine Frage, deren allgemeine Bedeutung hier unsere Aufmerksamkeit verlangt.

Es ist eine bekannte, oft gemachte Bemerkung, daß Wohlgefallen und Mißfallen sich nicht an einen einfachen Eindruck, sondern nur an ein Verhältniß zwischen mehreren knüpfen könne. Ich bezweifle ihre Triftigkeit in dieser Fassung. Welches auch das Verhältniß zweier Eindrücke zu einander sein möchte: daß es nicht gleichgültig wahrgenommen, sondern als angenehm oder unangenehm gefühlt wird, kann nicht davon herrühren, daß es dieses Verhältniß ist, sondern nur davon, daß es als ein so seiendes noch einmal in Einklang oder Widerspruch mit dem Wesen steht, von dem es aufgefaßt wird. Nicht was zwischen zwei uns fremden Gegenständen sich ereignet, sondern das, was zwischen jedem einzelnen von ihnen und uns vorgeht, ist das Motiv unserer Lust und Unlust, und jeder einfache Eindruck kann beide erwecken, je nachdem er die Zustände, die Thätigkeiten, Bestrebungen und Gewohnheiten des Wirkens, die er in unserm Innern antrifft, entweder stört und aus ihrer natürlichen Richtung zu drängen sucht, oder innerhalb dieser Richtung sie unterhält, steigert oder begünstigt. Ohne Zweifel befinden sich nun unter den Ursachen, welche solche Veränderungen in uns veranlassen, auch die Verhältnisse zwischen mehreren unter einander verbundenen Eindrücken, und wir mögen selbst zugestehen, daß gerade sie die Erreger der

wichtigſten und für die menſchliche Bildung am meiſten charakteriſtiſchen Gefühle ſind. Aber in keinem Falle können wir doch den Werth auch ſolcher Eindrücke allein von dem wechſelſeitigen objectiven Verhalten des Mannigfaltigen in ihnen abhängig denken, ohne eben dies Verhalten ſelbſt noch einmal nach ſeiner Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt, den Auffaſſenden, oder mit irgend einem anderen Verhältniß zu meſſen, in Bezug auf welches letztere die Frage nach ſeinem Werthe auf dieſelbe Weiſe, aber bereits früher, beantwortet worden iſt. Ohne Zweifel iſt der Werth desjenigen geringer, was nur einer augenblicklichen und zufälligen Lage oder einer individuellen Eigenheit des Gemüthes entſpricht, auf welches ſein Eindruck trifft; größer der Werth deſſen, was mit den allgemeinen und normalen Zügen der Organiſation harmonirt, durch welche der Geiſt zur Erfüllung ſeiner Beſtimmung befähigt iſt; das Höchſte mag das ſein, was der beſtändigen Stimmung eines idealen Gemüthes wohlthun würde, aus deſſen inneren Zuſtänden jede Abirrung von dem Zwecke ſeiner Entwicklung getilgt wäre. Noch höher hinaus dagegen liegt nichts; und der Gedanke eines irgendwie unbedingt Werthvollen, das ſeinen Werth nicht durch ſeine Fähigkeit zur Erzeugung von Luſt bewieſe, überfliegt ſich ſelbſt und das, was er wollte.

Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktiſchen Philoſophie, die ſittlichen Gebote von dem ſchielenden Hinblick auf den eigenen Vortheil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht ſuchte dieſer Rigorismus die klare und unabweisbare Verbindung zu löſen, in welcher nichts deſtoweniger der verachtete und in ſeinen meiſten Anwendungen verächtliche Begriff der Luſt zu dem andern Begriffe des Werthes überhaupt ſteht. Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des ſittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu geſtehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe. Und in der That, wie verſtände es ſich denn von ſelbſt, daß unſere Maximen im Handeln ſich zu einer allgemeinen Geſetzgebung

eignen müßten? Und welches sind denn diejenigen, die sich dazu nicht eignen? Offenbar die, aus deren allgemeiner Befolgung die Vereitelung aller Bestrebungen, allgemeine Unordnung entspringen würde. Aber dieses Interesse für Ordnung und für die Möglichkeit eines Erfolgs unsers Wollens, was ist dies anders, als entweder ein großartiges umfassendes Utilitätsprincip anstatt der kleinen und einzelnen, oder das Zugeständniß, daß andere Maximen, als jene verlangten, zu allgemeinem Uebelbefinden führen würden und deswegen zu verwerfen seien? Andere Systeme versichern uns, indem sie gleichfalls alle Lust verabscheuen, das sittliche Gebot sei das eine, daß das endliche Wesen sich dem Absoluten, der peripherische Punkt dem Centrum unterordne, der menschliche Wille parallel der Entwicklung der unendlichen Idee gehe und in ihrem Sinne arbeite. Wie nun aber, wenn das Absolute gerade diese Nachahmung nicht wollte? Würde sich dann, wenn das Centrum lediglich Verdruß von dieser Folgsamkeit hätte, immer noch behaupten lassen, daß trotzdem gerade dieses Verhalten als das an sich unbedingt werthvolle innezuhalten sei? Man würde sich dann erinnern, daß die Heiligkeit des Gebotes auf dem Willen des höchsten Wesens, auf seiner Fähigkeit der Lust und Unlust an unserm Gehorsam oder Ungehorsam und auf unserer Stellung zu ihm beruht, die unsere Seligkeit nur in seiner Lust finden läßt. Man braucht nur aus dem Begriffe dieses Höchsten jeden Anklang von Gemüth zu tilgen und es ganz in die starre Naturgewalt einer gefühllosen, wenn auch immer intelligenten Macht zu verwandeln, und man empfindet sofort, daß jener Unterordnung jeder sich selbst bejahende Werth fehlt. Man wird dann im Gegentheil jedes endliche Wesen mit Theilnahme begleiten, das diese Langweile einer ewigen monotonen Entwicklung unterbricht, indem es, besserem Rathe folgend, die „unbedingte Freiheit und Selbständigkeit seines Ich durchzusetzen" sucht. Warum nun wieder diese Autonomie einen unbedingten Werth haben solle, wird freilich seinerseits auch unklar bleiben, doch nicht lange: man erkennt in ihr die Lust eines edlen Stolzes, so wie man die Lust

der sich unterordnenden Liebe als die wahre Kraft erkennt, welche oben die peripherischen Punkte sich um ihr Centrum bewegen hieß. Wird uns endlich gesagt: Streit mißfalle an sich, so leugnen wir dies einfach ganz; uns mißfällt der Zank und am Streite das, was zänkisch ist, das Uebelwollen der Parteien. Ziehen wir dies ab, so würde jeder Streit zweier Willen an sich nur ein Naturschauspiel sein, das uns unterhielte; nur sehr mittelbar würde, vom bösen Willen abgesehen, er auch dann noch uns mißfallen; nicht an sich, sondern um der unvermeidlichen, obgleich unbeabsichtigten Unlust willen, die er beiden Parteien erregt, oder wegen der Verschwendung von Kräften, die sich nutzlos aufheben, während sie eine gemeinsame Lust erzeugen könnten.

Was heißt es überhaupt, daß es gewisse Verhältnisse verschiedener Willen gebe, auf denen eine unbedingte Billigung ruhe? Gibt es irgendwo ein solches Verhältniß in der Welt? Gibt es Willen, die abgetrennt von allem Gemüth eine Wirklichkeit hätten und zu einander in Beziehung treten könnten? Und wenn es nun so wäre und die Welt bestände aus lauter intelligenten und wollenden Wesen, deren keines jemals, weder die endlichen Geister noch ihr Gott, im Stande wäre, Lust und Unlust zu fühlen, welchen Sinn hätten dann diese Ideale des Willens, die nun nicht einmal mehr Jemand hätten, von dem sie gebilligt werden könnten? Sollte es in der That dann noch immer eine absolute sittliche Forderung sein, daß an die Stelle des einen factischen Zustandes, der Niemand wohl und wehe that, ein anderer Zustand gesetzt werde, der gleichfalls für Niemand in der Welt einen Zuwachs an Gut enthält? Sollen wir glauben, die Welt gehe so völlig in Etiquette auf, daß es in ihr nur auf Realisirung von Thatbeständen formeller Art ankäme? Diese letzten Consequenzen, die Verwandlung alles sittlichen Handelns in eine bloße Herstellung von Werken, mag diese allzurigoristische Moral sich leicht verbergen, denn im Einzelnen wird freilich Niemand ein sittliches Gesetz aufstellen, in dem nicht die geflohene Rücksicht auf die verschmähte Lust verborgen läge; in anderen Gebieten des

Lebens kommen die Folgen zuweilen zum Vorschein. Man hat sich längst gewöhnt, den Gefühlseindruck des Schönen geringschätzig anzusehen, und sucht das Wesen der Schönheit ausschließlich in mancherlei formellen Spannungen der Ideen gegeneinander; daraus fließen Kunstwerke, deren Werth sich dialektisch vollkommen beweisen läßt, nur daß sie Niemand gefallen. Und in den Versuchen zu geselligen Gestaltungen, wie sehr finden wir auch hier den Götzendienst formeller Principe verbreitet! Scheint doch Manchem Alles gethan zu sein, wenn irgend eine Form der politischen Gliederung erreicht ist, gleichviel ob aus dem künstlichen Bau ein Tropfen wirklichen reellen Lebensgenusses herniederthaut, oder ob Alle sich in ihm gelangweilt oder elend befinden.

Dem unbefangenen Gemüth sind diese Irrungen eigentlich fremd. Für sich selbst zu sorgen, scheint ihm natürlich, aber nicht sittliches Verdienst zu sein; Andern wohlzuthun und die Summe der Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung alle seine sittlichen Pflichten zusammenlaufen. Dies ist keine Lobpreisung eines gedankenlosen Wohlwollens oder jener Schwächlichkeit, die nie verneinen kann und den augenblicklichen Dank des leichtsinnig Begünstigten mit späterem Vorwurf über ihre Willfährigkeit erkauft. So wie in der Natur nicht jedes einzelne Geschöpf unmittelbar durch eine eigens auf seine Erzeugung gerichtete Kraft entsteht und sich entwickelt, sondern sein Wachsthum durch die allgemeinen Gesetze des Ganzen zugemessen erhält, aus dem es seine Bedürfnisse schöpft: so wird jedes Glück, das allen Gliedern einer verbundenen Vielheit gleichmäßig bestimmt ist, eine Oekonomie seiner Erzeugung und Vertheilung bedürfen, deren allgemeine Regeln nicht ohne die Zerrüttung des Zweckes verletzt werden können. Hierauf vertraut das Gemüth; und wenn es in seinem Gewissen sich Gesetze des Handelns vorgezeichnet sieht, deren Zusammenhang mit dem Ziele der höchsten Lust es nicht unmittelbar vor Augen sieht, so zweifelt es doch nie daran, daß dieser Zusammenhang stattfindet und daß alle Härte der Gesetze in der Welt nicht um ihrer selbst

willen da ist, sondern um den sicheren Weg zu bilden, der zu der Mildigkeit jenes Erfolges führt. Diese Gesetze gering zu achten, kann am wenigsten uns beikommen, nachdem wir so oft die Unerläßlichkeit eines geordneten Mechanismus für die Verwirklichung alles Schönen und Großen auch da vertreten haben, wo gerade Anderen ein gesetzloses Wohlwollen der Idee Alles unmittelbar zu schaffen schien. Aber jene Gesetze zu überschätzen, kann eben so wenig unser Sinn sein; so lange wir festhalten, daß kein Mechanismus um seiner selbst willen da sei, kann alle Wirklichkeit für uns nicht sein, nur damit sie sei, und alles Handeln nicht beabzwecken, daß noch mehr sei, als vorher war. Irgendwo muß dieses Herstellen äußerlicher Thatbestände und alle Gesetzmäßigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden.

Man würde indessen sehr irren, wenn man allen moralischen Gesetzen nur diesen abgeleiteten Werth zugestehen wollte, nothwendige Maximen der allgemeinen Lustökonomie zu sein; die Mehrzahl selbst derjenigen, welche eine nicht überall gültige, sondern nur auf bestimmte Verhältnisse bezügliche Art des Handelns vorzeichnen, stehen zu der Erzeugung der Güter in einem viel unmittelbareren Verhältnisse. Niemand wird nämlich wagen, Lust in jeder Form oder Lust um jeden Preis als das zu billigende Ziel des Strebens aufzustellen; aber nicht nur das sittliche Gewissen, sondern auch die logische Unmöglichkeit dieses Satzes würde uns an seiner Anerkennung hindern. Lust an sich ist ein unvollständiger Gedanke, so lange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genossen wird. Ich meine nicht sofort den äußern Eindruck, aus dem sie für uns entspringt, sondern ihren eignen specifischen Inhalt, den sie hat, wenn sie entsprungen ist. So wenig es möglich ist, überhaupt zu empfinden, ohne irgend etwas, oder richtiger etwie zu empfinden, roth oder süß, hart oder warm; so wenig es möglich ist, dieses Empfinden nur dem Grade nach stärker oder schwächer zu denken: ebenso unthunlich ist es, von einer Lust zu

reden, die reiner Genuß überhaupt, und nicht der Genuß etwessen wäre, höchstens größer oder geringer, flüchtiger oder dauernder, aber qualitativ inhaltlos. Und eben so wie das Roth zwar nicht die Abbildung der Aetherwellen ist, die sein Gesehenwerden veranlassen, wie aber doch diese Empfindung eine Uebersetzung nur dieses bestimmten Reizes in die Sprache der Seele ist, und jeder andere Reiz eine andere solche Uebertragung erfahren würde: eben so ist die eigenthümliche Lust, welche wir von irgend einem Eindruck oder irgend einem Verhältniß mehrerer empfangen, keine Abbildung dieser Eindrücke, an die sich hinterher erst ein in allen Fällen qualitativ gleichartiges Wohlsein knüpfte, vielmehr ist jenes specifische Gefühl unmittelbar die untheilbare Uebertragung des Werthes, welchen nur dieser bestimmte Fall der Anregung enthält, in diese Sprache der Lustempfänglichkeit. Wir sprechen von Lust und Unlust im Allgemeinen gerade so wie von Bewegungen; man kann von der Richtung und Geschwindigkeit der letztern abstrahiren, aber keine von ihnen kann vorhanden sein oder geschehen, bevor sie Geschwindigkeit und Richtung hätte; auch Lust und Unlust kann nirgend in dieser formlosen und farblosen Allgemeinheit vorkommen, sondern sie hat immer ein bestimmtes Colorit, oder eigentlich sie *hat* es nicht, sondern sie *ist* es, wie denn auch die Bewegung nicht Geschwindigkeit und Richtung *hat*, sondern die irgendwohin gerichtete Geschwindigkeit *ist*. Man betrügt sich theoretisch um das Beste der Lust, wenn man meint, sie könne irgendwo darin bestehen, daß man an etwas, wie man wohl zu sagen pflegt, *seine* Freude oder *sein* Vergnügen habe. Es ist gar nicht so, daß wir zuerst eine frostige Vortrefflichkeit irgend eines Umstandes anerkännten, und sie dann durch ein bestimmtes Quantum unserer Lust belohnten, die wir wie unsere allgemeine geistige Hausmünze überall gleichartig und nur in größeren oder geringeren Summen gegen den Werth der Eindrücke austauschten. Von dem *eignen* Werth der Dinge werden wir vielmehr bezwungen; und wenn freilich unsere Lust von unserer eigenen Natur insofern abhängen muß, als wir nur das fühlen können, wo-

zu wir fähig ſind, ſo ſind doch die eigenthümlichen Unterſchiede, die auf dieſer Grundlage noch zwiſchen unſern Luſtgefühlen ſtattfinden, in keiner Weiſe auf blos quantitative Verſchiedenheiten eines gleichartigen ſubjectiven Wohlbefindens zurückzuführen.

Mit dem Aufgeben dieſer ungeeigneten Vorſtellungsart würde manche Anklage hinwegfallen, die man gegen die Luſt zu richten pflegt. Sie würde nicht mehr in dem ungünſtigen Lichte eines Egoismus erſcheinen, der alle Dinge der Welt und ihre eigenthümlichſte Natur nur als ein Heizungsmaterial zu ſeiner eigenen Erwärmung verbraucht; man würde finden, daß die Luſt ſelbſt vielmehr das Licht iſt, in dem jede objective Vortrefflichkeit und Schönheit des Wirklichen erſt wahrhaft zu leuchten beginnt. Und man würde dabei nicht mit Recht den alten Einwurf wiederholen, daß es dem Begriffe der Luſt an einem innern Beurtheilungsgrunde fehle, der uns ihre höheren und edleren Formen von den gemeineren unterſcheiden, oder irgend eine derſelben als die höchſte kennen lehre. Wollen wir eine unnütze wiſſenſchaftliche Vornehmheit abthun, ſo werden wir bekennen müſſen, daß noch kein Moralſyſtem, das die Reihe der Pflichten oder der ſittlichen Ideale aus einem höchſten Princip abzuleiten verſuchte, etwas Anderes vermocht hat, als eine begreifliche logiſche Unterordnung des Abgeleiteten unter jenes Princip herzuſtellen. Aber die Gewißheit, daß dies Abgeleitete wirklich für uns verbindliche Vorbilder enthielt, und daß deren eines werthvoller ſei als ein anderes, folgte niemals aus dem Princip, ſondern aus der unmittelbaren Stimme des Gewiſſens, die man bei jedem Gliede der Ableitung beſonders befragte. Gründen andere Anſichten unſere ſittlichen Ueberzeugungen auf gewiſſe Verhältniſſe der Willen, auf denen abſolute Billigung oder Mißbilligung ruhe, ſo meinen auch ſie nicht im geringſten, aus dem Begriffe eines ſolchen Verhältniſſes ableiten zu können, welches einzelne zu billigen, welches andere zu mißbilligen ſei; ſie erwarten die Entſcheidung von dem Gewiſſen. Ich weiß nicht, warum der Begriff der Luſt mehr zu leiſten verpflichtet wäre, als andere Principien. Vielleicht thut er es dennoch in

gewiſſer Weiſe, aber uns genügt es hier, ausdrücklich jene Berufung auf das Gewiſſen einzulegen, die andere Auffaſſungen nur ſcheinbar entbehren können. Es iſt ſo, daß die einzelnen Formen der Luſt der Art nach verſchieden, daß die eine der andern über- oder untergeordnet iſt, daß jede, an ſich poſitiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu andern, und daß nur die Befriedigung des Gewiſſens ſelbſt, die Luſt alſo an der Uebereinſtimmung jeder einzelnen Luſt mit dieſer Geſetzgebung über alle, dieſem Schwanken ihres Werthes entzogen iſt. Wie nun in der Anlage des menſchlichen Gemüthes und in den erſten überall vorkommenden Schritten ſeiner Entwicklung dieſe Antriebe des Handelns entſtehen und das Bewußtſein ihrer Werthe, darüber allein haben wir einige Andeutungen hinzuzufügen.

Sinnliche Luſt iſt nicht nur das Ziel, nach dem alle Regſamkeit des Lebendigen urſprünglich ſich aufmacht, ſondern auch in dem ausgebildeten Leben finden wir ſie als die verſtohlene Triebfeder des mannigfachſten Handelns wieder. Zwar unabhängig von äußern Anregungen kann ein Streben, die Summe des Genuſſes zu vergrößern, den lebendigen Weſen nicht von Natur eigen ſein; ſie würden nicht wiſſen, wohinaus dies größere Gut liegen kann. Erſt die Erfahrung zeigt ihnen dieſe Wege und erweckt theils die Sehnſucht nach dem Wiedergewinn des einmal gekoſteten Glückes, theils ein Begehren, das ins Unbeſtimmte hinaus auf unbekannte Güter gerichtet iſt. Dieſen Trieben ſich hinzugeben, könnte die Seele kein anderes Bedenken abhalten, als die Kenntniß entweder der Nachtheile ihrer maßloſen Befriedigung, oder der größeren Güter, an deren Erwerbung dieſe hindert. Der natürliche Lauf der Dinge mindert indeſſen die Gefahr dieſes Uebermaßes und führt von ſelbſt zur Bekanntſchaft mit dem Beſſeren. Er bringt es wenigſtens frühzeitig dahin, daß an der ganzen Summe unſerer Beſtrebungen die feinere Luſt des inneren Sinnes einen weit beträchtlicheren Antheil erlangt,

als das Trachten nach rein körperlichem Genuß. Einfache, durch die Bildung noch nicht verwickelte Zuſtände führen eine größere Abwechſelung der Bedürfniſſe mit ſich, die durch eigne Anſtrengung befriedigt werden müſſen; anderſeits ſind die Höhenpunkte des leiblichen Genuſſes von kurzer Dauer, und doch erliſcht während der langen Pauſen zwiſchen ihnen die regſame Empfänglichkeit des Gemüthes nicht. So wird die leidenſchaftliche Hingabe an eine einzige Klaſſe des Genuſſes wenig begünſtigt; wohl aber trifft die Seele, indem ſie ſich auf den Weg macht, Mittel der Befriedigung zu ſuchen, eben auf dieſem Wege ſelbſt auf viele Eindrücke, von denen ſie unvermerkt angezogen und gefeſſelt wird. Sie kann nicht umhin, bei ihnen zu verweilen und ſich theils ihrem Reize für die Wißbegier der Erkenntniß, theils den Stimmungen zu überlaſſen, die ihre Bedeutung und ihr Sinn erweckt. So wird die Haſt nach dem Ziele des Genuſſes vielfach verlangſamt und in den Zwiſchenzeiten zwiſchen den Augenblicken ſinnlicher Befriedigung kehren der Seele dieſe gewonnenen Eindrücke zurück. Sie gewöhnt ſich allmählig daran, die gleichmäßigere und weniger heftige Luſt zu bevorzugen, die ihr die ſtetige wohlthuende Beſchäftigung des innern Sinnes gewährt. Die Freude an zweckloſem rhythmiſchem Spiel der Eindrücke, an unterhaltender Geſelligkeit, an der Uebung eigner Kraft und Gewandtheit nimmt in dem natürlichſten Zuſtande der Völker ſo wie in der fortgeſchrittenen Civiliſation einen weit größeren Raum ein, als die Begierde nach dem unmittelbaren ſinnlichen Genuß. Und ſelbſt wo das Streben nach dem letztern uns noch auffällt, finden wir doch, daß es ſelten auf die rohe Luſt allein gerichtet iſt; das Begehrte erſcheint begehrenswerth weit weniger um ſeiner ſelbſt, als um einer Menge von Gedanken willen, die ſich an ſeine Bedeutung für ein tieferes inneres Leben knüpfen; die Vorbereitungen, die Nebenumſtände und die Nachgedanken erhöhen durch ihr eigenthümliches mannigfaltiges und feines Intereſſe den an ſich nur ärmlichen Werth des urſprünglichen Zieles. Wohlthuende Formen der Umgebung, harmoniſches Zuſammenwirken der äußern Eindrücke,

ästhetischer Schmuck des Lebens und eine gleichförmige freundliche Gewohnheit des Daseins sind die Bedürfnisse dieser verfeinerten Sinnlichkeit, und ihre Befriedigung wird in den gebildetsten Zuständen wie in der naivsten und formlosesten Geselligkeit durch Arten des Benehmens gesucht, von denen man zweifeln kann, ob sie nicht noch mehr die Freude an der Production des Angenehmen und Anmuthigen, als das Begehren ausdrücken, eine aus ihm entspringende Lust zu ernten.

Obgleich zuletzt denselben allgemeinen Gesetzen seines Verlaufes unterworfen, pulsirt doch das leibliche wie das seelische Leben in den verschiedenen Einzelnen mit verschiedener Stärke und nicht ohne eigenthümliche Abweichungen seiner Reizbarkeit. Nur für die heftigsten und gewaltsamsten Eindrücke können wir darauf rechnen, daß sie in Allen gleichen Schmerz oder gleiche Unlust erzeugen; Erregungen von mittler Stärke dagegen sind dem Einen noch zu bedeutend, dem Andern schon abspannend gering und monoton; unberechenbare Abneigungen überdies treten hier einem Reize entgegen, der dort mit Leidenschaft begehrt wird. Diese Verschiedenheiten treffen nicht allein die Objecte der äußern Sinne, sondern auch die formellen Verhältnisse der Eindrücke, von denen unsere ästhetischen Gefühle angeregt werden. Die Größe der Abwechselung in den Wahrnehmungen, der Stoß der Ueberraschung, die stetige Anspannung einer consequenten Stimmung oder Ideenfolge, dies Alles ist dem Temperament des Einen ein Bedürfniß, dem des Andern eine Pein; dieselbe Form der Verknüpfung in den Eindrücken, dieselbe Manier des Gebahrens ist jenem ein behagliches Lebenselement, und wird von diesem mit specifischem Widerwillen verachtet. Hierin duldsam zu sein, und anzuerkennen, daß keine Art und Weise eine allgemeine Geltung, und die eigne keine größere hat, als die abweichende fremde, ist entschieden ein Ergebniß der Bildung und nur selten die unmittelbare Mitgabe eines glücklichen Naturells. Von Haus aus sind wir hierin tyrannisch, und wir können nicht leugnen, daß wir jeden etwas gering schätzen, dem unsere Lieblingsspeise nicht schmeckt, und daß ein

Keim gelinden Haſſes ſich in uns gegen den regt, der hierin beharrlich anderer Meinung iſt. Viel kräftiger werden natürlich dieſe Abneigungen und Neigungen, wenn ſie an viele Punkte der Uebereinſtimmung oder des Widerſtreites zugleich anknüpfen; ſie werden eben dadurch dem, der ſie empfindet, unerklärlicher, denn immer weniger wird die deutliche Ueberſicht dieſer einzelnen Urſachen möglich, die ſich zu einem ſtarken inſtinctiven Gefühle ſummiren. So lange alle einzelnen Genoſſen einer Geſellſchaft durch ſtark hervortretende Gleichförmigkeit ihres Stammcharakters verbunden ſind, treten dieſe Erſcheinungen wenig hervor; dagegen ſind ſie gewiß eine Grundlage des Nationalhaſſes, durch den wir ſchon früh die einzelnen Menſchenſtämme ebenſo geſchieden ſehen, wie die Geſchlechter der Thiere. Die höhere Entwicklung der Bildung führt eine größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere herbei, und damit eine größere Verletzlichkeit des Einen durch das Naturell des Andern, zugleich aber als entſchädigendes Gegengewicht die gleichfalls wachſende Intenſität der auswählenden Liebe und Freundſchaft. So entſtehen zwiſchen den Theilnehmern einer civiliſirten Geſellſchaft lebhafte Spannungen, die noch unabhängig von ihren gegenſeitigen Handlungsweiſen ſind; und wie viele und bedeutende Ereigniſſe gehen zuletzt aus dieſen verſchwiegenen und nie völlig aufzuklärenden Motiven hervor! Bevor eine ſittliche Ueberlegung ſolchen Eigenſinnigkeiten des Gemüthes einen nie vollſtändig hemmenden Zügel anlegt, führen ſie zu der Sinnesweiſe, die offener oder verſteckter dem gegenſeitigen Benehmen der Menſchen immer zu Grunde gelegen hat und oft genug unbefangen als die ſich von ſelbſt verſtehende Richtſchnur des Handelns ausgeſprochen worden iſt: zu dem Wohlwollen gegen die Freunde, dem Haſſe gegen die Feinde. Beide Geſinnungen werden verſtärkt, wenn zu der Wirkung, die der Andere auf uns durch das ausübt, was er iſt, der Eindruck ſeiner Handlungen gegen uns kommt. Und wie das Kind den Stein ſchlägt, an den es ſich geſtoßen, und das Bett liebkoſt, auf dem es ruht, ſo entwickeln ſich Dankbarkeit und Rache als die natür-

lichen großen Beweggründe, die von jeher die Menschen in ihrem gegenseitigen Handeln bewegt haben. Wie wenig durch dies Alles der Mensch sich über das Thier erhebt, ist klar genug; aber es nützt nichts, sich die lebendige Wirksamkeit beider Triebe in uns zu verhehlen. Ehe das menschliche Gemüth in sich selbst die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Gesetze seines Thuns bemerkt hat, kann es nicht anstehen, diesen natürlichen Anregungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Ueberwindung des Bösen wenig Verdienst haben würde.

Durch alle diese Strebungen vertheidigen wir im Grunde nur unser angeborenes Naturell gegen Alles, was ihm nicht gemäß ist, und suchen auf, was ihm zusagt. Aber der Mensch ist nicht nur ein besonderes Beispiel von dem allgemeinen Typus seiner Gattung, sondern bildet sich durch Aufsammlung seiner Erlebnisse zu einer individuellen Persönlichkeit aus, die den ankommenden Reizen einen neuen Maßstab entgegenhält, an dem ihr Werth für uns sich messen muß. Aus der Erregung dieser Seite unsers Wesens entstehen persönliche Gefühle, die in ihren allgemeinen Formen zwar von dem allgemeinen Charakter der Persönlichkeit abhängen, aber doch für jeden Einzelnen sich anders gestalten; denn die Anzahl und Lage der verletzbaren und reizbaren Punkte richtet sich nach der ursprünglichen oder durch den Lebenslauf erzeugten Eigenthümlichkeit des Wesens, das diese Form der Ichheit trägt. Bevor nun eine höhere Entwicklung bessere Ideale des Handelns aufgefunden hat, kann nur das Princip eines völlig nackten Egoismus als die bewegende Kraft unserer Thätigkeit angesehen werden. In dem wirklichen Leben kommen indessen überall die verschiedensten Regungen des so vielseitigen menschlichen Wesens zugleich zur Gegenwirkung, und es wird deshalb nie eine Zeit gegeben haben, in welcher das rücksichtslose blinde Durchsetzen des eignen Willens in der Art einer physischen Naturkraft sich allein hätte können gelten machen. Es ist kein handelndes Wesen denkbar, das sich seiner Empfänglichkeit entäußern könnte, durch die es theils den unwillkürlichen Neigungen und Abnei-

gungen, deren wir gedachten, theils der widerwilligen Anerkennung des Fremden unterworfen ist. Und auch sonst liegt in dem Egoismus ein innerer Widerspruch, der als Heilmittel gegen seine eigenen Consequenzen wirkt.

Das unmittelbarste Selbstbewußtsein rechnet ganz einfach zu der eigenen Persönlichkeit Alles, was wir an körperlicher oder geistiger Kraft als natürliche Ausstattung empfangen haben. Noch ehe die verschiedenen Individuen mit streitenden Ansprüchen sich an demselben Objecte begegnen, mißt jedes sich vergleichend mit den übrigen, und die Wahrnehmung der eignen Wirkungskraft und der geringeren fremden führt mit einer Unbefangenheit, die wir natürlich und billig finden würden, wenn es sich um das Verhältniß zweier Naturkräfte handelte, zu dem Hochmuth des Stärkeren und zu jener Verachtung alles Schwachen und Häßlichen, die wir in jedem beginnenden Culturzustand lebhaft ausgesprochen und selbst bei höher gesteigerter Bildung nie ganz unwirksam finden. Denn jedenfalls sind auch wir immer viel geschwinder geneigt, unsere Pflichten und Leistungen nach dem zu bemessen, was wir sind, und nach dem, was der Andere ist, als daß wir zuerst von allgemein verbindlichen Vorbildern der Gesinnung ausgingen, die noch von keiner Person sprechen, und denen man erst, nachdem man sie anerkannt hat, die unterscheidenden Umstände des besonderen Falles als Gründe zu einer ungleichen Vertheilung der persönlichen Rechte und Pflichten unterordnen darf. Aber ich weiß nicht, ob nicht doch schon in diesem Hochmuth selbst ein unaustilgbarer Keim besserer menschlicher Entwicklung liegt. Wir vergleichen uns nie mit dem, was nicht unserer Gattung ist, oder was nicht wenigstens leicht mit derselben unter einem höheren Allgemeinbegriff als mit uns verwandt zu vereinigen ist. Wir verlangen nicht härter als der Felsen oder mächtiger als eine Naturkraft zu sein; erheben wir uns über unsers Gleichen, so ist die Lust dieses Stolzes nicht von dem Nebengefühl abtrennbar, daß wir eine uns Allen gemeinsame Aufgabe mit größerer individueller Befähigung lösen, daß wir also auf einer wohlbe-

gründeten Basis natürlicher Vergleichbarkeit gemessen besser sind als Andere und dadurch das Recht jenes höhern Selbstgefühls erwerben. Der Stolz auf körperliche Vollkommenheit ist in dieser Hinsicht eben so berechtigt und naturwüchsig, als der Uebermuth geistigen Uebergewichtes; civilisirte Völker und die wilden Stämme mögen aufeinander mit gegenseitiger Geringschätzung herabsehen; sie vollziehen dadurch in der That nur zwei einseitig richtige Urtheile. Auch mit den Thieren mögen wir eine solche Vergleichung noch durchführen; sie sind unter die gemeinsame Anschauung lebendiger, durch innere Regsamkeit bewegter Geschöpfe nicht nur um der Aehnlichkeit ihrer Organisation und Thätigkeit willen begreifbar, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihr Leben tausend Berührungen des Kampfes und gegenseitiger Dienstleistung mit dem unseren hat. Es ist eine begreifliche Freude des Selbstgefühls, an List und Kraft diese Geschöpfe zu übertreffen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, mit uns um den Genuß und die Frucht des Lebens zu wetteifern. Diese stille Berufung auf Gründe, die seine Ueberhebung rechtfertigen, kann der Hochmuth nicht los werden, und in dem Augenblicke eben, in welchem er die berechtigende Macht eines Allgemeinen anerkennt, hat er den ersten Schritt zu seiner Selbstüberwindung gethan.

Man kann hinzufügen, daß es sogar noch weiter ein verstohlenes Bedürfniß des Egoismus ist, selbst den Vorzug, den er sich auf der Grundlage eines allgemeinen Begriffes zuschreibt, wieder durch einen allgemeinen auch sonst gültigen Begriff zu bezeichnen, und also sich nicht schlechthin als vorgezogen darzustellen, sondern Theil zu haben an einem Vorzuge, der für sich verständlich ist und Wenigen zwar, aber doch Mehreren zukommt. Der Einzige seines Standes in einem Volke zu sein, den das Schicksal übrig gelassen hat, könnte ein großer Stolz sein; die Erinnerung an die Vergangenheit machte dann den Werth der Stellung deutlich, deren Ehre und Vertretung jetzt diesem Einen zufiele. Aber der Einzige seiner Art zu sein, den es je gegeben hat, ist kein wirklich begreifliches Ziel der Wünsche; jeder große Ehrgeiz

ſucht neben der Macht allemal auch den Namen der Macht, und ganz ungewöhnliche Titel üben nicht, wie man vermuthen könnte, die größere, ſondern eine geringere Anziehungskraft auf die Gemüther. Jeder völlig ſinguläre Vorzug iſt, wie groß er auch ſein möchte, ein unverſtändlicher; immer ſucht ſich daher das Selbſtgefühl naturgemäß an einen Stand anzulehnen, an dem Viele Theil haben, und als Höchſtes gilt überall, was unter Vergleichbarem zuerſt kommt. Dieſelbe Gebundenheit des Selbſtgefühls an das Allgemeine zeigt ſich auch in der geiſtigen Entwicklung. Wir ſind ſtolz darauf, verwickelten Erſcheinungen ihre Wahrheit durch unſere individuelle Schlauheit abgewonnen zu haben, und wir betrachten ſie eiferſüchtig als unſere That, unſere Errungenſchaft. Aber wir ſind ganz unglücklich, wenn Andere ihr nicht zuſtimmen; denn ſo lange bleibt ſie wirklich nur unſere Anſicht, und das wollen wir und wollen es auch nicht. Damit das, was wir errungen haben, auch nur für uns ſelbſt Werth habe, muß es nothwendig als ablösbar von unſerer Individualität, als die Natur der Sache ſelbſt, als allgemeine Wahrheit anerkannt werden. Darin liegt der eine, ehrbare Grund des Fanatismus, mit dem jede individuell entſtandene Anſchauung ſich um ſo heftiger gelten zu machen ſucht, je weniger ſie ein oberflächlich vorliegendes Gemeingut iſt, und je tiefer ihr Inhalt alle Seiten des menſchlichen Weſens intereſſirt. Wie unangenehm daher immer zelotiſcher Eifer auf jedem Gebiet iſt, man muß doch zugeben, daß er nicht auf reinem Durchſetzenwollen des ſubjectiven Meinens beruht, ſondern daß Jeder hier für die Ehre des Allgemeingültigen ſtreitet, das er in ſich entdeckt zu haben glaubt, und das ihn ängſtigt, ſo lange es nicht anerkannt iſt. So iſt Fanatismus eine äußerſt naturwüchſige Regung des Gemüthes und bis in die ſittlich ausgebildetſten Kreiſe ſehen wir die Härte ſeines Eifers reichen. Denn wie allgemein iſt doch der Aberglaube, als ſei es Pflicht, nicht nur ſeiner Ueberzeugung nicht zuwiderzuhandeln, ſondern ſie auch da um jeden Preis durchzuſetzen, wo man gar keine Pflicht zum Handeln überhaupt hat! Dann entſteht,

indem dieſem Mißverſtändniß eine ebenſo mißverſtehende Bewunderung entgegenkommt, der Cultus jener großen Männer, die im Grunde die Narren ihres Naturells ſind, und die in demſelben Augenblicke, in welchem ſie nur dem Allgemeinen und der Idee zu dienen glauben, der Welt die zufällige Form ihrer Einfälle zu geben ſuchen. Sie ſind zu entſchuldigen, denn wir irren alle auf dieſe Weiſe.

Die innere Feſſel, die der Egoismus in ſeiner unvermeidlichen Berufung auf ein rechtfertigendes Allgemeine in ſich trägt, wird ſehr bald zu einer äußern; der Uebermuth bedarf zu ſeinem eignen Genuß das Mitwiſſen und die Anerkennung Anderer. Selbſt die roheſte Form der Herrſchſucht kann ſich nicht mit blos factiſcher Unterwerfung oder mit der Vernichtung des fremden Willens begnügen; ſie muß ihn erhalten und ſelbſt ſo weit frei erhalten, daß ſie von ihm wenigſtens anerkannt werden kann. Der Taumel der Macht iſt unmöglich in völliger Einſamkeit, und ſelbſt für den wüſteſten Negerfürſten wäre es nicht ausreichend, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu laſſen, wenn nicht wenigſtens der noch da wäre, der ihn fällt und durch ſolchen Gehorſam gegen jenen Wink dieſe That der Macht anerkennt. Und wenn Alle ſich völlig ſtumm unterwürfen, ſo wüßte der Gebieter doch, daß ſie dabei einander wechſelweis beobachten; es wäre keine Freude bei dieſer Macht, wenn nicht der thatſächliche Gehorſam des einen dem anderen gezeigt werden könnte. Dies tiefe Bedürfniß des Egoismus, ſich durch die Anerkennung der Andern zu rechtfertigen, erklärt die ungemeine beſchränkende Gewalt, die überall das Urtheil der öffentlichen Meinung auf unſere Strebungen ausübt. Die beſtändige Rückſicht auf das, was Andere, für uns die Vertreter des Allgemeinen gegenüber unſerer Individualität, von uns denken würden, vertritt ſowohl in den erſten hiſtoriſchen Zeiten der Menſchheit, als in den Anfängen jeder perſönlichen Entwicklung, endlich auf jenen niedrigeren Bildungsſtufen, auf denen ein Theil unſeres Geſchlechtes beſtändig verharrt, mit mehr oder weniger Glück und Vollſtändigkeit das eigene

moraliſche Gewiſſen. Dieſe Abhängigkeit von fremder Meinung wächſt und veredelt ſich zugleich, wo die natürlichen Beziehungen dem einen Theil eine unmittelbare Autorität gewähren, die durch unzählige Bande geſpendeter Wohlthaten und dankbarer Erinnerungen gekräftigt wird. Nie hat daher auch das roheſte Volk einen egoiſtiſchen Krieg Aller gegen Alle aufgeführt, ſondern Freunde und Stammgenoſſen von Feinden und Fremden unterſchieden; am meiſten natürlich iſt die Scheu vor dem Erzieher, der Gehorſam gegen die ſchützende Kraft und Einſicht aller weiteren Tugenden Anfang.

Und man muß dabei nicht vergeſſen, daß in der menſchlichen Natur nicht von Haus aus nur der rebelliſche Hochmuth liegt, der nichts Fremdes anerkennen möchte; vielmehr ſchon der unüberwindliche Nachahmungstrieb zeigt, daß wir in dem Augenblick, da wir dem Andern nicht nachſtehen mögen, doch eben ſeinen thatſächlichen Vorzug zugeſtehen. In der That iſt der ungebildete Menſch, je weniger weit geſteckt und vielſeitig die Ziele ſeines eignen Strebens ſind, um ſo mehr zur Bewunderung fremder Kraft und Größe und zur Unterordnung der ſeinigen geneigt, ein Zug, ohne deſſen glückliches Vorhandenſein die Möglichkeit eines geſelligen Zuſammenlebens ſchwer denkbar wäre. Dieſe Fügſamkeit bildet ſich zu einer Treue und Hingebung an die Führer und Leiter aus, in der ohne Zweifel ein Keim echt ſittlicher Entwicklung enthalten iſt. Aber dieſe Sittlichkeit iſt nicht durch allgemeine Geſetze der Geſinnung geregelt, ſondern ſie haftet an der perſönlichen Geltung deſſen, gegen den die Handlungen gerichtet ſind. Das Böſe iſt hier die Verletzung des Gemüthes, das wir lieben, und während gegen dieſes ſich alle Tugenden des Wohlwollens, mit großer Zartheit ſogar, entwickeln, kann ungeſtört der Haß und die Rache gegen alles Feindliche kräftig fortdauern. Es gibt auch für das Kind einen Zeitpunkt, bis zu welchem es nur die zürnende Strafe verſteht, in welcher ihm der Schmerz der Eltern klar wird; die kalte Beſtrafung erſcheint ihm als grundlos erbitternde Wehethat. Erſt ſpäter lernt es erkennen, daß es

für seine Handlungen allgemeine Gesetze gibt, die auch dann verbindlich sind, wenn ihre Uebertretung mit keiner bemerkbaren Störung in dem Wohlbefinden des Andern verbunden ist.

Die Vorschriften, welche die Autorität der Erzieher dem Menschen am Anfange der Bildung geben konnte, enthielten diese Belehrung nicht in der Weise, in welcher wir gewöhnt sind, sie unter dem Einflusse des christlichen Lebens sogleich zu erhalten. Sie waren zunächst Bestimmungen, welche auf die Verhältnisse des Verkehrs und auf die gegenseitige Stellung der Personen zu einander mehr Bezug hatten, als auf die inneren Eigenschaften des Gemüthes. Ceremonien der Sitte, verlangten sie gegen jedes Object eine besondere Gesinnung, in jedem Verhältniß ein besonderes Verhalten, ohne allgemeine Grundsätze anzugeben, nach denen der Wille in der Mannigfaltigkeit möglicher Fälle sich zu richten habe. War doch der Inhalt dieser Tradition selbst nicht aus allgemeinen Sätzen erwachsen, sondern ein Product der Erfahrung, die gelehrt hatte, daß unter solchen Lebensumständen, bei solchem Temperament der Gesellschaft, bei solchen durch die Lage nothwendig gemachten nächsten Zwecken und Beschäftigungen gerade diese Art des gegenseitigen Verhaltens, diese Summe von Rechten und Pflichten jedes Einzelnen die allgemeinste Befriedigung der Ansprüche Aller enthält. Je mehr ein solches Ganze der Sitte nicht willkürlich, wie die Statuten einer sich plötzlich bildenden Gesellschaft, gemacht worden ist, sondern sich allmählig entwickelt hat, indem jeder Einzelne aus der Lage, in der er sich gedrückt fühlte, in eine vortheilhaftere sich zu verrücken suchte, um so fester wird der Bau dieser traditionellen Sitte sein; sie wird unbestritten dauern, so lange die Umstände das Temperament und der geistige Gesichtskreis dieselben bleiben. Was Jeder bereits geltend vorfindet, von Andern befolgt sieht, und selbst zu befolgen durch tausend theils ausdrückliche, theils stillschweigend in den Verhältnissen liegende Mahnungen aufgefordert wird, das gestaltet sich

für ihn ebenſo zur ſelbſtverſtändlichen Nothwendigkeit, wie die Verſtandesvorurtheile, unter denen er aufgewachſen iſt. Jede Verletzung dieſer Ueberlieferung, ſei dieſelbe nun wie ſie ſei, wird wie jedes Vernachläſſigen einer alten Gewohnheit mit Beunruhigung des Gemüthes und Reue geſtraft.

Man wird zugeſtehen, daß in ſolchen Formen des Lebens ein ſehr kräftiges Bewußtſein des Sollens und ſittlicher Verpflichtung liegen kann; aber der ſittliche Werth ſolcher Sitte kann doch unermeßlich verſchieden ſein. Von dem geiſtigen und phyſiſchen Naturell der Geſellſchaft und von der Gunſt der Umſtände hängt es ab, welcher vernünftige oder verkehrte Inhalt an dieſe Stelle des durchaus verbindenden Pflichtgebotes treten ſoll. Nach dem Begriffe, den wir von dem Sinne unſers Daſeins, von der Würde, die der Menſch vertreten, von den Zielen faſſen, die er erreichen ſoll, ſchwankt in unſerer Beurtheilung Alles. Wenn der Indianer den gefangenen Feind martert, ſo beweiſt das nicht, daß er von keiner Idee des Rechtes überhaupt geleitet würde; er gibt nur dem Ueberwundenen Gelegenheit, durch jenes ſchweigende Dulden und die Verachtung des Schmerzes, die ihm als Ideal männlicher Vollkommenheit erſcheint, ſeine Ehre zu vertreten, und er unterwirft ſich mit gleicher Ergebung, wenn ihn das ungünſtige Schickſal trifft, derſelben Pein. Indem er ſo mit gleichem Maße ſich ſelbſt meſſen läßt, mit dem er dem Andern mißt, wird er ohne Zweifel von einem barbariſchen Gefühle der Gerechtigkeit geleitet, das ſein wahres Ziel verfehlt. Wenn ein einförmiges, an höherer Reflexion armes Daſein und phyſiſche Noth die Würde der menſchlichen Beſtrebungen herabdrückt und Jeder in dem Andern nur ein ſinnlich genießendes Naturgeſchöpf ſehen kann, nicht ein vernünftiges Weſen, deſſen jeder Augenblick der Verwirklichung einer heiligen Aufgabe gewidmet ſein ſollte, ſo iſt es nicht wunderbar, daß der Werth des menſchlichen Lebens im Preiſe ſinkt, und unbedenklich wird der Eine den Andern ſeinen Zwecken und Einfällen opfern, ohne zu verlangen, daß ein Dritter mit ihm ſelbſt anders verfahre. Wenn man vor der

abſcheulichen Grauſamkeit ſchaudert, mit welcher manche wilde Volksſtämme gegen ihr eigenes Blut wüthen, ſo mag man zugleich an den Stumpfſinn der Ergebung denken, mit welchem dies Alles ertragen wird. Beides beweiſt nicht die völlige Abweſenheit jedes Rechtsgefühls, ſondern nur den Mangel an Verſtändniß für den Werth des Daſeins. Und nicht blos die Verſunkenheit der Südſeevölker, ſondern auch die hohe Bildung des klaſſiſchen Alterthums hat manche ſittliche Härten entwickelt, die dieſer mangelhaften Einſicht in die Bedeutung des menſchlichen Lebens entſpringen.

Theils die Conflicte nun, in die doch immer ein individuelles Gemüth ſeine Beſtrebungen mit der herrſchenden Sitte gerathen ſieht, theils die Veränderung der Lage, auf welche dieſe ſich bezog, theils endlich die Raſtloſigkeit der einmal geweckten Reflexion, die auch ohne dieſes perſönliche Intereſſe ſich nicht abhalten läßt, alle Gegenſtände des menſchlichen Lebens und ſo auch die Verbindlichkeit der Sitte ſelbſt zu überlegen und zu unterſuchen, Dies alles führt allmählig über den inſtinctiven Gehorſam zur Hervorhebung bewußter Grundſätze des Handelns hinaus. Es iſt merkwürdig, daß von den zwei Richtungen, welche dieſe Reflexion nehmen kann, die eine zunächſt nur wie verſtohlen eingeſchlagen wird. Denn die Gedanken gehen zuerſt gewöhnlich nicht darauf aus, die allgemeinen Geſinnungen zu beſtimmen, die in jedem zu erwartenden Falle einer Aufforderung unſer Handeln leiten ſollen, und doch enthält die Sprache frühzeitig Namen der Tugenden und Laſter, die uns zeigen, daß der Werth und Unwerth ſolcher allgemeinen Formen des Dichtens und Trachtens weder unbemerkt, noch unbeurtheilt geblieben iſt. Dagegen knüpft die Reflexion in der Regel zuerſt an den Begriff des handelnden Subjects an und ſucht aus der Natur des menſchlichen Weſens Gründe für die Arten des Handelns, die dieſer Natur angemeſſen ſind. So wird entweder den natürlichen Begierden, den gröberen und feineren Bedürfniſſen, den naturwüchſigen Beſtrebungen des Menſchen nachgeſpürt und das Leben ſo zu geſtalten geſucht, daß es ihnen allen Gelegenheit zu gleichmäßiger Entfaltung und Befriedigung

gebe; oder es ist vorzugsweis die Würde des Menschen, der zu entsprechen eine verfeinerte Reflexion den Gesinnungen und Handlungen gebietet, und nach den verschiedenen Ausbildungsgraden unserer Gedanken über diesen Werth der menschlichen Persönlichkeit sehen wir z. B. die Vorstellungen über die Ehre historisch und national schwanken. Sobald daher eine Gesellschaft sich einer unangemessen gewordenen Tradition der Sitte und des Lebens zu entziehen sucht, kommt sie gewöhnlich darauf, zuerst wieder die allgemeinen Menschenrechte festzusetzen; unpraktisch in hohem Grade, da nichts weniger leicht zu formuliren ist, als diese Rechte, sobald irgend eine nutzbare Rücksicht auf einen vorhandenen Zustand zugleich nothwendig ist, aber ein Zeugniß dafür, daß die oberste Regel aller Einrichtungen des Lebens vorzüglich gern in der Natur des Handelnden und nicht sogleich in dem eignen Werthe der Handlungen selbst gesucht wird.

Aber was der Mensch sei, glaubt am Ende keine Reflexion blos aus der Betrachtung seiner thatsächlichen Natur zu finden, oder eben diese Betrachtung macht uns aufmerksam auf eine Menge von Bestrebungen, die in seiner Natur liegen, deren Sinn aber nicht einfach auf Selbsterhaltung, sondern auf Erreichung einer vorschwebenden Bestimmung gerichtet ist. Es wird dem Gemüth unmöglich, wenn es einmal zum Nachdenken erweckt ist, dies Dasein zu überlegen, ohne nach seinen Gründen, nach seiner Bedeutung in der übrigen Welt, nach seinem Ende oder seiner Fortsetzung zu fragen, und immer hat es nur Philosophenschulen, aber nicht Nationen gegeben, die ohne Anknüpfung des menschlichen Lebens an religiöse Anschauungen über den großen Zusammenhang der Welt jene vollständige Einsicht in die Natur des Menschen zu besitzen geglaubt hätten, aus der sich die Summe seiner sittlichen Verpflichtungen ableiten ließe. Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer übersinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letztern und der Sinn unsers eignen Beitrags zu ihr bleiben mag, so fühlen wir doch, daß Alles, was uns als Pflicht erscheint, den letzten Grund

seiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unserer thatsächlich vorhandenen Natur, sondern ihrer Bestimmung entspricht. Und diese Bestimmung liegt nicht mehr blos in einer Selbstentfaltung, die von rückwärts durch den Keim getrieben wird, sondern in der Bewegung nach einem Ziele zu, das uns vorwärts gesetzt ist.

Die Irrthümer der religiösen Anschauung können indessen ebenso groß sein, als die jeder andern menschlichen Erkenntniß, und obwohl es ein großes formelles Princip ist, das Verhalten des Menschen nach dem Willen Gottes zu bestimmen, so schützt uns doch nichts vor der Mißdeutung dieses Willens. Besitzen wir doch, um ihn auszulegen, kein anderes Mittel, als die Verbindung unserer theoretischen Weltbetrachtung mit unsern sittlichen Gefühlen selbst, und es ist ein Glück, aber keine Nothwendigkeit, wenn die Einseitigkeiten, die beiden anhängen, einander theilweis ausgleichen, anstatt sich zu summiren. In der That haben die heidnischen Religionen kaum etwas Anderes geleistet, als daß sie inhaltvolle Institute des geselligen Lebens, deren unverbrüchlicher Werth nicht in jedem Augenblicke dem natürlichen Gefühle gleich überzeugend deutlich ist, durch Anknüpfung an göttliche Stiftung heiligten, und daß sie dem Ganzen des Lebens dies durchdringende Gefühl einer Abhängigkeit von einer höhern Welt einflößten. Die Gesinnungen dagegen zu bestimmen, die den Werth der Persönlichkeit bedingen, überließen sie nicht ganz, aber doch zum größten Theil der Kritik des lebendigen Gefühls, dessen Reflexion zu der Billigung der einen, zur Mißbilligung der andern Handlungsweise hauptsächlich durch die Vorstellung der Lust und Unlust gebracht wird, die uns dies Handeln, auf uns selbst gerichtet, verursachen würde. Und hierin eben hat die verdienstlose Güte und die schuldlose Roheit des angebornen nationalen Naturells den größten Spielraum, um bald durch feinsinnige Empfänglichkeit für edle Gefühle, bald durch wüste Hinneigung zu wildem und grausamem Gebahren sehr verschiedene Sitten zu erzeugen, alle von gewissen Vorstellungen des Rechtes und der Pflicht durch-

zogen, nur von ſolchen, die ohne Conſequenz bald auf die rechte, bald auf die verkehrteſte Weiſe mit den einzelnen Handlungen des Lebens in Verbindung geſetzt ſind.

Der flüchtige Ueberblick über die Geſchichte der Cultur, zu dem dieſe Bemerkungen aufforderten, und über die Verſchiedenheit ſittlicher Ausbildung, die wir noch jetzt bei den verſchiedenen Stämmen des menſchlichen Geſchlechtes fortdauern ſehen, wird die Vorausſetzung beſtätigt haben, die wir über die Begründung des ethiſchen Lebens in unſerer geiſtigen Natur äußerten. Die Erkenntniß, wie ſie unter den Antrieben der Erfahrung unvermerkt entſteht, entwickelt eine Menge theils wahrer, theils irriger Vorurtheile; beſinnt ſie ſich auf ſich ſelbſt, ſo findet ſie als das Einzige, was ihr unmittelbar gewiß iſt, den Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit überhaupt; worin dieſe aber beſtehe, und wie viel wir von ihr entdecken können, hängt theils von dem Inhalte der Erfahrung, theils von dem Grade der Schärfe und Aufmerkſamkeit ab, mit welchem wir die inneren Vorgänge in uns ſelbſt zu beobachten angeregt ſind. In ganz ähnlicher Weiſe entwickeln ſich aus dem gegebenen Naturell des Gemüthes und den ſtillwirkenden Eindrücken der Umſtände mancherlei wahre und irrige Vorurtheile über das, was wir ſollen; beſinnen wir uns auf uns ſelbſt, ſo tritt zunächſt nur der Glaube an ein Sollen überhaupt, an eine verbindliche Geſetzgebung unſers Handelns, als ein hellleuchtender, ſeiner ſelbſt gewiſſer Punkt hervor; aber welches dieſe Geſetze ſind, und wie rein wir ſie aufzufaſſen vermögen, das hängt theils von dem Einfluß der äußern Lebensumſtände, die unſere blinden Triebe ſänftigen oder aufregen, theils von der Genauigkeit der Ueberlegung ab, mit welcher wir die allgemeinen Gebote unſers Gewiſſens von den einzelnen Formen abtrennen, in denen ſie auf die beſondern Verhältniſſe unſers Lebenskreiſes angewandt ſich uns zunächſt aufdrängen. So lange das menſchliche Geſchlecht lebt, hat es die äußere Natur beob-

achtet, ihre Stoffe und Kräfte benutzt, über ihr Wirken nachgedacht; viele Einzelheiten hat es früh durchschaut, manche Verwendung der Naturerzeugnisse, selbst manche Voraussicht des Künftigen ist ihm frühe schon geglückt. Aber das Alles war doch ein Raubbau voll Unsicherheit, in der Erkenntniß wie in den Anwendungen von der Ungenauigkeit halbwahrer Analogien allenthalben gehindert; zu einer Beherrschung der Natur durch den Gedanken und zu ihrer Zähmung durch eine verläßliche Technik war der Weg erst gebahnt, als es einem glücklich begabten Volk gelungen war, die Mathematik zu erfinden, d. h. einzelne Wahrheiten, die instinctiv Viele schon gefaßt und gewußt hatten, zu dem Ganzen einer Wissenschaft zu verbinden.

Es ist etwas Aehnliches in der sittlichen Welt. Gute und böse Regungen hat es immer in den menschlichen Herzen gegeben, und immer auch eine solche Kritik des Gewissens, durch die im Ganzen und Großen doch wenigstens die vollendet blinde Unvernunft thierisches Begehrens von dem menschlichen Leben abgehalten und durch die sinnliche Leidenschaft mindestens einige feste Linien anerkannter Pflichten und Rechte gezogen wurden; manche Gegend des sittlichen Lebens hat sich früh aufgeklärt und der Werth mancher guten Gesinnung, manches ethischen Instituts ist zeitig den Gemüthern der Menschen klar geworden; viele Züge sittlicher Zartheit können wir zu allen Zeiten antreffen. Aber das Alles blieb doch eine Sitte, ebenso schwankend wie jene Naturerkenntniß; von den stärkeren oder schwächeren Nerven, der sinnlichen Glut oder Apathie des Naturells hing es ab, wie man den Satz anwandte, dem Andern so zu thun, wie man sich selbst gethan wünscht. In Blut und Greuel und Grausamkeit läßt sich in gewisser Weise Treu und Glauben und Gerechtigkeit eben so gut formell üben, wie in aller Weichlichkeit friedlichen Genusses, in Schmutz und Wollust. Der eine Theil unsers Gewissens, der nur von unsern wechselseitigen Pflichten spricht, ist bald befriedigt, und um so leichter, je geringer die Ansprüche sind, die alle Betheiligten zusammengenommen an das Leben und

seinen Genuß machen. Aber der andere Theil, der uns eben befiehlt, an dies Dasein sehr hohe Ansprüche zu machen, kann seine Stimme nur in dem Maße erheben, als die Einsicht in die Bestimmung der Menschheit und in ihre Stellung zu dem Ganzen der Natur wächst. Diese edlere Sittlichkeit wird nie ohne die lebhafteste Theilnahme der Intelligenz, nie selbst ganz ohne die Theilnahme der eigentlich wissenschaftlichen Reflexion, aber freilich auch nie durch sie allein, sondern durch das Leben selbst gewonnen, das in der wachsenden Vielfältigkeit seiner ethischen Beziehungen immer mehr neue Punkte zum Bewußtsein bringt, die früher einem blöderen Sinne gleichgültig dünkten, nun aber dem wachsenden sittlichen Zartgefühl ebenfalls als solche erscheinen, über welche sich die Consequenz der Humanität organisirend ausdehnen muß. Mag also, und ohne Zweifel werden wir bei diesem Glauben stehen bleiben, ein unaustilgbarer Keim des Guten in dem Gewissen dem menschlichen Geiste angeboren sein, mag ferner schon die Güte des menschlichen Naturells dafür sorgen, daß nicht überall und schlechthin dies allgemeine formelle Rechtsgefühl Verhältnisse sanctionire, die der wahren Aufgabe der Humanität widersprechen, so werden wir doch eben so sehr bei der Ueberzeugung beharren müssen, daß das naturwüchsige Gemüth des Menschen keineswegs die klare Einsicht in alle sittlichen Gebote erzeugt, die uns so natürlich scheint, weil der Quell der christlichen Erziehung sie uns mühelos darbietet.

Werfen wir einen zusammenfassenden Blick auf die Ueberlegungen, die wir hier gepflogen haben, so werden wir zu den Fragen zurückgeführt, die wir an ihrem Anfang stellten. Jedes Thier durchlebt im Zustande der Freiheit, wenn nicht die Ereignisse des Naturlaufes es früher hinwegraffen, vollständig die Entwicklung, die seiner Gattung möglich ist; und selbst wo die Zähmung durch die Hand des Menschen ihm einzelne Fähigkeiten bedeutender ausbildet, als seine natürliche Umgebung gethan

hätte, tritt es doch nie bemerkbar aus dem Zweck- und Gedankenkreise seiner Art heraus. Das menschliche Geschlecht erzeugt in seinem geistigen Leben Unterschiede von so großer Weite, daß man daran zweifeln konnte, ob ein gemeinsames Maß dieser Mannigfaltigkeit überhaupt zu Grunde liege. Dennoch glaubten wir, daß einzelne bestimmte Züge, charakteristische Gewohnheiten des Wirkens sich würden angeben lassen, die, in allen Menschenseelen wiederkehrend, sie zu einem zusammengehörigen Geschlecht verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verschiedenen Graden vorhanden die Vielheit der individuellen Gestaltungen bedingen. Wir haben versucht, in der Idee einer an sich gültigen und verbindlichen Wahrheit, in der Ahnung eines allgemeinen Maßes und Rechtes, nach dem alle Wirklichkeit zu messen ist, diesen gemeinsamen und unvertilgbaren Zug des menschlichen Geistes nachzuweisen, und die größere oder geringere Höhe der Ausbildung, die dieser Keim im Laufe des Lebens zu erfahren vermag. Schon in dem Benehmen der Sinnlichkeit meinten wir die Neigung wahrzunehmen, jedem Inhalt der Empfindung seine gesetzmäßige Stellung zwischen anderen zu bestimmen, in jeder empfangenen Lust die eigne Trefflichkeit des Genossenen zu fühlen und nach allen Richtungen thätig hinauszugreifen, nicht ausschließlich, um dem eignen Ich den Vortheil annehmlicher Förderung zuzuwenden, sondern unabtrennbar davon, um zugleich in dem eignen Genießen dem Werthe der Dinge und Ereignisse selbst eine Stätte des Daseins zu bereiten. Derselbe Trieb kehrte wieder in der Sprache, die, wie arm sie auch sein mochte, nirgends doch eine Sammlung von Ausrufen war, in denen sich nur die Erregung des Gemüthes Luft gemacht hätte; sie war überall das Abbild einer gesetzlichen und allgemeingültigen Ordnung, nach der die Beziehungen der Dinge in einander greifen. So arbeitete sie der Erkenntniß vor, oder war der früheste und natürlichste Ausdruck derselben; denn auch das Wissen des menschlichen Geistes fanden wir durch das deutliche Bewußtsein von dem Vorhandensein einer allgemeinen und nothwendigen Wahrheit über den Vor-

ſtellungsverlauf der thieriſchen Seele erhoben. Luſt und Unluſt endlich theilten wir mit allen lebendigen Geſchöpfen und theilten mit ihnen auch die natürliche Regſamkeit, die eine zu ſuchen, die andere zu fliehen. Aber die unvertilgbare Idee eines verbindlichen Sollens, die unſere Thätigkeit und unſere Gefühle begleitet, die Selbſtbeurtheilung des Gewiſſens unterſchied auch hier das menſchliche Weſen, als Glied eines Geiſterreichs, von der leidenſchaftlichen Naturlebendigkeit der Thierwelt. Wollen wir unter dem Namen des Unendlichen das zuſammenfaſſen, was als beherrſchendes Geſetz oder als forderndes Ideal den einzelnen endlichen Geſtaltungen gegenüberſteht, ſo mögen wir ſagen, daß die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menſchlichen Geiſtes iſt, und wir glauben zugleich als ein Ergebniß unſerer Betrachtungen ausſprechen zu können, daß nicht die Erfahrung und ihr noch ſo mannigfaltiger Inhalt durch ſeine Einwirkung uns dieſe Fähigkeit anerzogen hat, ſondern daß ſie, unmittelbar in der Natur unſers Weſens begründet, nur zu ihrer Entfaltung die begünſtigenden Bedingungen der Erfahrung bedurfte.

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erstes Kapitel.

Einflüsse der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geschichte. — Kosmische und tellurische Einwirkungen auf die menschliche Seele. — Parallelismus zwischen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landschaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur.

Vergangene Zeiten, in welche die eigene Erinnerung nicht mehr zurückreicht, erscheinen der Einbildungskraft merkwürdig räthselhaft. Die Fülle der ernsten Lebensinteressen, des Tandes und der Thorheit, von der wir uns selbst bewegt fühlen, ist so eng an das bestimmt gezeichnete anschauliche Bild unserer Umgebungen geknüpft, daß wir irre werden, wenn wir dieselbe Mannigfaltigkeit des Daseins uns in Zeiträumen vorstellen sollen, zwischen denen und der Gegenwart eine unübersehbare Reihe von Veränderungen Costüme und Hintergrund verwandelt hat. Fast glauben wir, die Sonne habe mit anderem Glanz, alle Stimmen der Natur mit andern Tönen die Vorzeit umgeben, die graue im Gegensatz zu dem hellen Tage des jetzigen Lebens. Auf diesem dunklen Untergrunde zeichnet uns die Geschichte wohl große Thaten und gewaltige Ereignisse vor, aber sie verschweigt am häufigsten die kleinen Mittel, durch deren Verknüpfung sie entstanden; wie die Helden gewohnt, sich gekleidet und gesprochen, womit sie die öden Zwischenzeiten ihrer Großthaten ausgefüllt haben, das überläßt sie meistens unserer irrenden Phantasie.

Nur wenige Perioden des menschlichen Geschlechts haben uns in ihren Kunstwerken redende Denkmäler hinterlassen, die uns außer dem Glanze der Thaten auch einen Theil der inneren Gemüthsbewegungen, der Weltansicht, des Lebensgenusses und der Bestrebungen sehen lassen, aus denen jene großen Ergebnisse entsprangen. Aber wie getreu und plastisch auch immer die Poesie zahlreiche Züge des täglichen Treibens uns überliefern mag: sie läßt natürlich der Lücken viele, und am wenigsten können wir uns dazu überwinden, den Gedanken dieser fernen Gestalten in der Behandlung alltäglicher Dinge die bequeme und gelenkige Leichtigkeit zuzutrauen, auf deren Art und Größe hauptsächlich unser eignes Lebensgefühl beruht. Jede Schilderung, die wir von langvergangenen Zeiten versuchen, scheint uns um so wahrer, je mehr sie nur sprungweis und eckig einzelne Hauptpunkte hervorhebt; nicht allein, weil wir aus historischer Unkenntniß zu diesem Skelet die weichen und vermittelnden Uebergänge nicht hinzuzufügen wissen, sondern wirklich auch, weil wir uns äußerst schwer von der Vorstellung losmachen, damals habe Alles in einem Lapidarstil gesprochen und gehandelt, der den regungslosen Gestalten steinerner Monumente entspricht. Wenn wir in den Schriften des Alterthums einem hübschen kleinen graziösen Zuge des vollen Lebens, einer unbefangenen Neckerei, einer lässig hingeworfenen anschaulichen Bezeichnung der Scenerie begegnen: wie groß ist doch auch heute noch der Zusammenlauf der Interpreten, die uns staunend die classische Offenbarung echter Menschlichkeit zu bewundern befehlen! Als wäre es anders zu erwarten gewesen; als hätte man nicht vermuthen dürfen, daß ein gebildetes Volk der Vorzeit auch seine Empfänglichkeit für die tausend reizenden Kleinigkeiten des Daseins gehabt und ihr dieselben Ausdrücke gegeben haben werde, die fast jedem armseligen Gesellen der Gegenwart geläufig sind! Ohne Zweifel hat der Lauf der Geschichte durch die fortschreitende Bekanntschaft mit dem irdischen Schauplatz, durch die gegenseitigen Berührungen der Völker, durch die allmählig wachsende Erkenntniß der Ideenwelt nach und nach

der Phantasie der Menschen verschiedenartige Färbungen und sehr verschiedene Ausdehnungen ihres Horizonts gegeben; aber nicht das ganze Leben wird von dieser vorwärtsgehenden Bewegung ergriffen; es bleibt eine Breite menschlicher Lebensart, die durch alle Zeit sich mit gleichförmigen Zielen Motiven und Gewohnheiten unverändert wiederholt. Alle die dahingegangenen Geschlechter haben geträumt und beobachtet, geliebt und gehaßt, gehofft und verzweifelt, gearbeitet und gespielt, wie wir, und die nach uns kommenden werden uns darin gleichen. Dieselben Leidenschaften, die uns bewegen, dieselben intriguirenden Berechnungen des Ehrgeizes und der Habsucht, dieselben versteckten Beweggründe oder dieselbe offenherzige Hingebung der Liebe, die wir in uns tadeln oder preisen, das Alles hat von früh an das menschliche Geschlecht innerlich erregt; und wenn gleich der äußere Erfolg nach der Höhe und Art der jedesmaligen Bildung verschiedene Dimensionen und Formen annahm, so irren wir doch ohne Zweifel, wenn wir einer thörichten Analogie vertrauend, in den Anfangszeiten der Menschheit nur kindliche Leere und Unbesonnenheit der Gemüther zu finden glauben.

Dies ist der Welt Lauf, der immer gleiche grüne Trieb, aus dem die buntgefärbten geschichtlichen Blüthen sprossen, der ewige Kreislauf, in welchem die menschlichen Geschicke sich bewegen. Gewiß mögen sie nicht durchaus einen Kreislauf bilden, sondern die scheinbare Rückkehr einen stillen Fortschritt einschließen. Aber selbst wir, die wir in Zeiten leben, in denen wenigstens alle äußerliche Herrlichkeit des Fortschrittes lebendiger als je sich vor unsern Augen entfaltet, selbst wir können uns sagen, daß unser inneres Leben durch das Alles nur langsam, vielleicht kaum an wahren Gütern zunimmt. Es gehen keine neuen Quellen des Genusses auf, die früher nicht geflossen wären, oder wenn neue Quellen, so ist doch das, was sie spenden, immer nur die alte Lust, zu der unsere Natur bestimmt ist; unser Wissen mag sich ins Unbegrenzte erweitern, aber die Ergebnisse führen fast immer wieder zu längstgedachten Gedanken zurück, und die Vorzeit wußte

aus andern, vielleicht ärmlicheren Veranlassungen dieselben Güter erhebender oder beseligender Stimmungen zu gewinnen, die wir mit größerem Aufwand wissenschaftlicher und technischer Kraft neu zu entdecken meinen. Was wir erarbeiten, das ist allerdings nicht ganz, wie wir gern zugestehen, aber zu größerem Theile als wir gewöhnlich meinen, nur eine weitläufigere Zurüstung zum Leben, nicht ein intensiveres Leben selbst, und die steigende Cultur ist einem majestätischen Wasserfalle nicht unähnlich, der in der Ferne Ungeheures zu leisten verspricht, und von dem doch, nahe gesehen, nicht viel mehr erfrischende Tropfen wirklich fruchtbringend bis auf den Grund des Lebens fallen, als auch aus dem bescheideneren Bache einer weniger glänzenden Bildung aufstiegen, um das minder geräuschvolle Dasein der Vorzeit zu erquicken und zu sättigen.

Wir können die Hoffnung nicht entbehren, daß in diesem Hin- und Herwogen der menschlichen Entwicklung eine Richtung nach einem endlichen Ziele zu finden sei; aber ehe wir versuchen, dem Plane eines geschichtlichen Fortganges und einer Erziehung des Menschengeschlechtes nachzugehen, wollen wir eine Zeit lang bei dem Bilde der Stetigkeit verweilen, das uns die Bestrebungen desselben und seine Schicksale zunächst darbieten. Man kann mit verschiedenen Gefühlen diesem Schauspiel zusehen. Nicht ohne melancholische Regung wird man dieselben Uebel, dieselben Leidenschaften, dieselben Keime alles Bösen durch alle Zeiten wiederkehren sehen; anderseits wird es ein tröstlicher Gedanke sein, zu wissen, daß zu Allem, was endlich und wahrhaft das Herz beglückt, doch jede Zeit ihren Zugang hatte und jede in ihrer Weise, und mit ihrer Weise begnügt, an der höhern Welt Theil nahm, die uns jetzt wohl klarer geworden ist, aber deswegen nicht kräftiger von unserem Gemüthe festgehalten wird. Unsere Absicht geht dahin, in der Natur des menschlichen Geistes und in allen den ewig wiederkehrenden Bedingungen seines Lebens die bereitliegenden Mittel aufzusuchen, mit denen die Vorsehung in der Geschichte wirkt, den natürlichen Lauf der Welt, von dem eine

spätere Betrachtung fragen mag, nach welchem Ziele hin der höchste Wille seinen immergleichen Fortgang umbeugt.

Unter jenen Bedingungen nun ziehen zuerst die äußern Umstände, mit denen die Natur uns umgibt, und die zahlreichen Einflüsse, die sie deutlicher oder unbemerkter auf uns ausübt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. So weit sie unser körperliches Leben durch ihre Ereignisse stört oder uns Mittel der Befriedigung unserer Bedürfnisse gewährt, ist ihre Einwirkung im Allgemeinen klar, und nur im Besondern würde eine eingehendere Betrachtung, als sie uns hier gestattet ist, den verhältnißmäßigen Werth jedes einzelnen von diesen Einflüssen für die menschliche Bildung festzustellen suchen müssen. Aber es ist ein sehr gewöhnlicher Hang der Reflexion, für diese Wechselbeziehungen zwischen der Natur und dem Menschen einen weniger auf der Oberfläche gelegenen Gesichtspunkt der Betrachtung einnehmen zu wollen, und anstatt den Nutzen oder Schaden zu ermessen, den die Naturereignisse uns bringen, oder die Richtung zu berechnen, die sie unserem Handeln geben, zieht man es vor, von einer unmittelbaren und geheimnißvolleren Sympathie zu reden, durch welche der Mensch an die Natur, und zunächst an die Erde, seinen Wohnplatz, gefesselt sei. Oder vielmehr eben nicht seinen Wohnplatz allein; wie das Kind mit der Mutter, der Parasit mit dem Organismus, auf dem er lebt, durch eine tiefere Beziehung zusammenhänge, so der Mensch mit der Erde; die Kräfte und Bildungstendenzen, die in ihrem Körper einheimisch sind, wiederhole in ausdrucksvolleren Formen der seinige; jede innere Schwankung ihres Lebens klinge in Veränderungen der menschlichen Organisation wieder, und was die Natur der Erde selbst auszudrücken erfolglos ringe, das trete vergeistigt in dem Naturell der bewußten Wesen hervor.

Wie sehr in der That die Eigenthümlichkeit des Planeten durch die Stoffe, aus denen er besteht, und durch die Bedingungen,

die er ihrer Beweglichkeit und Verbindbarkeit darbietet, den Typus der organischen Wesen bestimmt, die auf seiner Oberfläche leben sollen, haben wir früher ausführlich bemerkt. Daß jedoch dieser Zusammenhang noch ein anderer sei, daß die Erde nicht nur durch das, was sie bietet, das Leben zu bestimmten Verfahrungsweisen in Erreichung seiner Zwecke nöthige, daß sie nicht nur durch die Einflüsse, die sie noch fortdauernd ausübt, neue Anregungen zuführe, die der Organismus auf seine Weise zu verwerthen und zu verarbeiten habe, sondern daß dies ganze Leben nur eine mystische Wiederbringung des Wesens der Erde und ihrer innern Erzitterungen sei: diese Meinung scheint ihre Ueberredungskraft nur dem seltsamen Zuge zu verdanken, mit dem wir so oft das Unverständliche und Unbeweisbare, besonders wo sich ihm ein unerklärbares Grauen des Gemüthes anschließen läßt, als das vorzugsweis Tiefe und Wahre betrachten. Keine einzige der wirklichen Thatsachen braucht geleugnet zu werden, welche in Bezug auf diese Wechselverhältnisse zusammengestellt zu werden pflegen; aber man kann sich überzeugen, daß nur eine eigensinnige Vorliebe für das Unklare gerade diesen Standpunkt zu ihrer Beurtheilung vorzuziehen befiehlt.

Wie oft beginnt man diese Betrachtungen mit der Abwechselung von Schlaf und Wachen, in welcher der Organismus den Tag und die Nacht der Welt mitlebe, und mit dem Bangen der Furcht, dem sich mit hereinbrechender Finsterniß kein Gemüth durchaus soll entziehen können! Was ist nun Tag und Nacht für die Erde? Ist es mehr als ein willkürliches Spiel des Witzes, die Erde schlafend zu nennen, weil das Geräusch wegfällt, das ja eben wir und die Thiere am Tage zu machen pflegen? oder weil die Lichtoscillationen ruhen, die am Tage in unserm Auge Helligkeit, in der Erde selbst nur eine Erhöhung der Temperatur bewirken, die kaum einige Zoll durch ihre Oberfläche in die Tiefe dringt? Welche anderen Thätigkeiten ruhen sonst in der Nacht? oder welches Grauen und Bangen wäre in der Natur selbst vorhanden, das wir nur mitlebten? In uns eben

ist Licht oder Finsterniß, in uns ist die Heiterkeit oder die Furcht; beide nicht, weil wir einen allgemeinen Zustand der Erde mit erlitten, sondern weil die an sich gleichgültigen Abwechselungen der äußern Umstände den Bedürfnissen unserer Thätigkeit bald günstig bald ungünstig sind; auf unser fühlendes Gemüth treffend, das nicht nur die Größe seiner Förderung oder Hinderung, sondern auch die eigenthümliche Art derselben empfinden und sie in Zusammenhang mit mancherlei Gedankenreihen setzen kann, auf ein solches treffend erwecken jene Ereignisse Stimmungen, die unser Eigenthum sind und nicht Theilnehmungen an einem allgemeinen Leben, das so zu führen die Natur gar nicht im Stande ist. Wie oft ist ferner davon die Rede, daß in dem Wechsel der Jahreszeiten Körper und Geist des Einzelnen, ja daß selbst im Verlaufe der Erdgeschichte das Naturell der Völker an der Jugend und dem Altern der allgemeinen irdischen Natur sich mit freue und mit leide; daß allen Revolutionen der menschlichen Geschichte auch Umwälzungen in dem Leben der Erde parallel laufen; daß in dem Temperament und der nationalen Phantasie der Bewohner jedes Landes die Gestaltung des Bodens, den sie bewohnen, und das Colorit des Himmels über ihnen sich unmittelbar abdrücke! Man wird nicht leugnen wollen, daß diesen Behauptungen gewisse Thatsachen zu Grunde liegen; aber es wäre besser, in jedem einzelnen Falle die Vermittelungen aufzusuchen, durch welche es irgend einem Zustande der Natur gelingt, sich in dem geistigen oder dem organischen Leben diesen Widerschein oder diese Nachwirkung zu verschaffen; man gewinnt wenig mehr, als den Reiz, den jede Gespenstergeschichte ausübt, wenn man mit Andacht das Incommensurable und Irrationale dieser Ereignisse bewundernd übertreibt, anstatt es durch Untersuchung aufzuheben.

Man kann nicht ohne ernstes Bedauern dieser verkehrten Richtung der Betrachtung gedenken, welche die Erbschaft der alten Astrologie angetreten hat. Sie hat den Beginn genauerer Untersuchungen nicht blos verzögert, sondern überhaupt an eine Weise des Phantasirens über die Erscheinungen gewöhnt, die man mit

nicht großem Recht ein tieferes Verständniß nennt. So würde es ohne Zweifel ein anziehender Gegenstand der Forschung sein, die historischen Schwankungen des körperlichen und geistigen Gemeingefühls der Menschheit in ihren Beziehungen zu den physischen Veränderungen der Erdoberfläche zu verfolgen. Die Geschichte der Krankheiten bezeugt uns, daß nicht jede Wiederkehr derselben Seuche dieselbe Empfänglichkeit und dieselben Gewohnheiten der Rückwirkung in den lebendigen Körpern antrifft, und es lassen sich größere Zeiträume unterscheiden, in denen die menschliche Organisation zu Erkrankungen nach einer bestimmten Richtung geneigter ist als nach jeder andern. Es ist wahrscheinlich, daß dieselbe Summe äußerer und innerer Bedingungen, welche diese einseitig hervortretende Verletzlichkeit begründet, auch schon dem gesunden Zustande eine eigenthümliche Färbung des Gemeingefühls und der Stimmung mittheilt. Die geistigen Interessen der Menschheit würden so in verschiedenen Zeiten auf abweichende Verfassungen des Gemüthes, bald auf Apathie und Abspannung, bald auf größere und ängstliche Erregtheit treffen, und es wäre möglich, daß in der Färbung seiner Poesie, in der Art seines bevorzugten Aberglaubens, in der Hauptrichtung, die es überhaupt seinen geistigen Kräften gibt, jedes Jahrhundert einen Nachhall der eigenthümlichen Einflüsse bewahrte, welche in ihm die äußere Natur auf die Menschen ausübte. Aber die nothwendigste Regel solcher Untersuchungen würde die sein, nicht durchaus sehen zu wollen, was gar nicht da ist, und nicht diese Einflüsse der Natur, weil sie dunkler sind, zu überschätzen im Vergleich mit den weit klareren, welche in der unabgebrochenen Ueberlieferung der Bedürfnisse Aufgaben Interessen und Leiden durch die Erziehung und die Abfolge des geselligen Lebens liegen. Die Behauptungen über den Parallelismus natürlicher und geistiger Revolutionen halten diesen vorsichtigen Gang wenig inne. Wie auf geradem Wege unmittelbar ursächliches Einflusses eine große gesellige Erschütterung mit allen aus ihr folgenden ungewöhnlichen Anspannungen körperlicher und geistiger Kräfte, Versagungen und Kümmer-

lichen Erſetzungen der natürlichen Genußmittel, allgemeine verheerende Krankheiten entwickelt, iſt eben ſo begreiflich, als umgekehrt der Urſprung ſocialer Bewegungen aus der phyſiſchen Noth, die große Naturereigniſſe, Erdbeben Ueberſchwemmung Seuchen, über die Menſchen gebracht haben. Mit trauriger Uebereinſtimmung lehren uns die Schilderungen der Peſten aus den verſchiedenſten Jahrhunderten, wie ſchnell unter dem Eindrucke des Schreckens alle ſittlichen Bande der Ordnung, der Pflicht und Zuneigung ſich löſen, wie der aufgeregten Angſt der Einbildungskraft jeder Maßſtab der Wahrſcheinlichkeit abhanden kommt, und der ausſchweifendſte Aberglaube abwechſelnd mit völligem Stumpfſinn aufwuchert. Dennoch gibt es kaum eine große geſchichtliche Umwälzung, die aus dieſer Quelle allein entſtanden wäre; die Wogen der Aufregung legen ſich mit dem Erlöſchen der Noth. Einen geheimnißvolleren Zuſammenhang des kosmiſchen und des menſchlichen Lebens hierin ſuchen zu wollen, iſt kein ſicheres Unternehmen. Es iſt leicht, anzuführen, daß der Untergang der griechiſchen Bildungsblüthe im peloponneſiſchen Kriege, die letzten Krämpfe des römiſchen Reiches, der Aufgang des Islam, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika und die Reformation von verheerenden Epidemien begleitet waren; aber man vergißt dabei, daß in vielen anderen Zeiten, die der Geſchichte weniger Stoff zur Erinnerung geben, und in Ländern, die abſeits von aller hiſtoriſchen Entwicklung liegen, dieſelben Seuchen theils unter ähnlichen Bedingungen wütheten, theils unter unbekannten Bedingungen zuerſt entſtanden ſind, um ſich durch Vermittelung des gewöhnlichen Verkehres auf Gegenden zu verbreiten, mit deren geſelligen Zuſtänden ſie urſprünglich nichts zu ſchaffen hatten. Peſt und gelbes Fieber haben in ihrer Heimath ihre Verheerungen bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt, ohne ſich an große politiſche Conjuncturen zu binden, und kaum glaublich iſt es, daß die Cholera in Indien entſtehen mußte, um den revolutionären Bewegungen an der Seine zu entſprechen.

Dieſelbe Unſicherheit drückt unſere Anſichten über den Ein-

fluß des Klima auf das Naturell der Bewohner. Man kann das Zurückbleiben der schwarzen Race in aller menschlichen Bildung doch nicht im Ernst so kurz von der glühenden Sonne über dem Scheitel ableiten, die jeden Aufblick nach oben unmöglich mache und eine wilde Leidenschaftlichkeit, bis in das Blut hinein kochend, erzeuge. Steht doch die Sonne auch am Aequator nicht Tag und Nacht hindurch im Zenith, und wenn wir an die erschlaffende und zugleich aufregende Wirkung unserer höchsten Hitzegrade denken, so vergessen wir, daß eben diese Wirkung für den Neger durch die lange Eingewöhnung seiner Constitution bis zu der Annehmlichkeit eines natürlichen Lebensreizes gemindert sein kann, welche der weiteren Entwicklung keine selbstverständliche Schranke entgegensetzt. Man hat die Monotonie des tropischen Naturlebens im Gegensatz zu unserem Wechsel der Jahreszeiten als ein anderes Hinderniß höherer Ausbildung angeführt. Die unleugbar vorhandenen, und von uns auch wirklich empfundenen Schwankungen des Lebensgefühles, welche der Uebergang der Jahreszeiten durch die Veränderungen hervorbringt, die er der Oekonomie des Körpers zumuthet, sind uns wenig im Einzelnen bekannt; die geistige Wirksamkeit dieser Naturereignisse liegt jedoch wohl in den Beobachtungen, die sie uns darbieten, mehr als in den Eindrücken, die wir unmittelbar sinnlich von ihnen leiden. Die Lieder der Dichter lehren uns hinlänglich, welche Bedeutung für unser Gemüthsleben diese großen periodischen Wechsel zwischen Hinsterben und Wiederaufleben nebst den Hoffnungen und Erinnerungen besitzen, die sich an ihre einzelnen Abschnitte knüpfen. Nicht nur das eigene Schicksal tritt uns hier in tausend sinnigen Gestalten symbolisirt entgegen, sondern allerdings mag sich an diese anschauliche Zeiteintheilung auch eine tiefere Empfindung für die allmählig abrollenden Abschnitte des menschlichen Lebens und ihren Gewinn anschließen. Diese Anläße zu sinniger sich selbst prüfender Reflexion treten ohne Zweifel weniger wirksam hervor, wo ohne Unterlaß Blüthen und Früchte zugleich mit den neuen Trieben wachsen, gedeihen und reifen; wird doch für uns

selbst der Eindruck der menschlichen Vergänglichkeit gemildert, indem unbemerkt für die Lücken, die der Tod reißt, in jedem Augenblicke der ausfüllende Ersatz geboren wird. Wie anders würde es sein, wenn auch das menschliche Geschlecht zusammen alternd und sich verjüngend, in großen Perioden ganz abstürbe und durch jungen Nachwuchs ersetzt würde! Aber wer möchte dennoch von dem Mangel der Jahreszeiten den Mangel geschichtlicher Erinnerung und geschichtliches Fortschrittes bei den schwarzen Völkern ableiten?

Die continentale Natur Afrikas, seine buchtlose Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, hat Vielen sich in dem Charakter des Negers wieder zu spiegeln geschienen. Man wird den Einfluß dieser Bodenform nicht in Abrede stellen mögen, ohne ihn doch in dieser unbegreiflichen Spiegelung zu finden. Er wird in den äußern Schwierigkeiten liegen, welche eine weite Ausdehnung des Festlandes ohne eine entsprechende Menge schiffbarer Ströme dem Verkehr der Völker, und ohne große Einbuchtungen oder zahlreiche und wohlvertheilte Bergerhebungen selbst der klaren Anschauung ihrer Lage und ihres Nebeneinanderwohnens entgegenstellt. Bei der Vergleichung von Landschaftsbildern fühlt man leicht, welches wohlthuende und das Gemüth ausweitende Element in der gleichzeitigen Uebersicht großer Räume liegt, und welchen Genuß die Möglichkeit bietet, eine Mannigfaltigkeit verschiedener Gegenstände auf einmal in ihrer gegenseitigen Lage wie in ein sicheres Netz von Beziehungen eingebettet, zu überblicken. Die Vorstellung, irgend einen Ort durch eine bestimmte Dauer der Bewegung in bestimmter Richtung erreichen zu können, ersetzt niemals die eigenthümlich ergreifende Klarheit, die uns die wirkliche Anschauung seiner Lage zu andern gewährt. Dem Wüstenbewohner ist wenigstens ein unabsehbarer Horizont geöffnet; in der Mitte eines Festlandes, in welchem keine Berghöhen einen Ueberblick des durch üppige Vegetation undurchsichtigen Landes erlauben, wird ein beständiges Dunkel über den nächsten Umgebungen schweben, und nie wird die Phantasie einen so offenen und klaren

Blick in den großen Zusammenhang des menschlichen Lebens thun, wie es an den gesegneten Ufern des Mittelmeeres seit alten Zeiten geschah. Dort war es möglich, mancherlei Punkte des Gebirges, der ebenen Küste und der See zu finden, von denen aus auf einen Blick, wie ein Kranz verschiedenfarbiger Blüthen, zahlreiche Länder und Inseln übersehbar waren und der betriebsame Verkehr der Menschen, der sie alle verband. Wie überall, wo eine Mannigfaltigkeit in einzelne wohl eingetheilte Massen zerfällt, die durch entschiedene Begrenzungen von einander getrennt werden, sich ein klareres und verständlicheres Bild entwickelt, als wo eine unübersehbare Continuität der Phantasie keine Haltpunkte bietet, so hat auch hier die Abwechselung von Land und Meer die Ausbildung der geographischen Anschauung, und damit einen Theil unseres Bewußtseins über die Stellung des Menschen zur Welt, vielfach erleichtert. Aber weder diese Einflüsse, noch die Schwierigkeiten, welche das ausgedehntere Festland dem Verkehr entgegensetzt, werden wir als hinreichende Ursachen für das Zurückbleiben der Negervölker ansehen können; schätzen wir doch die letztgedachten Hindernisse meist nur nach der Hemmung, die sie einem eiligen Entdeckungseifer entgegenstellen; aber für ein Jahrhunderte dauerndes und langsam vorschreitendes Streben jener Stämme, wenn nicht andere Gründe ein solches verhinderten, konnten sie nicht die gleiche zurückhaltende Kraft haben.

Sucht man die andere Bedingung, die zu der Gunst oder Ungunst der äußern Lage hinzukommen muß, um die größeren oder geringeren Erfolge zu erklären, in dem Charakter des Landes, der sich hier hindernd dort förderlich in der Sinnesart der Bewohner ausprägt, so betritt man damit ein noch schlüpfrigeres Gebiet, und die Beobachtungen, die wir hierüber zu machen glauben, enthalten gewiß außerordentlich viel ästhetischen Selbstbetrug. Von der übermäßigen Kälte und Rauheit des Klima werden wir allerdings mit Recht eine geringere Lebhaftigkeit und Regsamkeit des Naturells, von der größeren Wärme und Gleich-

förmigkeit eine ungebundene Entwicklung aller körperlichen und geistigen Thätigkeit erwarten, und wenn unsere Schlüsse nicht weiter gehen, werden sie durch die Vergleichung der Völker und ihrer Wohnsitze bestätigt werden. Wenn wir jedoch überall auch die speciellen Eigenthümlichkeiten der Phantasie Bildung und Sinnesart der Menschen in einer unmittelbar fühlbaren Uebereinstimmung mit ihrer Heimat zu finden glauben, so täuscht uns wohl der Umstand, daß eben das Gesammtbild eines Landes und seiner Bewohner sich unserer Wahrnehmung immer zugleich darbietet und dadurch den Schein innerer ästhetischer Zusammengehörigkeit annimmt, den zuletzt jede uns beharrlich vor Augen gestellte Thatsache erwirbt. Der Holländer in Holland scheint uns ausschließlich mit seinem einförmigen fruchtbaren Tiefland zusammenzugehören, der Indianer allein, bilden wir uns ein, sei der natürliche Bewohner seiner Steppen und Wälder; aber Mynheer auf den Sundainseln gesehen, oder der angelsächsische Pioneer im amerikanischen Westen wird für den, der nicht mit der Befangenheit vergleichender Erinnerung ihn betrachtet, schwerlich einen unüberwindlichen Widerspruch gegen die seiner ursprünglichen Heimat so unähnliche Scenerie seiner neuen Umgebung bilden. Auf demselben Boden, der die Gestalten der alten Griechen trug, wandeln jetzt die Türken, und ihre Figuren beleben diesen Hintergrund, wie uns dünkt, eben so natürlich und widerspruchslos als jene. Die Natur eines Landes ist eine Sammlung äußerst mannigfaltiger Einzelheiten, die Natur ihrer Bewohner ist eine ebensolche. Die Vergleichung zweier so vielfältig zusammengesetzter Bilder bietet dem, der eine Verwandtschaft zwischen ihnen sucht, allemal einige Beweise seiner Meinung, wenn er geschmackvoll zu combiniren versteht; sie bietet ebenso leicht, wenn man sie aufsuchen will, Punkte genug, in denen ein unerklärbarer Gegensatz zwischen beiden herrscht. Die schöpferische Kraft der Natur schuf in Indien neben den Kolossen der Elephanten keineswegs ein ebenso kolossales, sondern ein unerwartet schwaches Menschengeschlecht; aber die schleichende unberechenbare Wildheit seiner Raubthiere kann man

in der Gemüthsart dieser Bewohner eben so gut wiederzufinden glauben, wie Andere in ihr nur die Schlankheit und Anmuth mancher einheimischen Vegetationsformen wiederholt zu sehen meinten.

Von der Pracht großartiger Naturschönheiten pflegt in das Gemüth der Bewohner oft nur die Nachwirkung der Unbequemlichkeit überzugehen, die sie nebenher für das gewöhnliche Leben bieten; dem Alpenbewohner entwickelt seine Heimat wohl den Körper kräftiger und unterstützt durch die Nöthigung, sich auf sich selbst zu verlassen, die Ausbildung seines Selbstgefühls, aber sie gibt ihm nicht die Freiheit, Weite und Größe der geistigen Interessen, die uns dem unermeßlichen, vor ihm aufgethanen Horizont zu entsprechen schiene. Die falschen Vorstellungen, die man über diesen Zusammenhang von Land und Volk so oft hegt, gehen aus der Vernachlässigung der Untersuchung der einzelnen Vermittelungsschritte hervor, durch welche die Natur sich im geistigen Leben Geltung verschafft. Daß irgend ein Gegenstand eine bestimmte Gestalt und Stellung *habe*, ist noch kein zureichender Grund dafür, daß wir ihn überhaupt sehen, und in dieser Gestalt und Stellung sehen müßten; es kommt darauf an, daß seine Form und Lage, daß Alles, was er *ist*, sich auch durch Wirkungen, die er auf uns ausübt, in unserem Auge und unserem Sinne repräsentire. Und eben so reicht es nicht aus, daß der Himmel mit verschiedenen Graden der Reinheit, der Bläue und des Glanzes sich über uns wölbt, der Boden uns in kühneren Formationen, die Vegetation in üppigerem Reichthum uns umgibt; um den bildenden Einfluß der Natur auf uns zu verstehen, müßten wir wissen, wie viel von diesen Umständen einen bemerklichen physischen Eindruck auf uns macht, wie viel ferner von dem ästhetischen Werth dieser Schauspiele die Empfänglichkeit in uns antrifft, die zu seiner Empfindung und zur nutzbaren Aufnahme desselben in unsere ganze Entwicklung nöthig ist; wie vieles endlich völlig für uns verloren geht, weil andere Nebenwirkungen, denen ein dringenderes natürliches Interesse entspricht, es in unserem Bewußtsein verdunkeln. So weit das geistige

Naturell überhaupt von der äußern Natur abhängt, hängt es doch nicht ab von dem, was diese Natur ist, sondern davon, wie sie auf das noch unerzogene Gemüth des Menschen wirkt, den sie beständig umgibt; diese Wirkung aber erräth man nicht unmittelbar aus dem Eindrucke, den sie auf die Aufmerksamkeit eines bereits gebildeten, nicht mit ihr und in ihr lebenden, sondern sie nur betrachtenden Geistes ausübt.

Ueberhaupt: man spricht so viel von den schöneren Zeiten, in denen der Mensch der Natur noch näher gestanden habe, und wünscht sich aus der unübersehbaren Verbildung unserer Zustände in diese einfache Lebensklarheit zurück. Diese Sehnsucht mag Recht haben, wenn sie nach geselligen Einrichtungen verlangt, die sich den unmittelbaren Trieben unsers menschlichen Wesens etwas enger anschlössen und ohne das Uebermaß traditioneller Schranken, die uns jetzt umgeben; aber sie ist gewiß im Unrecht, wenn sie von dem reichlicheren Genusse der äußern Natur um uns her, und im Gegensatz zu geselligem Leben überhaupt, ein höheres Glück des Daseins und eine reinere Ausbildung der Menschlichkeit erwartet. Wer erschöpft von der übersichtslosen Zerstreuung des täglichen Berufes das große Buch der Natur aufzuschlagen und in ihm zu lesen eilt, bemerkt kaum das einzige Richtige in der pedantischen Geschmacklosigkeit dieses Bildes: das Zugeständniß nämlich, daß die Natur doch nachhaltigen Reiz nur für das Auge habe, das an einem großen Zusammenhange sei es wissenschaftlicher oder geselliger Interessen geübt ist, oder für ein Gemüth, das nach solcher Uebung nun allerdings in den äußern Erscheinungen unzählige Gleichnisse seiner Lebenserfahrungen, anschauliche Lösungen seiner Zweifel, Widerlegungen seiner Vorurtheile, Bestätigung seiner Hoffnungen und Anregungen zu neuen Fragen findet. Erst die Bildung des Herzens und des Verstandes, welche die Verhältnisse des Menschen zum Menschen entwickeln, macht uns empfänglich für die weiterbildende Kraft der Natur; der stets einsam gewesene und einsam in ihr fortlebende Mensch würde kaum eine viel größere Erweckung durch ihre Eindrücke erfahren,

als die Geschlechter der Thiere, die in all dieser Pracht dahinleben, ohne von ihr gesänftigt und veredelt zu werden.

Man mag schwärmen für das Naturleben des Jägers, der einsam durch die Wälder und die Prärien Amerikas schweift: aber den sinnigen Blick, der die wechselnden Erscheinungen seiner Umgebung zu verstehen und zu genießen vermag, verdankt er doch der Erziehung seiner Jugend, der lange vielleicht nicht gehörten Sprache seines Volkes, die seine Gedanken mit tausend Erinnerungen an die verlassene Civilisation und an die Heimat begleitet, deren geistige Mitgift er eben so wenig entbehren kann, als er sich ganz von ihren materiellen Hülfsmitteln unabhängig zu machen vermag. Wie schwärmt die Jugend für ein abenteuerliches Wandern, und glaubt mit vollem Genügen sich in den einsamen Genuß der Natur versenken zu können! Und sie bemerkt nicht, wie vielen Antheil an ihrer Freude die Geselligkeit des Wanderns hat und wie wenig selbst die mannigfachen Gelegenheiten, die der unterrichtete Geist in der Natur zur Anspinnung weitgehender Gedankenreihen findet, den dauernden Mangel einer geselligen Berührung mit Menschen ersetzen. Der fortgesetzte Anblick einer hervorragenden Naturschönheit wirkt auf unser Gemüth, wenn wir einsam sind, wie ein allmählig zunehmender Druck, wie eine Erregung, die keine Befriedigung findet. Diese halb schmerzliche, halb angenehme Spannung wird wohl gemildert, aber nicht völlig getilgt durch das Bewußtsein, daß Andere sie mit uns theilen; denn sie entspringt nicht allein aus dem Bedürfniß der Mittheilung, sondern daraus, daß wir eigentlich nicht wissen, was wir mit jener Schönheit der Natur anfangen sollen. Anfangen aber will der Mensch etwas mit Allem, wofür er sich interessirt; er kann nicht lange in der Stellung des thatlos Genießenden bleiben, ohne die innere Unruhe einer unbefriedigten Regsamkeit zu fühlen. Die Natur aber drängt ihn zunächst immer in diese Stellung; ihre ganze sinnliche Herrlichkeit, so klar sie vor uns liegt, ist doch in aller Nähe an und für sich unfaßlich für uns. Keine Frage, daß das Licht und das Abendroth und das frische

Grün des Frühlings und die wunderbaren Umrisse von Berg und Thal das Gemüth immer mit ihrem Zauber gefangen nehmen; aber alle diese Pracht bleibt so stumm, und wir wüßten auch nicht recht, um was wir sie fragen sollten; keiner dieser Erscheinungen kommen wir innerlich näher, und wie lange auch das Licht fortglänzen und der Wald grünen mag, der Genuß dieser Bilder steigert sich nicht und klärt sich nicht für uns auf, wenn wir nicht unsere eigenen Gedanken dazuthun. Was nun beginnen damit? Ja wenn man das Abendroth wenigstens umarmen oder den grünen Schein der Wälder essen könnte; oder wenn es auf irgend eine Weise möglich wäre, etwas tiefer und selbstthätiger in dies offenbare und doch so schweigsame Geheimniß der Natur, in diese scheinbare Tiefe einzutauchen, die doch bei näherem Hinzutreten immer und immer wieder Oberfläche wird! Da es nun nicht geht, so erlischt unsere Theilnahme für ein Räthsel, das sich nicht lösen läßt; wiedererregbar freilich bleiben wir dafür in jedem Augenblick, nur dauernd und allein beschäftigt es unser Gemüth nicht. Haben wir mit aller Sorgfalt und Mühe eine Blume gezogen und sie blüht nun wirklich, so überkommt uns eine gewisse Rathlosigkeit, was wir mit ihr beginnen sollen; unser Interesse für sie erwacht fast nur augenblicklich wieder, wenn wir sie Anderen zeigen; aber sie lange zu betrachten, erfüllt uns zuletzt mit einem Gefühl von Erfolglosigkeit. Die reizendste Gegend mögen wir nicht unveränderlich vor unseren Blicken liegen sehen; sie sagt uns doch eigentlich zu wenig; alle diese Erscheinungen sind nur hinreichend, als schöne Scenerie unser menschliches Leben zu umgeben, als Zierden, zu denen wir zurückkehren können. Ein Tag einsames Naturgenusses, selbst bereichert durch alle geistige Erhebung einer stummen Lectüre, erscheint uns heimlich unabgeschlossen und wie halb verloren, wenn nicht endlich ein menschliches Wort von Mund zu Mund uns an den Zusammenhang des Lebens erinnert, dem wir angehören. Ich glaube, daß solche Regungen in Jedem vorkommen, der sich selbst beobachtet, und sie erklären die tiefe Mißstimmung und das Unbehagen, das uns

die erzwungenen Versuche mancher schwächlichen Poesie verursachen, durch beständiges Versenken in die Mystik und Romantik der Naturerscheinungen uns zu unterhalten, während unser Herz nicht immer Symbole und Gleichnisse, sondern das volle warme Leben begehrt und nach Wirklichkeit förmlich dürstet.

Dies sind Eindrücke des civilisirten Lebens. Wer sie zu den Verkümmerungen des Lebens rechnet und von dem Urzustande des menschlichen Geschlechtes rühmt, damals habe die Natur sich dem Geiste weniger undurchdringlich gezeigt, redet sehr Unwahrscheinliches. Wir finden im Volke, das noch jetzt den Vortheil dieses Näherstehens zur Natur genießt, das Verständniß derselben nicht höher, sondern geringer, als bei denen, die sich aus dem geselligen Leben zu ihr zurückwenden; gerade jenen ist das Nützliche, das Werk der Menschenhand entschieden werthvoller, als die Poesie der Natur. Und an jenen Völkern, die mit wenig entwickelten geselligen Einrichtungen zum Theil paradiesische Erdstriche bewohnen, können wir noch jetzt sehen, wie geringe unmittelbar bildende Kraft in dem elementaren Eindruck der Natur liegt. Vereinsamt und selbst jenes wenig organisirten Zusammenhanges mit seines Gleichen beraubt, den diese Stämme noch genießen, würde der Mensch nur noch mehr die erschlaffende Wirkung erfahren haben, die jede sinnlich noch so reizende Umgebung hervorbringt, so lange sie weder den forschenden Scharfsinn zur Untersuchung noch die praktische Lust der Seele zu arbeitsvoller Umgestaltung anregt. Die Natur thut beides, indem sie Bedürfnisse erweckt und Mittel zu ihrer Befriedigung anbietet. Man hat längst mit Recht behauptet, daß nicht nur die zu große Ungunst der Verhältnisse, sondern ebenso die allzu große Freigebigkeit, mit welcher das Klima die Erfordernisse des Lebens mühelos gewährt, die höhere Ausbildung hindert. Die Cultur des Menschengeschlechtes hat begonnen, als die Erde ihm wie ein ergiebiges Arbeitsfeld erschien; die Schönheit und die ideale Bedeutung der irdischen Scenerie dagegen hat für sich selbst keine Bildung erzeugt; sie ist selbst erst in dem Maße verständlich geworden, in welchem die Schule

der Arbeit den Sinn des Menschen an die Entwerfung von Plänen gewöhnt und ihn für den Werth des Gelingens, d. h. für den Werth jeder Harmonie empfänglich gemacht hatte, zu der sich zerstreute Anfänge im schließlichen Erfolge zusammenfinden. Dieses große Gut der Wahrheit und der treuen, beständigen Gesetzlichkeit, auf die sich rechnen läßt, lernt er kennen und schätzen, wenn der Boden ihm regelmäßig die gelegten Keime sprießen und reifen macht, oder ein richtig zutreffender Erfolg die einfachen Versuche künstlicher Vorrichtungen belohnt, in denen er die Kräfte der Natur, auf die Analogien seiner Erfahrung bauend, auch seinen eigenen Bedürfnissen dienstbar zu machen suchte. Dann hat sich in sein Bewußtsein, in ihrem Entstehen unbemerkt, die Ueberzeugung von einem Zusammenhange eingestohlen, der überhaupt einem Anfange Fortsetzung, einem Versuche Erfolg, jeder gleichen Ursache gleiche Wirkung, allen Ereignissen die Möglichkeit eines geordneten Zusammenstimmens, jedem einzelnen Punkte der Welt die Gewißheit sichert, nicht verloren und isolirt zu sein, sondern immer bereitete Wege zu finden, auf denen seine Bewegung und seine Sehnsucht in das allgemeine Ganze einmünden und in ihm zur Geltung kommen kann. In welchen Formen auch immer die früheste mythologische Phantasie das Leben der Natur aufgefaßt haben mag: in Wahrheit ist es doch eben die gesetzliche Mechanik der Außenwelt gewesen, deren Gewahrwerden erziehend gewirkt hat und die in ihrer ewigen Beständigkeit zuerst dem Sinne des Menschen imponirte; ihre freie Schönheit hat er erst in dem Maße verstehen gelernt, als er einestheils das Glück der allgemeinen Ordnung des Weltlaufes, anderntheils die Bitterkeit des augenblicklichen Zwiespaltes zwischen ihr und seinen individuellen Wünschen in sich erleben und beide Lebenserfahrungen auf die Naturerscheinungen ausdeutend zurück übertragen konnte.

Unsere zweifelnden Bemerkungen galten bisher theils der Meinung, daß überhaupt in dem Charakter des menschlichen Ge-

müthes die Eigenthümlichkeit des Planeten, der uns alle trägt, oder in den einzelnen Völkern der Genius ihres Wohnplatzes wie ein vergeistigtes Spiegelbild wieder erscheine, theils dem Glauben, daß aus diesen mysteriösen Einflüssen des Alllebens eine bildende Förderung der Menschlichkeit entspringe. Es ist ein alter Kampf, den wir hier gegen jene Neigung erneuern, in jedem einzelnen Reiche der Wirklichkeit nur ein nachahmendes Echo oder ein vordeutendes Symbol eines andern Reiches, in dem ganzen großen Kreise der Erscheinungen nur eine beständige Wechselabbildung des Höheren durch das Niedere, des Niederen durch das Höhere zu sehen. Uns kam das Seelenleben gar nicht wie ein Gleichniß des Körperlebens vor, erschien uns gar nicht verpflichtet, für jede einzelne Function des Leibes eine parallelgehende innere Thätigkeit zu entfalten; vielmehr galt uns alles Physische nur als ein System von Mitteln, dessen der Geist sich zu ganz anders aussehenden Zwecken bedient, und dessen nutzbare Effecte allein er in sich aufnimmt, ohne sich darum zu kümmern, durch welchen Rhythmus der Thätigkeiten der Leib diesen Reingewinn brauchbarer Anregungen erzeugt hat. Eben so ist der Mensch nicht ein Abbild der äußern Natur, sondern ein lebendiger Punkt eigner Art, der wohl unzählige Eindrücke von ihr aufnimmt, aber nicht, um sie so wiederzuspiegeln, wie er sie empfangen hat, sondern um sich von ihnen, seinem eignen Naturell gemäß, zu Rückwirkungen und Entwicklungen treiben zu lassen, für die nur in ihm, und nicht in dem Aeußern, die erklärende Ursache liegt. Wir leugnen damit nicht unsere Bestimmbarkeit durch die Natur durchaus; selbst jene Art der Abhängigkeit geben wir zu, nach der die Schwankungen der natürlichen Ereignisse auch ein veränderliches Colorit auf unser inneres Leben werfen. Es mag und wird dabei bleiben, daß unser Gemeingefühl von dem Wetter, unsere Stimmung von Licht und Luft, die Färbung unserer Reflexion von Jahreszeiten und Klima beherrscht wird. Aber einestheils ist es Aberglaube, den Einfluß dieser schwer zu berechnenden Bedingungen mit Uebertreibung hervorzuheben, während in den menschlichen Leidenschaften

und Verhältniſſen deutliche und dringende Beſtimmungsgründe unſers wechſelnden Verhaltens viel offenbarer vorliegen; anderntheils iſt, was auf dieſe Weiſe den Einwirkungen der Natur unterliegt, eben nur das Reich unſerer Stimmungen, jener formloſen Zuſtände unſers Innern, die wohl einen anderswoher entſtandenen Entwicklungsdrang hemmen oder fördern mögen, aber nie für ſich dem menſchlichen Fortſchritt eine beſtimmte Richtung vorgezeichnet hätten.

Wenden wir uns aber von dieſen Betrachtungen zu der Frage, durch welche beſtimmteren Vorbilder des Handelns die Natur die ſittliche Entwicklung der Menſchheit begünſtigen konnte, ſo wird uns der Beginn aller menſchlichen Cultur nur noch wunderbarer erſcheinen. Denn es iſt klar, wie unfruchtbar das Unternehmen ausfallen muß, aus den Geſetzen, denen die unbeſeelte Wirklichkeit folgt, Regeln zu entlehnen, die eine ungezwungene Beziehung zu unſerem Handeln mit ſeinen völlig anders gearteten Motiven und Zielpunkten haben könnten. Die allgemeine Thatſache der Ordnung und Geſetzlichkeit allein iſt das, was ein Gemüth, das für ihren Werth ſchon empfänglich geworden iſt, in der Natur als eine ſeinem eignen Gewiſſen verwandte Erſcheinung anerkennen und als anſchauliche Ermahnung für ſich benutzen kann; nach den beſonderen Formen jedoch, in denen die Erſcheinungen der Außenwelt von einander abhängig ſind, die Pflichten der Geiſter und die Ordnungen ihres geſelligen Wechſelwirkens modelliren zu wollen, iſt einer der ſchwerſten und fruchtloſeſten Mißgriffe jener ſymboliſirenden Romantik, mit welcher wir ſtreiten. Was den Geſtirnen und den Pflanzen ziemt, braucht deswegen uns nicht zu ziemen; höchſtens die ſicheren Inſtincte, welche die uns verwandtere Thierwelt regieren, könnten dem menſchlichen Geiſte die treue und unverfälſchte Auslegung deſſen zu bieten ſcheinen, was die Natur auch mit ihm will und wozu ſie ihn beſtimmt hat. Welche Vorbilder er nun in dieſem Reiche der Thiere findet, wiſſen wir. Neben der Kraft und Anmuth des einen die Trägheit und den Stumpfſinn des andern, neben einzelnen Momenten aufopferungsfähiger Liebe und Treue die Falſchheit des blindeſten und rückſichtsloſeſten

Egoismus, mit der ſtillen Zierlichkeit und blöden Schönheit des Daſeins in demſelben Geſchöpfe verbunden die wolluſtvolle Grauſamkeit gegen ſeine Beute, das Ganze dieſes bunten Bildes in beſtändiger Gährung gegenſeitiger Vernichtung. Welche Ueberzeugung von dem vernünftigen Zuſammenhange der Welt und welches Bewußtſein eigner Pflichten könnte aus dieſen Beobachtungen hervorgehen? Ohne Zweifel, wer die Natur in den Thieren zum Führer nimmt, wird zur Entwicklung der Thierheit, nicht der Menſchheit gelangen. Wer aber zu ſondern beginnt zwiſchen Weiſungen von allgemeiner Geltung, die die Natur uns auch in dem thieriſchen Leben gebe, und zwiſchen den Regungen, die dort wohl ein blinder Inſtinct hervortreibe, uns aber eine höhere Geſetzgebung des Gewiſſens verbiete, der befindet ſich bereits auf einem Standpunkte der Kritik, auf welchem ihm aller maßgebende Werth der Naturtriebe überhaupt verſchwinden muß. Denn er wird nicht leugnen können, daß auch in ſeiner eigenen Natur viele von jenen verurtheilten Regungen mit aller Lebendigkeit eines dringenden Reizes vorkommen, und er wird dann einſehen, daß für den Menſchen alles Natürliche nicht eher eine Quelle des Rechtes und der Pflicht iſt, als bis es durch eine höhere Geſetzgebung in ihm ſelbſt gebilligt und in den vernünftigen Zuſammenhang einer überſinnlichen Lebensordnung aufgenommen worden iſt.

Zweites Kapitel.

Das menſchliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterſchiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zuſammenhang körperlicher und geiſtiger Lebensgefühle. — Der Unterſchied der Geſchlechter. — Allgemeine geiſtige Eigenthümlichkeit der Frauen.

Wenden wir uns von der äußern Natur, deren beſtimmenden Einfluß auf unſer Gemüth wir weder leugnen konnten noch unthätig zugeben durften, auf uns ſelbſt zurück, ſo finden wir unſerer

Persönlichkeit zahlreiche Schranken der Entwicklung durch die ursprüngliche Eigenthümlichkeit unsers Naturells gezogen. In den Temperamenten, in den angeborenen Befähigungen, in der Verwandlung des ganzen Hintergrundes unsers Seelenlebens, welche unvermeidlich durch den Ablauf der verschiedenen Lebensalter bewirkt wird, in dem Unterschiede des Geschlechtes, in dem nationalen Gepräge unserer Empfänglichkeit und Regsamkeit liegen ebenso viele Naturbestimmtheiten, denen unsere Entwicklung sich nicht entziehen kann. Und ohne Zweifel auch nicht in aller Weise soll. Das Ideal der Humanität mag wohl an dieser natürlichen Ausstattung größere oder geringere Hindernisse seiner Verwirklichung finden; es selbst aber besteht doch nicht darin, eine Gleichförmigkeit des Benehmens zu verlangen, aus der jede individuelle Färbung verschwunden wäre. Nur in der Thierwelt herrscht auf diese Weise der Begriff der Gattung; in dem menschlichen Geschlecht soll der Einzelne mit dem besonderen Colorit seines eigenthümlichen Naturells die allgemeinen Umrisse des Verhaltens beleuchten, welche der allgemeine Begriff ihm vorzeichnet.

Wir kennen sehr wenig die Gründe, von denen diese Verschiedenheit der menschlichen Begabung abhängt. Sie mag zu großem Theil durch die körperliche Bildung bedingt sein; sie mag anderseits aus der allmähligen Summirung zahlloser Eindrücke hervorgehen, die geschichtlich sich an einander reihten; sei es nun, daß diese fortgesetzten Einflüsse sich auch in dem Gestaltungstriebe des Körpers bis zu gewissem Grade fixirt haben, oder sei es, daß die innere Ordnung des Seelenreiches auf eine für uns noch weniger verständliche Weise die geistige Ausbildung der Vorfahren zu einem angebornen Naturell der Nachkommen verdichtet. Wie dem auch sein mag: diese Unterschiede sind vorhanden und wir können uns nicht ganz der Betrachtung ihrer Folgen entziehen, wenn wir die Untersuchung ihrer Ursprünge dahingestellt lassen.

Die Verschiedenheit der Temperamente, wie die aller angebornen Naturbestimmtheiten, fällt uns hauptsächlich in der Mitte größerer Cultur ins Auge; mag nun die geringere Kenntniß

einfacherer Lebensformen uns aus der Ferne deren Gleichförmigkeit größer erſcheinen laſſen, als ſie iſt, oder mag in der That erſt die höhere Ausbildung die charakteriſtiſchen Anlagen der Einzelnen tiefer ausarbeiten. So deutlich indeſſen in vielen Fällen das Vorhandenſein dieſer Unterſchiede, ſo wenig beſtimmt iſt bis jetzt die Bedeutung des Namens, mit dem wir ſie bezeichnen. Der urſprüngliche Sinn des Wortes lädt uns ein, die Temperamente als allgemeine Formeigenthümlichkeiten des Ablaufes der innern Zuſtände zu faſſen, die an ſich ſelbſt weder eine beſtimmte Höhe noch eine beſtimmte Richtung der Ausbildung ausſchließlich vorher bedingen, aber allerdings der Entwicklung der Intelligenz und des ſittlichen Charakters verſchiedengeartete Begünſtigungen und Hinderniſſe bieten, und die anderſeits mit der leiblichen Conſtitution und deren vorwiegender Neigung zu einzelnen Erkankungsformen ebenſo wenig außer allem Zuſammenhang ſtehen, als unlösbar an ſie gebunden ſind. Die Menge der Vorſtellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewußtſein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechſels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmäßig ſich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke ſich eine reichere oder ärmere harmoniſche Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert feſtgehalten werden, oder die Geſchwindigkeit, mit welcher ſie zu unbeſtimmteren Geſammtzuſtänden verſchmelzen; die Beſtändigkeit, mit der eine mit Antheil gefaßte Idee ſich in dieſen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Theilnahme und Aufmerkſamkeit von ihrem urſprünglichen Gegenſtande auf die Menge ſich zudrängender Nebenvorſtellungen abgelenkt werden; die Größe des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verſchwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche ſie ſich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur andern überzuſpringen; die verſchiedene Größe des Dranges, in Bewegungen, Geberden und Worten den inneren Zuſtänden

einen Ausdruck zu geben: Das alles sind Erscheinungen, die in dieses Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterschieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerständen je nach der ursprünglichen Leicht- oder Schwerflüssigkeit des fließenden Stoffes, nach der Neigung seines Falles und nach der Gestalt seines Bettes bald zu tiefen und schweren, bald zu oberflächlichen rasch wechselnden sich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird.

Wollte man aus der unermeßlichen Anzahl individueller Temperamente, die wir der Erfahrung zugestehen müssen, einzelne ausgezeichnete Formen hervorheben, in denen sich die verschiedenen Züge, die wir erwähnten, am meisten zu in sich zusammenhängenden Bildern gruppirt haben, so würde man wieder zu jener Vierzahl zurückgeführt werden, der schon das Alterthum, unbegründete Theorien mit guter Beobachtung verknüpfend, ihre bleibenden Namen gegeben hat. Es böte jedoch keinen Gewinn, diese oft wiederholten Gemälde hier nochmals zu malen; sehen wir vielmehr, wie in der Entwicklung des Einzelnen und der Gesellschaft sich Analogien dieser Temperamente theils naturgemäß einfinden, theils in einem regelmäßigen Bildungslauf einfinden sollten.

Die Gesundheit des Körpers beruht zu gutem Theil darauf, daß nicht alle seine Bestandtheile eng genug unter einander verknüpft sind, um jede erfahrene Erschütterung sich wechselseitig mittheilen zu müssen. Es ist ein Zeichen krankhafter Nervenschwäche, wenn dieser heilsame Uebergangswiderstand, der die Verbreitung der Erregungen verhindert, so weit abnimmt, daß jede geringfügige Reizung Alles in Mitleidenschaft zieht, und mäßige Störungen des natürlichen Gemeingefühls sogleich zahlreiche Mitempfindungen, krampfhafte Bewegungen und beschleunigte oder veränderte Absonderungen hervorbringen. Man kann dagegen zweifeln, ob nicht eben diese allseitige Erregbarkeit der richtige Ursprungszustand der Seele ist. Gewiß ist sie nicht bestimmt, dauernd in diesem

Zustand zu verharren; aber die Aufgabe, sich selbst zu bilden und die Grundzüge ihres Charakters allmählig fest werden zu lassen, wird sie doch nur gedeihlich lösen, wenn keine ursprüngliche Starrheit oder Trägheit ihres Naturells sie hemmt. Ein bleibendes Uebermaß dieser allseitigen Erregbarkeit aller psychischen Zustände durch einander und der Seele selbst durch alle äußeren Reize ist das, was wir als sanguinisches Temperament, immer mit einem Anflug von Tadel, bezeichnen. Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu bestimmt, vorurtheilslos und noch ohne besondere Neigungen die Eindrücke aufzusammeln, an denen es sich bilden kann, diese Leichtigkeit der Anregung und des Ueberganges von einer Gemüthslage zur anderen zeige, und in der That pflegt da, wo sie vorkommt ohne zu lange anzuhalten, die Entwicklung des Kindes die schnellsten Fortschritte zu machen. Ebenso natürlich finden wir die sanguinische Lebhaftigkeit bei uncivilisirten Volksstämmen, deren Leben überhaupt zu wenig mannigfaltige und tiefgehende Verschiedenheit der Interessen hervorbringt, um durch einseitige Verfolgung bestimmter Zwecke die unbefangene Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke zu schwächen. Nur daß glückliche äußere Naturbedingungen des Lebens dazu gehören, um die Regsamkeit der Seele zugleich mit der fröhlichen Beweglichkeit des Körpers sich entfalten zu lassen.

Aber für die spätere Ausbildung der Intelligenz sowohl als des Gemüthes und des sittlichen Charakters enthält diese Verfassung der Seele ebenso Hindernisse, wie für den Beginn der Bildung Vortheile. Die große Schnelligkeit in dem Wechsel der Vorstellungen, ermöglicht durch das wenig nachhaltende Interesse, das jede einzelne erweckt, ist bis zu gewissem Grade für das Kind eine Nothwendigkeit. Sie vermehrt nicht nur die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern verhindert durch die Vielseitigkeit einander berichtigender Vorstellungen die Fixirung beschränkter Gedanken und die Gewöhnung an nicht allgemeingültige zufällige Einzelheiten; Mißgeschicke, zu denen ohnehin das spätere Leben durch die Einförmigkeit seiner Berufskreise allzu leicht führt. Aber

derſelbe Wechſel hindert anderſeits die Befeſtigung des Erworbenen und die ſcharfe Begrenzung der Gebiete, innerhalb deren leichtgewonnene Allgemeinheiten maßgebend ſind, über welche hinaus ſie dagegen ihre Geltung verlieren. Es iſt ferner nothwendig für das Kind, daß auch an geringe Eindrücke und wenig auffallende Wahrnehmungen ſich doch ſchnell ein leicht erregtes Gefühl knüpfe, und nicht minder, daß dieſe Gefühle raſch mit ihren Anläſſen wechſeln. Es ſtände ſchlimm, wenn nicht in dem Kinde das Lachen unmittelbar auf die Thräne folgen könnte, und wenn ſtatt der glücklichen Vergeßlichkeit für Unluſt, ſelbſt in gewiſſem Grade für die erziehende Strafe, ein nachtragendes Gedächtniß für alles Ueble, für Unrecht, Beleidigungen und Schmerzen die unbefangene Empfänglichkeit auf lange hinaus durch dauernde Stimmungen trübte. Auch dieſer Vorzug des Anfanges wird zum Nachtheil für den Fortgang. Die Schnelligkeit, mit der jedem augenblicklichen Eindruck ein immer reges Gefühl entgegenkommt, begleitet von dem kleinen Element von Strebung, das der Inhalt der Anregung eben zu erwecken vermag, führt zu der Unſtetigkeit eines Handelns, das ſeine Motive nicht aus zuſammenfaſſender Ueberlegung, nicht aus dem Ganzen einer ſtehend gewordenen Geſinnung, ſondern voreilig und atomiſtiſch zerſplittert aus den Einzelheiten der augenblicklichen Anläſſe entlehnt. Alles menſchliche Leben hat die unvermeidliche Aufgabe, aus der unendlichen Beſtimmbarkeit eines Keimes, der noch unentſchieden nach jeder Seite hin Entfaltung verſprach, ſich in die Endlichkeit einer beſtimmten charakteriſtiſchen Form zu beſchränken, die tauſend frühere Hoffnungen unerfüllt läßt, und dafür aus den wenigen Trieben, die ſie wirklich entwickelt, tauſend eigenthümlich geſtaltete Früchte zeitigt, deren Mannigfaltigkeit der Keim nicht ahnen ließ. Der Sanguiniker, deſſen Temperament ſeine natürliche Friſt überlebt hat, macht deshalb nicht mit Unrecht den Eindruck eines altgewordenen Kindes, und die geſellige Liebenswürdigkeit, die ſeiner allſeitigen Erregbarkeit und dem leichten Eingehen in alle Situationen gern zugeſtanden wird, entſchädigt nicht für den Mangel an Zuver-

läſſigkeit und flößt uns nicht das Intereſſe ein, das wir an jeder Individualität nehmen, die aus ihrer natürlichen Beſtimmbarkeit heraus ſich wirklich zur Beſtimmtheit durchgearbeitet hat.

Solche Fehler zu beſſern, ohne die ſchönen Seiten dieſes Temperamentes zu opfern, würde die Aufgabe der weiteren Entwicklung ſein. Das Gemüth würde ſich ungetrübt die Empfänglichkeit für Großes und Kleines und für die verſchiedenſten Arten der Anregung erhalten; aber es würde doch lernen, große Werthe von kleinen zu unterſcheiden und das Maß ſeiner eingehenden Rückwirkung nach der Bedeutung zu beſtimmen, die der auffordernde Eindruck in dem allmählig deutlicher hervortretenden Ganzen menſchlicher Lebensintereſſen beſitzt. Der natürliche Lauf der Bildung beginnt die Löſung dieſer Aufgabe, indem das ſanguiniſche Temperament der Kindheit ſich in das ſentimentale des Jünglingsalters umſetzt. Ich wähle dieſen Namen, um eine Ungenauigkeit zu vermeiden, welche die gewöhnliche Bezeichnung des melancholiſchen Temperamentes einſchließt. Der Trübſinn, an den wir bei dieſem Worte denken, mag allerdings, durch dauerndes Mißgeſchick und den Nacheindruck der Erinnerung daran, oder durch körperliche Krankheiten unterhalten, den Schatten ſeiner Verſtimmung über alle geiſtigen Thätigkeiten werfen; aber er ſelbſt iſt doch nicht eine jener allgemeinen formalen Eigenthümlichkeiten des innern Lebens, für welche wir den Namen der Temperamente bewahren möchten. Vielmehr verträgt ſich dieſe Stimmung, wie jede andere, mit jedem Temperament, obgleich das eine dauernder als das andere zu ihr disponiren mag; das ſentimentale Temperament dagegen, welches wir meinen, iſt nicht eine einzelne herrſchend gewordene Stimmung von den vielen, die wir erleiden können, ſondern die formale Geneigtheit, überhaupt Stimmungen nachzuhängen, ſie aufzuſuchen und ſie mit größerer Lebhaftigkeit und in weiterer Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlaſſung rechtfertigt. Die Kindheit iſt nicht wähleriſch in den Eindrücken, mit denen ſie ſich befaſſen mag; ihre Neugier iſt leicht durch Thatſachen irgend welcher Art aufzuregen, durch welche ihr Vorſtellen

überhaupt Beschäftigung erlangt. Finden wir sie zuweilen ungeneigt zum Lernen, so müssen wir bedenken, in wie geringem Grade für sie das Interesse an den Gegenständen vorhanden ist, das für uns in der Kenntniß ihrer Bedeutung liegt. Wir werden dann zugeben, daß in dem Kinde eine uninteressirte Willigkeit zur Aneignung des Mannigfaltigsten liegt, deren Leistungen in den ersten Lebensjahren weit über alles hinausgehen, was ein gleicher Zeitraum des spätern Lebens noch hinzulernt. Es ist naturgemäß, daß diese unterschiedlose Empfänglichkeit abnimmt, je mehr die andere Aufgabe einer durchgreifenden Organisirung des erworbenen Bildungsbesitzes hervortritt. Das Jünglingsalter zeigt sich daher wähliger in Bezug auf die Eindrücke; Vieles scheint ihm gleichgültig und fade, was die geistige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte. Je weniger aber bestimmte Zwecke des Lebens bereits hervortreten, in deren Zusammenhang die einzelnen Erfahrungen sich mit Sicherheit einreihen ließen, um desto mehr wirft sich die Theilnahme des Gemüthes auf den Gefühlswerth der Eindrücke; es zieht sich von Allem zurück, was seiner Neigung zu dieser Art der Erregung keine Befriedigung verspricht, oder es weiß umgekehrt jeden möglichen Eindruck als Anknüpfungspunkt einer Gefühlsreihe zu benutzen, während es theilnahmlos seinen Erkenntnißinhalt wieder wegwirft. So bildet sich dieses sentimentale Temperament als die natürliche Färbung des Gemüthslebens im Jünglingsalter und auf ihm beruht, sobald es diese Grenzen seines berechtigten Vorkommens nicht überdauert, ein großer Theil unserer edelsten Ausbildung. Vorzüglich befähigt zur Auffassung des harmonischen oder disharmonischen Werthes, der den formellen Verhältnissen der Eindrücke inwohnt, liebt es nachträumende Wiederholung alles Rhythmischen, aller ästhetischen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantastischer Thätigkeit getrieben, versucht es theils in künstlerischem Schaffen, theils in Entwerfung von Idealen eines besseren Zustandes der Wirklichkeit sich Luft zu machen. Aber reizbar für den Gefühlswerth der Wahrnehmungen neigt es

kung dieſem Temperamente zuſchreibt, iſt ohne Zweifel ſehr häufig die Wirkung entweder einer ſittlichen Feſtigkeit des Charakters, die ſich für beſtimmte Zwecke entſchieden hat und durch fremdartige Reize ſich von ihrem Wege nicht abbringen läßt, oder auch einer durch Monotonie der Lebensumſtände hervorgebrachten Enge des Vorſtellungsverlaufes, durch welche für viele Reize das natürliche Intereſſe abgeſtumpft iſt. Aber häufig kommt doch auch ſchon in Kindern dieſer Eigenſinn in der Verfolgung einmal eingeſchlagener Gedankenwege vor, der durch die Hinderniſſe nur zu vergrößerter Thätigkeit angeſpornt wird; man mag daher wohl Recht haben, dieſen Zuſtand des Gemüthes mit dem Namen eines eignen Temperamentes auszuzeichnen. Seine weſentlichen Züge würden in der Unempfänglichkeit für die zufälligen Reize, die außerhalb des gewohnten Weges der Gedankenbewegung liegen, in der Beſchränktheit, mit welcher neue Eindrücke nur die nächſten mit ihnen im Sinne dieſer Bewegung zuſammenhängenden Erinnerungen reproduciren, endlich in der geringen Größe der Gefühle zu finden ſein, welche alle in die herrſchende Richtung der Gemüthsſtrömung nicht eingehenden Wahrnehmungen hervorzurufen im Stande ſind. Mit derſelben Stetigkeit aber wirkt das einmal wachgerufene Intereſſe rückwärts auf den Vorſtellungsverlauf und auf die Strebungen des Willens ein, und ſo iſt dieſes Temperament das vorzugsweis praktiſche, ſowohl um der Beſtimmtheit der Ziele willen, die ſeine Phantaſie ihm vorführt, als deshalb, weil ſein weniger anſpruchvolles und minder leicht zu beleidigendes Gefühl nicht vor der Handhabung der gleichgültigen oder mühſamen Mittel zurückſchreckt, die ohne eignen Werth doch zum Erreichen des Zweckes unentbehrlich ſind. Aber ſchon die häufige Verwechslung dieſes Temperamentes mit dem, was wir einfacher Eigenſinn nennen, zeigt neben den Vortheilen auch die naheliegenden Nachtheile desſelben. In der That ſelbſt ſeine praktiſche Virtuoſität wird häufig verringert durch die allmählig wachſende Beſchränktheit des geiſtigen Lebens, die bald, nachdem ſie erſt nur einen Zweck ausſchließlich wählte, ſich eben ſo ausſchließlich und hartnäckig für eine beſtimmte

Form der Mittel entscheidet; ja die endlich, auf sich selbst reflectirend, ohne alle weitere Rücksicht auf Zwecke von unmittelbarem Werth, zu dem Zerrbild unwandelbarer Consequenz, zu bewußter Dickköpfigkeit auswächst. Dies ist nicht jener Fortschritt der Bildung, den wir verlangen mußten. So wie von der sanguinischen Erregbarkeit und Beweglichkeit, so muß auch von dem sentimentalen Eingehen auf Alles, was seiner Natur nach das menschliche Gemüth in Anspruch nehmen kann, dem späteren Leben ein hinlänglicher Antheil zurückbleiben, und die Sammlung des Charakters, die der menschlichen Bestimmung ansteht, beruht weder in der Theilnahmlosigkeit, noch in der Verachtung, welche die für bestimmte Ziele eingenommene Engherzigkeit Allem beweist, was außerhalb der Richtung ihres eigenen Strebens liegt.

Ich werde etwas sehr Seltsames zu behaupten scheinen, wenn ich das phlegmatische Temperament als die natürliche Stimmung des höhern Alters und zugleich als die Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt so natürlich dazu, jedes einzelne in seinem charakteristischen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geistige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menschlichen Bildung wenig entsprechend, sowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Lust zur Rückwirkung auf sie fast völlig verloren gegangen sind. Aber man verwechselt in diesem Bilde die Leere des Gemüthes mit einer Form seiner inneren Bewegung, die eben so gut dem vollen, wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele sein, die noch ihrer Entwicklung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erschütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erst zu gewinnen hat; aber dieselbe Ruhe ist ehrwürdig an dem Geiste, der jene Erschütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl sich treiben zu lassen, noch einseitig eine einzige Form und Richtung menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen

zu bevorzugen. So lange wir freilich unter Temperament nur eine Naturanlage verſtehen im Gegenſatz zu der erworbenen Haltung des Gemüthes, ſo lange wird allerdings die phlegmatiſche Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigſt erfreuliche menſchliche Naturell erſcheinen. Und doch thun wir auch ſo noch häufig ihm Unrecht; wir ſchließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel rathloſer Erſchütterung durch Affecte und aus dem Ausbleiben nutzloſer Gefühlsausdrücke auf Gleichgültigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überraſcht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet dieſe Gemüther zu einem ſtarken und lang nachhaltenden Strom thätiger Leidenſchaft entflammen; ein Ereigniß, das wir in der Geſchichte von Volksſtämmen, deren nationales Temperament entſchieden phlegmatiſch iſt, häufig genug in großen Dimenſionen auftreten ſehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödſinnes dieſer Schwerflüſſigkeit des inneren Lebens unterſchoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, ſondern ſie entweder langſam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leiſtung ſammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine ſolche Gelegenheit zu ſuchen geböte. Wie alle Ruhe, ſo iſt auch dieſes Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erſcheinung, und ſein Werth beſtimmt ſich nach der Größe der geſpannten Kräfte, die in ihm ſchlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die ſich nicht rührt, weil ihr Verſtändniß und Theilnahme für Alles fehlt; aber jenen Frieden ſuchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu iſt; der alle Gefühle erfahren hat, aber längſt jede leidenſchaftliche Theilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgeſtimmt hat, das ihr in der allſeitiger überblickten Kette menſchlicher Intereſſen gebührt; der endlich die Haſt und Glut des eigenſinnigen Strebens nicht mehr theilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechſel der Schickſale

zu groß und der Spielraum menschlicher Thätigkeit doch zu klein ist, um auf ein Werk allein, oder um überhaupt auf eines unserer Werke einen unbedingten Werth zu legen. Wir hoffen diese Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir sehen keineswegs, daß sie überall erreicht würde; aber wir finden anderseits, daß durch eine natürliche Gunst der geistigen Organisation einzelne schöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloser und immer verjüngter Empfänglichkeit umfassen sie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht eindruckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt sie hin, sich in die verworrenen Pfade einer einseitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen sie geräuschlos die Mittel zu einem festgehaltenen Ziele, ohne die abweisende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen sein will, und ohne die Geringschätzung anderer Wege, die dem natürlich ist, der nur den seinigen kennt. Es sind nicht die großen Namen der Geschichte, deren wir uns hier erinnern, sondern jene stillen glücklichen Erscheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf historischer Gestaltungen bedeutsam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft seiner Wirksamkeit weit öfter den einseitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht seine eigene Bewegung auch der Welt mitzutheilen vermochte.

Die Beobachtung wird nur von fern annähernd diesen Stufengang der menschlichen Entwicklung bestätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieser Stimmungen rein und voll sich ausleben zu lassen, würde eine große Begünstigung sowohl von Seiten des angebornen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nöthig sein. Nur ein gewisser Reichthum der Cultur kann den verschiedenen Lebensaltern die Verschiedenheit ihrer Interessen verschaffen, an denen jene eigenthümlichen Gemüthslagen Stoff zu kräftiger Entwicklung finden; die Monotonie einfacher Zustände wird auch ihre Unterschiede schwächen. Aber eben so kann die Vielfältigkeit der Lebensverwicklungen die

regelmäßige Ausbildung durch Schicksale hindern, deren Gewicht zu schwer auf die Seele drückt, um ihre allseitige unbefangene Weitergestaltung möglich zu lassen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüther und Charaktere ausgearbeitet hat, um so eigenthümlicher pflegt das Naturell der späteren Generationen in individuelle Besonderheiten aus einander zu gehen, deren Entwicklungsweise von dem allgemeinen Durchschnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltsam ab; ebenso zahlreiche andere Störungen, noch ehe sie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verstimmungen des Gemeingefühls zu Tage, die dem selbst, der sie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe seiner Gefühle und Ansichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Interesse sein, wenn es ausführbar wäre, den Ursachen dieser Erscheinungen nachzugehen. Aber es ist schon unmöglich, in ihnen das zu sondern, was auf geistigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entsteht und theilweis auf die körperliche Organisation zurückwirkt, und das anderseits, was, durch die organische Entwicklung und ihre Störungen bedingt, einen mitbestimmenden Einfluß auf die Formung des innern Lebens ausübt. Man schätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch ist er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man sieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwicklung auch die Gemüthslagen später oder früher eintreten, die den Stadien dieses Wachsthums entsprechen; und es ist im Ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verschwommene Gemeingefühl unsers Lebens zu verschiedenen Zeiten verschiedenes Colorit erhält, je nachdem dieses oder jenes Organ oder System des Körpers, in rascherer Ausbildung oder im Rückgang seiner Thätigkeit begriffen, durch die unzähligen wiederholten, im Einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, sich in jenem Gefühle mehr oder minder gelten macht. Aber während die Zeit vorüber ist, bei diesen Dingen der schwarzen und der gelben Galle zu gedenken, ist die andere

Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerthe verschiedener Functionen zu verschiedenen Zeiten und sichere Kenntnisse über deren Einfluß auf das geistige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zustände des Körpers mit dauernden Gemüthslagen zusammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechseleinflusses. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß wir liegend anders denken als stehend; eine erzwungene zusammengepreßte Körperstellung dämpft unsern Muth; bequem und nachlässig gelagert vermögen wir schwerlich andächtig zu sein; aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Sessel; die Hand, welche die Runzeln der Stirn glättet, beschwichtigt auch den Verdruß. Man kann fragen, ob nicht das ästhetische und sittliche Urtheil, oder unsere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erst durch diese nebenher spielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Werthvolle zugleich in seiner Uebereinstimmung mit den innersten Bedingungen unsers individuellen Daseins zeigen. Es gibt apathische Zustände genug, in denen diese begleitenden Gefühle fehlen; wir sehen noch so deutlich wie früher die objective Trefflichkeit der einen, die Verwerflichkeit der andern Handlung ein und erkennen den rechtmäßigen Anspruch an, den ein Anderer auf unsere Liebe und Theilnahme hat; aber es ist uns unmöglich, für irgend etwas die Herzenswärme aufzubringen, die seinem Werthe gebührt. Wie oft begegnet uns Aehnliches bei dem Genuß der Schönheit! Ihr Verständniß ist nicht nur diese abstracte Freude an harmonischen Verhältnissen; alle Freude überhaupt nicht nur ein geistiger Vorgang, sondern in dem lebhafteren freieren Athmen, dem beschleunigten Herzschlag und der elastischen Spannung der Muskeln fühlen wir unser ganzes Selbst gehoben und getragen; Reue um Vergangenes ist nicht blos dies sittliche Verdammungsurtheil, das innerlich ausgesprochen von der Seele nur vernommen wird; die Erschlaffung unserer Glieder, die Beklemmung der Brust, viel-

leicht im Aerger selbst krampfhafte Verengerung der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiseröhre, die den Bissen im Munde stocken macht, zeigen, wie auch die leibliche Organisation symbolisch ein Verschmähtes, unter dessen Drucke sie seufzt, zu entfernen sucht. Selbst das Gefühl der Andacht ist nicht eine rein geistige Erhebung; sondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewohnte hastige Wesen läßt, die Bewegungen langsamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigenthümliches Gepräge nicht der Erschlaffung, sondern sich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen diesen körperlichen Thätigkeiten ein Gefühl in das Bewußtsein der Seele, ihre intellectuelle Stimmung verstärkend, zurück. Man begreift, wie anders es sich lebt, wenn der Körper dieses Echo nicht vollkommen, oder mit krankhaft verändertem Klange gibt, wie überhaupt die gleichartigen Stimmungen verschiedener Einzelnen doch nie ganz mit einander vergleichbar sein mögen. In der Blüthe der Jugend finden wir diese Verschmelzung des geistigen Lebens mit seiner körperlichen Hülle am reizendsten und vollständigsten ausgebildet; das spätere Leben mit seinen allmählig wachsenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unstetigkeiten und Zusammenhanglosigkeiten in den verschwisterten Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele; die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geschehen mit theilnahmloser Fertigkeit, Essen und Trinken nicht selten mit unschön seelenloser Gier; und es ist überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menschen nicht in greisenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der sinnlichen Wärme des gegebenen Falles schweben.

Den Mangel sicherer Kenntniß von dem psychischen Werthe der körperlichen Organe und ihrer Verhältnisse fühlen wir von neuem bei dem mißlichsten Theile unserer Aufgabe, der Erwäh-

nung der geiſtigen Geſchlechtsunterſchiede. Ich will mich nicht bei den wellenförmigen Umriſſen des weiblichen, den eckigeren des männlichen Körpers aufhalten; möglich, daß man nicht mit Unrecht in den letzteren das Ueberwiegen eines charakteriſtiſch individualiſirenden Triebes geſehen hat, während zugleich die vielleicht wirklich größere Bildungsgleichförmigkeit weiblicher Körper ihr engeres Anſchließen an ein allgemeines Muſter beſtätigte. Ich kann ſelbſt hier, wo allerdings die erſcheinende Körperform das innere Leben für Andere ausdeuten ſoll, wenig Gewicht auf den blos ſymboliſchen Werth der Geſtalt legen; von viel größerem Intereſſe würde es ſein, nachzuweiſen, wenn man könnte, welches eigenthümliche Lebensgefühl die Geſtalt ſelbſt durch die beſonderen Proportionen ihres Baues und ihrer Verrichtungen erlangt.

Man weiß wenig hiervon. In den Verhältniſſen des Skeletes und der Musculatur iſt eine geringere Größe der Arbeitskraft des weiblichen Körpers begründet; weder Schultern und Bruſt ſind günſtig zur Erhebung, Tragung und Bewältigung großer Maſſen und Widerſtände, noch Hüften und Beine zu ſchnellem Lauf oder unter bedeutender Laſt zu ſicherem Gange gebildet; die Muskeln ſcheinen zu ununterbrochener Spannung weniger geſchickt, wie groß auch ihre Leiſtung beim Wechſel von Ruhe und Thätigkeit ſein mag. Dieſe Umſtände mögen kaum verfehlen, ſich in dem Gemeingefühl gelten zu machen, in welchem immer das Innewerden der Bequemlichkeit, Elaſticität und eigenthümlichen Sicherheit unſerer Lage, Stellung und Bewegung einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil bildet. Daß der männliche Körper eine Ovale mit größtem Durchmeſſer in den Schultern, der weibliche dieſelbe Ovale mit größter Breite in den Hüften bilde, würde an ſich gleichgültig ſein; aber in der That mag dem Lebensgefühl des Mannes ſein Oberkörper wie eine Laſt erſcheinen, deren Uebergewicht durch ſchnellkräftige Stützen nach außen hin, allem Widerſtand entgegen, bewegt zu werden drängt, während das Weib mit einer Empfindung größeres Gebundenſeins natürlicher ſeinen Wirkungskreis in der Nähe findet und von dem Fernen erwartet, daß es zu ihm komme.

Dieſe geringere Größe der Kraft wird durch ein höheres Maß der Anbequemungsfähigkeit an die verſchiedenſten Umſtände ausgeglichen. Die leiblichen Bedürfniſſe der Frauen ſind weit geringer als die der Männer; ſie eſſen und trinken weniger; ſie athmen weniger und widerſtehen der Erſtickung, wie man behauptet, beſſer; alle Mühſeligkeiten, wenigſtens die, welche allmählig anwachſen und fortdauern, alle Entbehrungen ertragen ſie theils leichter als die Männer, theils wenigſtens weit glücklicher, als im Verhältniß zu ihrer körperlichen Kraft erwartet würde. Sie überſtehen bedeutende Blutverluſte und dauernde Schmerzen beſſer; ſelbſt die größere Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems, um deren willen viele unbedeutende Störungen ausgedehnte Nachwirkungen erwecken, ſcheint ebenſo ſehr die ſchnelle und gefahrloſe Zerſtreuung der erfahrenen Erſchütterungen zu begünſtigen. So erreichen ſie ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden häufig ein hohes Alter, obgleich die Beiſpiele höchſter bis tief in das zweite Jahrhundert reichenden Lebensdauer faſt ausſchließlich auf Männer treffen. Allen ſehr heftigen Sinnesreizen von Natur abgeneigt, haben ſie doch gegen unangenehme Eindrücke weit mehr nur äſthetiſchen Widerwillen, wo der Mann ſeinen phyſiſchen Ekel mühſam bezwingt; ſind doch alle Operationen zur Herſtellung der Reinlichkeit an ſich unreinlich. Dieſelbe Anbequemungsfähigkeit zeigt ſich in den verſchiedenen Lagen des Lebens. Es iſt eine alte richtige Bemerkung, daß Frauen ſich weit leichter in neue Lebenszuſtände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter ſchicken, während der Mann die Spuren ſeiner Jugenderziehung kaum verwiſchen kann. Auch die erworbenen Gewöhnungen haften feſter bei ihm, und die Unterbrechung der hergebrachten Ordnung, der Mangel auf die Stunde beſtimmter Leiſtungen und Bedürfniſſe verurſacht ſeinem allgemeinen Behagen eine bemerklichere Störung. Mit dieſen Zügen verbindet ſich von ſelbſt das Gemiſch ſanguiniſcher Lebhaftigkeit und ſentimentaler Warmherzigkeit, das wir an Frauen entweder finden, oder deſſen Mangel wir als eine Unvollkommenheit der Einzelnen beklagen. Die Unterſchiede der erworbenen Bildung verdecken

Vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an ſchönen und harmoniſchen Verhältniſſen werden wir kaum an den entgegengeſetzten Extremen dieſer weiblichen Bildung vermiſſen.

Aber es iſt eine kaum beantwortbare Frage, wie das höhere geiſtige Leben beider Geſchlechter durch dieſe natürlichen Züge, oder durch welche anderen überhaupt es charakteriſtiſch entgegengeſetzt wird. Die unzähligen theils geiſtreichen, theils zugleich wahren Bemerkungen, welche dieſe Frage zu Tage gefördert hat, hatten ſelten ein Intereſſe daran, zu ſcheiden, was als urſprüngliches Naturell, und was als ein ſehr mittelbares Ergebniß der Lebensverhältniſſe und der Bildungskreiſe anzuſehen iſt, die auf beide Geſchlechter ſehr verſchieden, obgleich freilich ſelbſt ſchon in Uebereinſtimmung mit ihren natürlichen Anlagen, eingewirkt haben. So oft man verſucht, die Fülle dieſer einzelnen Eigenthümlichkeiten, die nur die Lebenserfahrung kennen lehren und nur die Poeſie durch plaſtiſche Nachſchaffung darſtellen kann, auf einfache begriffliche Ausdrücke zurückzubringen, wird man immer darauf verzichten müſſen, mehr als einen äußerſt farbloſen Umriß deſſen zu geben, was in ſeiner unermeßlichen Farbenfülle unſerer lebendigen concreten Weltbetrachtung endloſe Beſchäftigung gewährt.

Ich glaube nicht, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Geſchlechter ſich anders als durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsintereſſen unterſcheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verſtand nicht einſehen könnte, aber ſehr Vieles, wofür die Frauen ſich nie intereſſiren lernen. Sagt man nun häufig, daß des Mannes Erkenntniß das Allgemeine, die des Weibes das Einzelne ſuche, ſo wird man in zahlreichen Fällen gerade die Individualiſirungskraft der Frauen geringer und ihr inſtinctives Feingefühl für das Allgemeine größer finden; ohnehin würde jene Vertheilung des Erkenntnißgeſchäftes nicht zu den egoiſtiſchen Beſtrebungen, die man dem männlichen Willen, und zu der Unterordnung unter das Allgemeine ſtimmen, die man der weiblichen Selbſtbeſchränkung

zuweiſt. Man würde vielleicht richtiger meinen, daß Erkenntniß und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet ſind. Es iſt männliche Philoſophie, die ſchönen einzelnen Erſcheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durchkreuzung allgemeiner Bedingungen jede, ein ſo vorbedachtes Lieblingserzeugniß der Wirklichkeit ſie auch zu ſein ſchien, doch nur mit unvermeidlicher unparteiiſcher Nothwendigkeit hervorgegangen iſt; es iſt weibliche Art, die Analyſe zu haſſen und das entſtandene Ganze, ſo wie es abgeſchloſſen daſteht, in ſeinem unmittelbaren Werthe und ſeiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen ſind alle Mechanismen, männlich die Freude, durch allgemeine Kräfte nach allgemeinen Geſetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblich iſt das eigne Handanlegen, das Verlangen, die thätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Uebergang in die Leiſtung noch fortzuempfinden. Ein männlicher Gedanke iſt die tiefe Ueberzeugung, daß alles Größte und Schönſte der Welt ſeine mechaniſchen Bedingungen hat, und daß kein verfrühter, dieſem ſtarren Verwirklichungshergang vorweggenommener Erfolg Beſtand und Sicherheit hat; aus dieſem Gedanken floß alle große organiſatoriſche Ordnung des Lebens; ſie beruht überall auf dem Princip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daß zuerſt den allgemeinen überall gültigen Bedingungen der Wahrheit Genüge geleiſtet werden muß, ehe von dem Erfolg die Rede ſein darf, der im einzelnen Falle wünſchenswerth iſt. Des Weibes richtiger und zum Glück des Lebens nicht minder nothwendiger Glaube iſt es, daß kein Allgemeines, keine Form jemals einen ſelbſtändigen, unbedingten Werth habe, ſondern nur das Lebendige, zu deſſen Begründung beide führen mögen; aus dieſem Glauben fließt alle Verſöhnung und Schönheit des Lebens, denn ſie beruht überall auf dem Grundſatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieſer Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechtes brechen möchte, die ſeiner Abſicht hinderlich ſind.

Alle männlichen Bestrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; selbst Stolz und Ehrsucht des Mannes ist nicht befriedigt durch grundlose Gewährung, sondern sein Anspruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die er in sich zu vereinigen glaubt; er fühlt sich durchweg mehr als ein eigenthümliches Beispiel des Allgemeinen, und verlangt mit Anderen nach einem gemeinsamen Maße gemessen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemüthes ist eben so andächtig dem Ganzen gewidmet; so wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinschaftlichem Maße mit der einer andern zu vergleichen ist, so wenig wünscht das Weib als ein Beispiel neben andern zu gelten; und wo der Mann gern im Dienste des Allgemeinen in die Menge Gleichgesinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als schönes, geschlossenes Ganzes, nur aus sich selbst verständlich, nur um der unvergleichlichen Eigenthümlichkeit seines individuellen Wesens willen gesucht und geliebt sein. Denn allerdings Liebe eigentlich, und nicht vorzugsweis Achtung, ist das Gefühl, das man einem solchen Ganzen widmen kann; Achtung vorzugsweis, und nicht Liebe, verlangt der Mann für seine Eigenschaften, deren Werth er nach einem allgemeinen Maßstab zu messen nicht blos zuläßt, sondern fordert. Niemand wird natürlich diesen Gegensatz so mißverstehen, als hätte das weibliche Gemüth, wirklich ganz nur wie der unzersetzbare Duft einer Blüthe, keinen Anspruch auf das Gefühl der Achtung, das wir im Gegentheil den auch in ihm hervortretenden einzelnen und vergleichbaren Tugenden in so hohem Maße zu zollen haben.

Man muß sich im Leben umsehen, um in tausend Zügen die Belege dieser allgemeinen Verschiedenheit zu finden. Die geschäftlichen Verabredungen der Männer sind kurz, die der Frauen wortreich und selten ohne vielfache Wiederholung; sie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Festigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tausend kleine Hülfsmittel verstärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen.

Männer legen weniger Werth auf harmoniſche räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer ſo weit ſie zugleich die augenblickliche und ſchlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel ſichert; aber ſie ſchätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Grade eine mechaniſche Bedingung alles Gelingens iſt; im Raume ſtellen die Frauen mit glücklich improviſirender Phantaſie eine Fülle von Gegenſtänden zu einem freundlichen Ganzen ohne ſtrengen Stil zuſammen, aber mit der Zeit, die man nicht ſehen kann, gehen ſie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen ſprechen, pflegen ſie meiſt ſehr Verſchiedenes zu verſtehen; dem weiblichen Gemüthe liegt die Sorge nahe, die herauskommende ſichtbare Endgeſtalt irgend eines Wirkens zu einem anmuthigen und widerſpruchsloſen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunſt, zu wiſſen was ſich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urtheil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wiſſen will, ſind allgemeine Regeln geſetzlichen Verfahrens, die ſelbſt um den Preis einzelner herauskommenden Diſſonanzen durchgeſetzt werden müſſen. Die bekannte unjuriſtiſche Natur der Frauen hängt eng hiermit zuſammen. Sie liegt nicht in der Unfähigkeit, individuelle Anſprüche aufzuopfern, denn Niemand würde die Frauen an Freudigkeit zu ſolchen Opfern übertreffen, ſobald ſie das fremde Gut vor Augen ſehen, zu deſſen Gunſten ſie dieſelben bringen ſollen. Aber ſie fühlen ſich verletzt, weil die Geſetze ſehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältniſſes nicht als Ganzes auffaſſen, ſondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verſtande willkürlich ſcheint, irgend einer allgemeinen Beſtimmung unterwerfen, die ihrerſeits nicht minder willkürlich ſcheint, weil in ihr, als einer allgemeinen Formel des Verfahrens, nicht unmittelbar das ſchließliche Gut zum Vorſchein kommt, zu deſſen Sicherung ſie dient. Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzuſehen iſt, widerſtrebt dem Manne nicht, ſobald es ſich um die Durchführung eines allgemeinen Princips handelt; Frauen bedürfen der anſchaulichen Ausmalung des künftigen Erfolges; ſie wollen die endliche Geſtalt des

Ganzen voraus ahnen, zu dem am Ende sich die Unruhe des Wirkens verdichten wird. Man kann nicht leugnen, daß in dieser Neigung, in dem liebenswürdigen Glauben, es lasse sich eben für alle Verwicklungen eine Lösung, für allen Streit eine Schlichtung, für alle zerstreuten Anfänge eine abrundende Sammlung finden, neben der günstigen auch eine schädliche Einwirkung liegt, welche der weibliche Einfluß auf die Erziehung des männlichen Geistes ausübt. Von den Müttern hauptsächlich kommt die zurückhaltende Ueberlegung des möglichen Ausganges der Handlungen in Augenblicken, wo es sich zunächst nach der unvermeidlichen Pflicht fragt.

Das Eigenthum hält der Mann am häufigsten für das, was es wirklich ist, für eine Summe verwendbarer und theilbarer Mittel, und seine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zusammengehören derselben; die Verschwendung der Frauen besteht meistens in Anschaffungen, für welche sie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht selbst übernehmen. Das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigenthum erscheint ihnen dagegen leicht als ein unantastbarer Bestand, dessen Theile, weil sie ein Ganzes bilden, von einander zu reißen unrecht wäre. Es ist nicht eigentlich Unmittheilsamkeit, was ihrer Wirthlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, sondern zum Theil gewiß diese Ehrfurcht vor der innern Zusammengehörigkeit der Dinge, die ebenso gut in der Scheu vor der Zersplitterung eines mit dem ganzen Leben verwachsenen Besitzes, eines theuren Andenkens, als in der mystischen Achtung vor dem vollen Dutzend sich ausspricht.

Ich möchte endlich die Behauptung wagen, daß für das weibliche Gemüth die Wahrheit überhaupt einen andern Sinn hat, als für den männlichen Geist. Den Frauen ist alles Das wahr, was durch die vernünftige Bedeutung gerechtfertigt wird, mit der es sich in das Ganze der übrigen Welt und ihrer Verhältnisse einfügt; es kommt weniger darauf an, ob es zugleich reell ist. Sie neigen deshalb zwar nicht zur Lüge, aber zum Schein, und es liegt ihnen nicht daran, ob irgend etwas, was in einer bestimmten ihnen werth gewordenen Beziehung den verlangten

Dienſt des Scheines thut, auch in andere Beziehungen verfolgt, ſich als ein ſolches ausweiſen würde, dem mit Recht ſo zu ſcheinen gebührt. Selbſt etwas ſcheinen zu wollen, ohne es zu ſein, iſt allerdings ein gemeinſames menſchliches Gebrechen; aber von dem wenigſtens, was er beſitzt, pflegt der Mann Solidität und Echtheit zu verlangen; Frauen dagegen haben eine ſehr ausgedehnte Vorliebe für Surrogate. Mit dieſen Neigungen ſind ſie wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nicht zugänglich, und ihre Gedanken haben einen künſtleriſchen anſchauenden Gang. So wie der Dichter nicht durch Analyſe und Berechnung Charaktere ſchafft, ſondern deren Wahrheit daran prüft, daß er ſelbſt ohne das Gefühl künſtlicher Selbſtverdrehung ihre ganze Weiſe in ſeinem eignen Gemüth nachzuerleben vermag, ſo liebt die weibliche Phantaſie ſich unmittelbar in die Dinge hinein zu verſetzen, und ſobald ſie eine Vorſtellung davon erreicht, wie dem, was da iſt, ſich bewegt und entwickelt, in ſeinem Sein, ſeiner Bewegung und Entwicklung wohl zu Muth ſein möge, glaubt ſie ein volles Verſtändniß zu beſitzen. Daß eben die Möglichkeit, wie dies Alles ſo ſein und geſchehen könne, ſelbſt noch ein wiſſenſchaftliches Räthſel einſchließt, iſt den Frauen ſchwer begreiflich zu machen. Man bemerkt leicht, wie große Güter des Lebens, wie die Sicherheit des religiöſen Glaubens und der Friede des ſittlichen Gefühles hiermit zuſammenhängen; aber auch in kleinen und unſcheinbaren Zügen findet man dies Uebergewicht des lebendigen Taktes über die wiſſenſchaftliche Zergliederung. Tauſende von zierlichen techniſchen Handgriffen wenden die Frauen bei ihren täglichen Arbeiten an; aber was ſie geſchickt ausführen, wiſſen ſie kaum zu beſchreiben, ſie können es nur zeigen. Die analyſirende Reflexion auf ihre Bewegungen liegt ihnen ſo wenig nahe, daß man ohne Gefahr großes Irrthums behaupten kann, Worte wie rechts, links, quer, „überwendlich" bedeuten in der Sprache der Frauen gar keine mathematiſchen Relationen, ſondern gewiſſe eigenthümliche Gefühle, die man hat, wenn man im Arbeiten dieſen Beziehungen folgt.

Aber ich komme doch in die Gefahr, Unerschöpfliches erschöpfen zu wollen; ich muß sie um so mehr vermeiden, als die Betrachtung der concreten Lebensverhältnisse uns überall auf den Antheil zurückführen wird, den beide Geschlechter an ihrer Gestaltung und ihrem Genusse nehmen. Die kurze Erwähnung der Schranken, die jedem von ihnen seine eigenthümliche Anlage setzt, kann uns indessen in einer Vorüberlegung der abweichenden Entwicklungen leiten, die wir aus dem nationalen Naturell der verschiedenen Stämme und Racen entspringen sehen. Selbst innerhalb eines und desselben Volkes finden wir neben den körperlichen auch geistige Eigenthümlichkeiten, die nicht dem allgemeinen Stammcharakter angehören, oft mit großer Beständigkeit durch mehrere Generationen fortgepflanzt; am häufigsten die Talente für Künste, die sich in anschaulichen Combinationen vieler Elemente bewegen. Die Beispiele der Vererbung mathematischer, musikalischer, malerischer und technischer Anlagen sind nicht selten, und ihnen schließen sich zunächst die Uebertragungen der gleichen Temperamente an, in denen wir ebenfalls allgemeine formelle Eigenthümlichkeiten des innern Lebens erkannten. Mit Ueberraschung sehen die Aeltern häufig dieselben Fehler, dieselben kleinen Gewohnheiten, deren sie sich selber bewußt sind, in den Kindern sich wiederholen; und wenn allerdings in dem civilisirten Leben, das so verschiedenartig ausgebildete Charaktere zu neuen Familien vereinigt, die Beispiele des Gegentheils eben so häufig sind, oder wenn wir wenigstens das Naturell des Kindes oft auf keine Mischung der älterlichen Anlagen zurückzuführen vermögen, so ist dagegen in uncultivirten Stämmen eine größere Beständigkeit dieser Uebertragung nicht nur zu erwarten, sondern die Erfahrung bestätigt diese Erwartung.

Man kann die nationalen Unterschiede gebildeter Völker auf die übermächtige und das ganze Leben von seinem Anfang an durchdringende Einwirkung ihrer eigenthümlichen Bildungsverhältnisse, die zu großem Theil von geographischer Lage und geschichtlichem Zufall abhängig sind, zurückzuschieben versuchen; aber man wird dadurch den allgemeinen Eindruck nicht aufheben, den uns

die Beobachtung macht, und der für eine ursprüngliche oder doch wenigstens jetzt jedem neu geborenen Leben, auch abgesehen von seiner spätern Berührung mit der nationalen Bildungssphäre, unausbleiblich mitgetheilte Stammcharakteristik spricht. Es würde nutzlos sein, diese Erscheinung erklären zu wollen, da noch so viele Meinungsverschiedenheit der Beobachter über den Umfang herrscht, in welchem sie stattfindet. Wir können nicht endgültig darüber entscheiden wollen, ob alle Racen zu gleicher Bildungshöhe befähigt sind; aber wir finden, daß auch die bevorzugtesten Nationen sich an der Entwicklung der Humanität mit ungleichen Antheilen und in eigenthümlichen Formen betheiligen, und daß innerhalb desselben Volkes die Energie und Regsamkeit des geistigen Lebens den Einzelnen in sehr verschiedenen Maßen verliehen ist; wir haben endlich allen Grund zu dem Glauben, daß die Verwilderung, in welcher wir die farbigen Menschenracen antreffen, kein von ihrem Naturell durchaus unabtrennbarer Zustand ist. Aus diesen Betrachtungen entlehnen wir zunächst die Meinung, daß alle ursprüngliche Verschiedenheit der Begabung leugnen zu wollen, ein überflüssiges Unternehmen ist, denn sie kehrt unerbittlich bei den Einzelnen doch wieder, wenn wir sie von den großen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts verneint haben; und sie kann als eine angeborne Schranke den letzteren doch nicht schwerer zu tragen sein, als jenen. Nur darauf würde es ankommen, ob allen Arten der Menschen wenigstens in so weit gleichartige Fähigkeiten zukommen, als sie nöthig sind, um alle zu dem Genusse der sittlichen Güter der Humanität zu führen und sie zu einer zusammenhängenden Menschheit zu vereinigen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Frage, die der Philosophie der Geschichte vorliegt, hier zu beantworten; aber eine Vorbereitung zur Antwort wird in der Ueberlegung der Art liegen, auf welche überhaupt durch die erziehende Einwirkung der Natur und der geselligen Verhältnisse das angeborne Naturell der Menschen zur Erzeugung der wesentlichen Güter des Lebens angeregt wird.

Drittes Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturflucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten.

Als wir in dem menschlichen Geiste nach dem fruchtbaren Keime seiner sittlichen Entwicklung suchten, glaubten wir nicht, in ihm eine ausführliche Offenbarung anzutreffen, die ihn unmittelbar befähigte, die Verhältnisse des Lebens, ja selbst sein gewöhnlichstes Benehmen mit den wahrhaften Geboten einer sittlichen Ordnung in Uebereinstimmung zu setzen. Verbürgt doch selbst in einem ausgebildeten Bewußtsein das lebhafte Durchdrungensein von dem Werthe eines Ideals keineswegs zugleich das nöthige Feingefühl jener Urtheilskraft, welche die Beispiele wahrhafter Verwirklichung desselben von unechtem Scheine scheiden soll, oder die schöpferische Phantasie, die das im Allgemeinen wohlerkannte Vorbild ohne Verzeichnung und Mißgriff unter den Bedingungen eines besondern Falles der Anwendung zur Geltung zu bringen verstände. Mancher von dem Höchsten tiefbewegte Geist, dem doch seine Zeit keine künstlerisch vollendete Ausprägung seines Urbildes darbot, hat gemeint, es schon verwirklicht zu finden in Gestaltungen, über deren Kümmerlichkeit eine spätere entwickeltere Zeit erstaunt. Genöthigt, seine Sehnsucht an dem zu stillen, was es besitzt, überschätzt das Gemüth leicht die dürftigen Linien, auf deren Magerkeit es die Wärme seines Gefühls überträgt, und dadurch gewöhnt, den Willen für die That zu nehmen, wird es unempfänglich ängstlich und widerspenstig der reicheren Schönheit

gegenüber, die nun wirklich die That ist, und die, falls sie ihm nur verständlich wäre, seine Bedürfnisse weit wirksamer befriedigen würde. Es verhält sich sehr ähnlich mit der moralischen Entwicklung. Wohl dürfen wir dem menschlichen Geiste als einen ursprünglichen Besitz allgemeine Vorstellungen von einem Rechte zueignen, das da sein soll; aber der sittliche Takt, der uns befähigt, in jedem einzelnen Falle die bestimmte Form zu finden, in der dieses Recht verwirklicht sein will, ist entschieden ein Erzeugniß der fortschreitenden Bildung und wird keineswegs vollständig und hinreichend, sondern nur äußerst unvollkommen und fragmentarisch durch einzelne glückliche Züge des angeborenen Naturells ersetzt.

Man wird dies selbstverständlich finden in Bezug auf alle jene größeren menschlichen Ordnungen, welche, wie der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, ihren künstlichen Aufbau auf die nur im Leben selbst zu erwerbende und nur allmählig zu vervollkommnende Kenntniß der tausendfältigen Beziehungen stützen müssen, durch welche die Glieder einer Gemeinschaft unter einander und mit den gemeinsamen äußern Lebensbedingungen verbunden sind. Aber da, wo noch ohne Rücksicht auf so vielverwickelte Verhältnisse der Mensch dem Menschen, oder allein mit sich der äußern Natur gegenübersteht, da sollte man sein Benehmen unzweideutiger durch die angeborene Stimme des Gewissens geleitet vermuthen, die ihm nicht nur die innere moralische Gesinnung, sondern auch entsprechende Sitten und Gebräuche als natürlichen Ausdruck derselben vorschreiben werde. Die Vergleichung menschlicher Lebensweisen lehrt jedoch auch hiervon das Gegentheil. Was dem Menschen zu thun und zu lassen zieme, wie ihm wohlanstehe, seine Umgebungen und sein geselliges Wechselwirken einzurichten, was er zu achten und zu scheuen habe, und was ihm gegenüber in der That rechtlos und ohne eigne Geltung sei, wie er endlich alle Bestandtheile seiner Einrichtungen und alle Einzelheiten seines Thuns zu einem harmonischen Lebensganzen verschmelzen müsse: das lernen wir erst in einem langen Bildungslaufe und lernen es nie ganz aus. Die Naturgüte des menschlichen Geschlechtes

dagegen ist weit entfernt, aus dem Stegreif zu dieser moralischen Entwicklung zu führen.

Wohl mag manche unbefangene Sitte noch naturwüchsiger Völker zu ihren Gunsten von den Verbildungen unserer Civilisation abstechen, wohl mag das naive Hervortreten einzelner schönen Seiten ihres Naturells uns reizend anmuthen: neben diesen einzelnen Lichtern pflegt doch um so tieferer Schatten zu liegen, und der allgemeine Charakter dieses naturalistischen Lebens und jedes Naturvolkes ist die Unstetigkeit, die Zusammenhangslosigkeit und die unberechenbare Inconsequenz, mit welcher neben den liebenswürdigen Aeußerungen einzelner sittlichen Gefühle die unerwartetsten Verkehrtheiten und unmenschliche Frevel gleich üppig aufwuchern. Uns imponiren an den Naturzuständen der Menschheit einige Vorzüge, welche die Civilisation allerdings meistens, obwohl nirgends ganz unvermeidlich für höhere Zwecke aufgeopfert hat, und wir sehnen uns in die Einfachheit jenes Lebens zurück, indem wir vergessen, daß doch nur die Bildung es ist, die unsere Empfänglichkeit für dies Leben als für einen anmuthigen Contrast zu unseren Mißständen schärft, und daß in jener Anmuth des Daseins zugleich eine Armuth liegt, die eine große Menge der höchsten Güter weder kennt, noch erzeugen kann. Wir geben uns eben hier nur zu leicht derselben Muthlosigkeit gefangen, die uns so oft aus der Verwicklung großer und nicht völlig gelingender Unternehmungen, anstatt dennoch vorwärts zu treiben, lieber rückwärts zieht, um uns an dem reinlichen Gelingen unbedeutenderer Werke zu erbauen. Eine kleine Herde zu zählen ist leicht; und wer es vermeidet, sich auf das hohe Meer zu begeben und den tausend widerstreitenden Anforderungen eines geistig durch und durch bewegten civilisirten Lebens gerecht zu werden, der kann leicht ein Idyll aufführen, auf dem einen Moment lang das Auge mit Wohlgefallen ruht, um sich bald gelangweilt von ihm abzuwenden. Glückliches Klima, ererbte Vortrefflichkeit der körperlichen Organisation und Mangel ernster Arbeit entwickeln bei Menschen, ebenso wie es den Thieren geschieht, ohne jedes tiefere Seelenleben

gegenüber, die nun wirklich die That ist, und die, [illegible]
nur verständlich wäre, seine Bedürfnisse weit wirksa[illegible]
würde. Es verhält sich sehr ähnlich mit der moralisc[illegible]
Wohl dürfen wir dem menschlichen Geiste als [illegible]
lichen Besitz allgemeine Vorstellungen von eine[illegible] [illegible]d
das da sein soll; aber der sittliche Takt, d[illegible] [illegible]r an
jedem einzelnen Falle die bestimmte Form z[illegible] [illegible], seiner
Recht verwirklicht sein will, ist entschieden [illegible] [illegible]nd, findet
schreitenden Bildung und wird keineswe[illegible] [illegible]e Stellen in
reichend, sondern nur äußerst unvollkor[illegible] [illegible]ts sittlich fest-
durch einzelne glückliche Züge des ange[illegible] [illegible]ltig so und auch

Man wird dies selbstverständlic[illegible] [illegible]ach dem zufälligen
jene größeren menschlichen Ordnung[illegible] [illegible]genheit geben, oft im
die bürgerliche Gesellschaft, ihren [illegible] [illegible]eißenden schönen Einzel-
im Leben selbst zu erwerbende und [illegible] [illegible]arbarei verbildet werden.
nende Kenntniß der tausendfält[illegible] ist keineswegs allein den
durch welche die Glieder einer [illegible] eigenthümlich. Auch in der
mit den gemeinsamen äußern [illegible] nur viel böse Gesinnung durch
Aber da, wo noch ohne Rü[illegible] [illegible]d niedergehalten, den die Autorität
nisse der Mensch dem Men[illegible] [illegible]ntlichen Institutionen ausübt, sondern
Natur gegenübersteht, da s[illegible] [illegible] sittlichen Einsicht, der Mangel an
durch die angeborene St[illegible] [illegible] für alle die Verzweigungen, mit wel-
die ihm nicht nur die [illegible] [illegible] jedes einfachste Lebensverhältniß zu durch-
entsprechende Sitten u[illegible] [illegible] ganze Barbarei des subjectiven Naturells
selben vorschreiben w[illegible] [illegible] Gesinnung würde auch unter uns in
weisen lehrt jedoch [illegible] [illegible] verwirrend hervorbrechen können, wenn nicht
schen zu thun und [illegible] [illegible] Jahrhunderte in Wissenschaft, Kunst, Rechts-
Umgebungen und [illegible] [illegible] große objective geistige Gewalten bewahrt
er zu achten un[illegible] [illegible] Religion [illegible] Diese sind es, welche den edleren Gemüthern
der That rech[illegible] [illegible] aller heiligen Güter der Humanität, den der
alle Bestandth[illegible] [illegible] Kraft nicht finden würde, erkennen helfen,
Thuns zu e[illegible] [illegible] eigner [illegible] die unedlen Herzen als eine Sammlung unverstan-
das lernen [illegible] [illegible] einmal in Kraft befindlicher Satzungen in Schranken
es nie ga[illegible] [illegible] Und endlich, dieses ganze weitläufige Gebäude mensch-

Zeit vollendet noch in allen seinen
Es gibt überall noch Gegenden
ttlichen Cultur fähig sein
freie und gesetzlose,
mperaments anheim-
te, in denen sich Ge-
g sind, mit dem Anscheine
, manchem Fortschritt zum
t endlich dem Ganzen unserer
sie nie völlig überwinden, noch
einer unzweideutigen theoretischen
verpflichtenden Geltung ihrer For-
welche im Stande wäre, den Glauben
ttlichen Institutionen jedem Wechsel der
urch dem Skepticismus zu entziehen, welchen
schaften und große Störungen unserer Lebens-
leicht erwecken.

wir behaupten, daß dieser Mangel nicht völlig über-
erden soll, so meinen wir damit nur dies, daß es nicht
reffe der sittlichen Bildung sein würde, wenn die ver-
ende Wahrheit jedes einzelnen sittlichen Gebotes und der
ösbare Zusammenhang aller dem Verstande des Einzelnen
mit der theoretischen Sicherheit eines Rechenexempels vorläge, und wenn nicht eben die lebendige gläubige That und Anstrengung des einzelnen Herzens dazu gehörte, sich durch den Kampf des Lebens diese Klarheit der umfassenden sittlichen Anschauung zu erobern. Wie überall die offen gelassene Möglichkeit des Bösen eine Bedingung für die werthvolle Verwirklichung des Guten ist, so läßt auch diese Eigenthümlichkeit der Gesittung dem Rückfall sowohl als dem ursprünglichen Abweg in Barbarei offene Wege. Die Würde irgend einer sittlichen Gewohnheit oder Einrichtung ist sehr selten überzeugend nachzuweisen, sobald man sie isolirt und nicht in ihrem Zusammenhang mit der ganzen durchgeistigten Bedeutung des menschlichen Lebens betrachtet; mit tausend

alle Schönheit und Gelenkigkeit der Gestalt und die natürliche Grazie des Benehmens; Wohlwollen und Gutmüthigkeit, die wir gern zu den angeborenen Neigungen des Menschen rechnen, mögen leicht, wo einfache Verhältnisse keine Veranlassung zu dauernden und tiefwurzelnden Zerwürfnissen geben, das Dasein erheitern und durch manchen Zug geselligen Zartgefühls verschönern; aber an die Uebersicht des ganzen menschlichen Lebens nicht gewöhnt, seiner Bedeutung unkundig und der Ziele, die ihm gesteckt sind, findet diese Natürlichkeit des Gemüthes noch zu viel leere Stellen in unserer Existenz, zu viele Punkte, über die gar nichts sittlich festzustehen, zu viele Verhältnisse, die ganz gleichgültig so und auch anders bestimmbar scheinen, und die dann nach dem zufälligen Anstoß, den Temperament und äußere Gelegenheit geben, oft im schreiendsten Widerspruch mit jenen vielverheißenden schönen Einzelheiten zu völliger Unmenschlichkeit und Barbarei verbildet werden.

Diese sittliche Unzuverlässigkeit ist keineswegs allein den Naturzuständen uncivilisirter Völker eigenthümlich. Auch in der Mitte unserer Cultur wird nicht nur viel böse Gesinnung durch den beständigen allseitigen Druck niedergehalten, den die Autorität der einmal anerkannten öffentlichen Institutionen ausübt, sondern auch die Beschränktheit der sittlichen Einsicht, der Mangel an zartfühlendem Verständniß für alle die Verzweigungen, mit welchen das sittliche Ideal jedes einfachste Lebensverhältniß zu durchdringen bestimmt ist, diese ganze Barbarei des subjectiven Naturells noch ohne Bosheit der Gesinnung würde auch unter uns in jedem Augenblicke verwirrend hervorbrechen können, wenn nicht die Ueberlieferung der Jahrhunderte in Wissenschaft, Kunst, Rechtsbildung und Religion große objective geistige Gewalten bewahrt und gereift hätte. Diese sind es, welche den edleren Gemüthern den Zusammenhang aller heiligen Güter der Humanität, den der Einzelne aus eigner Kraft nicht finden würde, erkennen helfen, während sie die unedlen Herzen als eine Sammlung unverstandener aber einmal in Kraft befindlicher Satzungen in Schranken halten. Und endlich, dieses ganze weitläufige Gebäude mensch-

licher Gesittung ist zu keiner Zeit vollendet noch in allen seinen Theilen gleichmäßig ausgebaut. Es gibt überall noch Gegenden des Lebens, die einer durchdringenden sittlichen Cultur fähig sein möchten, und die doch auch uns noch als freie und gesetzlose, dem individuellen Belieben des subjectiven Temperaments anheimgegebene erscheinen; es gibt andere Punkte, in denen sich Gewohnheiten, die in der That gleichgültig sind, mit dem Anscheine schlechthin unüberschreitbarer Gebote, manchem Fortschritt zum Nachtheil, festgesetzt haben; es fehlt endlich dem Ganzen unserer Sitte, und diesen Mangel wird sie nie völlig überwinden, noch auch überwinden sollen, an einer unzweideutigen theoretischen Einsicht in die Gründe der verpflichtenden Geltung ihrer Forderungen, einer Einsicht, welche im Stande wäre, den Glauben an die Würde der sittlichen Institutionen jedem Wechsel der Stimmung und dadurch dem Skepticismus zu entziehen, welchen in uns die Leidenschaften und große Störungen unserer Lebensschicksale nur zu leicht erwecken.

Wenn wir behaupten, daß dieser Mangel nicht völlig überwunden werden soll, so meinen wir damit nur dies, daß es nicht im Interesse der sittlichen Bildung sein würde, wenn die verpflichtende Wahrheit jedes einzelnen sittlichen Gebotes und der unlösbare Zusammenhang aller dem Verstande des Einzelnen mit der theoretischen Sicherheit eines Rechenexempels vorläge, und wenn nicht eben die lebendige gläubige That und Anstrengung des einzelnen Herzens dazu gehörte, sich durch den Kampf des Lebens diese Klarheit der umfassenden sittlichen Anschauung zu erobern. Wie überall die offen gelassene Möglichkeit des Bösen eine Bedingung für die werthvolle Verwirklichung des Guten ist, so läßt auch diese Eigenthümlichkeit der Gesittung dem Rückfall sowohl als dem ursprünglichen Abweg in Barbarei offene Wege. Die Würde irgend einer sittlichen Gewohnheit oder Einrichtung ist sehr selten überzeugend nachzuweisen, sobald man sie isolirt und nicht in ihrem Zusammenhang mit der ganzen durchgeistigten Bedeutung des menschlichen Lebens betrachtet; mit tausend

Wurzeln in dieſes Ganze verflochten, pflegt ſie eines kurzen ſyllogiſtiſchen Beweiſes, der nicht endlos ſeine eigenen Vorausſetzungen wieder zu beweiſen nöthig hätte, meiſtens ganz unfähig zu ſein. Und eben deswegen iſt jedes ſittliche Gebot nicht nur der zerſtörenden Sophiſtik bloßgeſtellt, die Alles, was unſerem gebildeten Gefühle als Greuel erſcheint, durch Loßreißung von ſeinen Beziehungen zu dem Ganzen unſers Lebens in lauter harmloſen Thatbeſtand zu verwandeln weiß, ſondern es begreift ſich auch, wie wenig die ungebildete Reflexion eines ſo genannten Naturzuſtandes der Menſchheit es vermeiden kann, neben dem Guten, wozu ein glückliches Temperament anleitet, auch Verkehrtes und Barbariſches mit zu entwickeln.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, ſich einiger Beiſpiele des erwachenden ſittlichen Geſchmackes zu erinnern, mit welchem der Menſch ſich allmählig dem unmittelbaren Naturinſtinct zu entwinden ſucht, ſowie der Fehltritte, denen ſeine Reflexion dabei ausgeſetzt iſt. Beginnen wir von den leiblichen Bedürfniſſen, die zuerſt zum Handeln und zum Erfinden einfacher Gebräuche auffordern, ſo bemerken wir, daß gegen den Genuß von Pflanzenſpeiſen nie ein Volk ein ſittliches Bedenken gehegt hat. Der vegetabiliſche Lebensprozeß iſt dem unſeren ſo unähnlich, daß die reifenden Früchte ganz ausdrücklich als benutzbare an ſich rechtloſe Mittel erſchienen, gleichweit von der unbrauchbaren Härte der unorganiſchen Stoffe wie von der thieriſchen Lebendigkeit entfernt, die unſer Verlangen durch ein natürliches Grauen einſchüchtert. Der fromme Einſiedler, der ſich von Wurzeln und Früchten und höchſtens von dem Honig nährt, den die thieriſche Regſamkeit zwar bildete, aber als unlebendiges Erzeugniß zurückließ, die Völker ferner, die in urſprünglicher Unſchuld ihr Leben durch die Geſchenke des Brotbaumes und der Palmen friſten, ſind unſerer Phantaſie vertraute und in ſich harmoniſche Bilder. Aber die beginnende Civiliſation ſchämt ſich doch bald ſelbſt dieſer

harmloſen unmittelbaren Benutzung der Natur; es ſcheint ihr nicht recht wohlanſtändig, ſo friſchweg von der Hand in den Mund zu leben; und wenn ſie nichts weiter thut, ſo ſammelt ſie doch wenigſtens die Früchte des Baumes und des Feldes vorher, ehe ſie dieſelben verbraucht, und ſpeichert ſie auf. Es iſt, als wenn ſchon der Zeitverlauf zwiſchen dem Augenblicke, da die Natur ſie reifte, und dem andern, da wir ſie genießen, ihren Zuſammenhang mit der Außenwelt lockerte, oder als wenn ſie durch den Zeitraum, in welchem wir ſie beſeſſen haben, bereits mehr unſerem eigenen Weſen aſſimilirt wären. Aber ſelten bleiben wir dabei ſtehen; die Erfindungen der Kochkunſt mögen zum größeren Theile wohl der Steigerung der ſinnlichen Luſt dienen, aber ein anderes verſteckteres Motiv ihrer Geſchäftigkeit liegt gewiß in dem dunkeln Triebe, die unmittelbare Naturgeſtalt, die Rohform der Nahrungsmittel zu zerſtören, und ſie, ſo weit es angeht, vor dem Genuſſe in Erzeugniſſe unſerer eigenen Phantaſie zu verwandeln. Man würde mit Unrecht dagegen das Vergnügen einwerfen, das wir darin finden, mitten aus der ceremoniöſen Anſtändigkeit unſeres civiliſirten Lebens heraus ſelbſt einmal auf die Bäume zu ſteigen und die Früchte vom Aſte zu eſſen; eben die Sicherheit des gebildeten Lebensgefühls macht es uns erfreulich, uns auf einen Augenblick deſſen zu entäußern, was wir immer wieder finden können, und uns unſeres ſinnlichen Weſens und ſeines Zuſammenhanges mit der Natur auf einen Moment mit Behagen bewußt zu werden. Man fühlt dies leicht, wenn man ſich den Eindruck denkt, den es machen würde, wenn der nachdenkliche Menſch täglich zur Mahlzeit auf das Feld ginge, um eine Rübe da ſogleich zu verzehren, wo er ſie aus dem Boden gezogen hat.

Ueber die Rechtmäßigkeit und Schicklichkeit thieriſcher Nahrung hat dagegen faſt jede beginnende Civiliſation ihre Bedenklichkeiten gehabt. Leichname des Lebendigen zu verzehren hält ein ſo tiefes Grauen den Menſchen zurück, daß er ſtets viel eher die abſichtliche Tödtung der Thiere auf ſich genommen hat, die ihm zu großem Theil durch die Aufregung der Selbſterhaltung gegen

ihren Angriff erleichtert wurde. Aber in der Auswahl deſſen ſelbſt, was wir zur Nahrung benutzen, hat ein unzweifelhaft ſittlicher Geſchmack allmählig Grenzen gezogen, deren Werth und Bedeutung ſich ſchwer auf beſtimmte Begriffe bringen läßt. Culturvölker verwenden zur Speiſe faſt ausſchließlich Wirbelthiere, und ſelbſt unter dieſen ſind die Amphibien wenigſtens niemals eine allgemein übliche Speiſe geworden; unter den wirbelloſen dagegen ſind nur ſehr vereinzelte Beiſpiele, wie die Krebſe und Auſtern, als Gerichte anzuführen, die man in ihrer natürlichen Form zu verſpeiſen ſich getraut, während andere, wie Schnecken, nur als unſichtbare Zuſammenſetzungsbeſtandtheile anderer Zubereitungen geduldet werden. Dem doctrinären Verſtande iſt es ſehr leicht zu zeigen, daß im Grunde Fleiſch Fleiſch iſt, wenn ihm nicht vielleicht der noch größere Fund gelingt, nachzuweiſen, daß in der That unſer natürlicher Appetit nur ſo weit reicht, als im Thierreich die eiweißartigen Stoffe reichen und daß er da aufhört, wo in niederen Klaſſen dieſe Stoffe durch fremdartigere, anders zuſammengeſetzte vertreten werden; — aber der unbefangene Geſchmack des gebildeten Menſchen wird gegen alles Räſonnement hartnäckig dabei bleiben, daß zwiſchen den verſchiedenen Geſchöpfen allerdings ein Unterſchied der Reinheit und Unreinheit beſtehe. Inſecten und Würmer, Blutegel Maden und Ungeziefer zu eſſen wird ſtets für einen Zug ſcheußlicher Barbarei gelten, wie groß auch der Nährungswerth dieſer Speiſen gefunden werden möchte.

Theils iſt es die Formloſigkeit dieſer doch lebendigen Maſſen, was uns anwidert, theils manche unangenehmen äußeren Eigenſchaften, wie die der ſchlüpferigen Kälte, theils ſtört uns die Fremdartigkeit ihrer Geſtalt und ſelbſt ihre Kleinheit; denn wenn wir auch thieriſche Stoffe, maſſenhaftere Stücke von Fleiſch genießen mögen, ſo hat es doch etwas Abſchreckendes, ganze Organismen mit allen Apparaten ihrer Lebendigkeit, überhaupt etwas unzergliederbar Mannigfaches zu verſpeiſen. So werden wir durch einen natürlichen Inſtinct zur Verzehrung der höheren Thierklaſſen gedrängt, deren Organiſation der unſeren näher ſteht.

Wie bedenklich dieser Fingerzeig für sich sein würde, brauche ich nicht besonders hervorzuheben; seine logische Consequenz ist offenbar Menschenfresserei. Und in der That ist kaum zu bezweifeln, daß der paradiesische Naturzustand der Menschheit häufig genug diese Consequenz in aller Harmlosigkeit gezogen hat, ohne darin etwas Arges zu sehen, ja selbst bei eintretender Besinnung durchaus nicht um Vorwände verlegen, die einem Gebrauche, in welchem für unser Gefühl das Aeußerste aller unmenschlichen Barbarei liegt, einen Anschein zartfühlender Rücksicht geben sollten. Welches Loos könnte den organischen Resten geliebter Personen schicklicher widerfahren, als ohne den traurigen Rückfall in Verwesung sogleich im Fleisch und Blut ihrer Nachkommen wirksam fortzuleben? Während die Hand vielleicht mit den weißen Knöchelchen des verzehrten Freundes spielt, kann immerhin das Gemüth sich zärtlich in sein Andenken vertiefen und verwundert aufhorchen, wenn der civilisirte Fremdling bei dieser Begehung schaudert. Man wird einwerfen, daß auch die Menschenfresserei vor Leichen Abscheu hat, und daß also überall im Grunde der Mord dem Genusse vorangeht. Aber was könnte den Naturmenschen ernstlich zurückhalten, entweder seine Feinde zu tödten, oder selbst seine Umgebung, die er sonst ganz lieb hat? Man muß sich erinnern, wie uns selbst das gemästete Zuchtthier ans Herz wächst, und wie wir, ohne bemerklichen sittlichen Widerspruch zu fühlen, es Abends noch einmal liebkosen, um es Morgens zu schlachten. Es verträgt sich auch in unserem Gemüthe noch zu viel Widersprechendes mit einander, als daß wir zu maßlosem Erstaunen Grund hätten, wenn wir hören, daß wilde Völkerschaften ihre alternden Eltern einladen sich zu tödten und verzehren zu lassen, oder wenn wir hinter der süßen Naturgrazie und der Liebenswürdigkeit in dem Benehmen oceanischer Insulaner das Verlangen nach Menschenfleisch hervorschielen sehen.

Wenn man bedenkt, wie leicht es einem gewandten Verstande fallen würde, ganze Reihen sehr scheinbarer und schwer geradezu zu widerlegender Gründe vorzubringen, die so abscheuliche Gewohn-

heiten theoretisch rechtfertigten, so wird man um so mehr inne, welche sittliche That die Cultur schon durch das bloße Festhalten ihrer entgegengesetzten Ueberzeugung und durch ihr unbekümmertes energisches Abwenden von dieser Sophistik vollzieht. Die eigenen positiven Gründe ihres Glaubens würde sie schwer entwickeln, denn sie liegen nicht wie einzelne leicht aufzulesende Sätze auf der Oberfläche unserer Bildung, sondern sind aufs tiefste mit dem Ganzen unserer Weltansicht verbunden. Je höher unsere Einsicht in die Bestimmung des menschlichen Lebens steigt, um so heiliger wird uns jedes individuelle menschliche Dasein, um so unbedingter versagen wir es uns, über seinen relativen Werth irgend eine maßgebende Bestimmung zu treffen, etwa nach unserem Ermessen aburtheilen zu wollen, ob es seine Aufgabe bereits erfüllt, sein Gutes genossen habe, und nun als rechtloses physisches Material beliebiger Vernichtung anheim gegeben werden dürfe; um so unerträglicher endlich wird unserem Gefühl gerade der Gedanke, daß der Leib, der einem persönlichen Geiste als seine unvergleichbar eigenthümliche Hülle diente, durch andere Kräfte, als die der allgemeinen Natur, die ihn bildete, wieder aufgelöst werden solle, oder daß seine Substanz wie ein gleichgültiges Ersatzmittel der thierischen Lebendigkeit anderer zu Gute komme. Ueber das Bild der menschlichen Persönlichkeit soll in der Sinnesart der Civilisation jenes Tabu gesprochen sein, das die Verkehrtheit des Naturzustandes zuweilen auf äußere Gegenstände legt, und überall, wo unser Handeln von diesem Grundgefühl nicht durchdrungen ist, wo der Mechanismus unserer Verwaltung die Individuen noch wie Sachen behandelt, leidet auch unsere Bildung noch an einem Reste der Barbarei, deren Princip sie nur im Ganzen überwunden hat.

Daß diese Ueberwindung nicht leicht gewesen und daß sie nicht vollständig ist, daß mit einer bedeutenden Höhe ansprechender Cultur doch ein blutiger Hintergrund bald natürlich wilder bald doctrinär kalter Grausamkeit nicht unvereinbar ist, davon überzeugen uns Blicke auf die verschiedensten Zeiträume der Geschichte. Ein Hang zur Thierquälerei ist sehr häufig Kindern eigen; der

Indianer Nordamerikas geht, erzählt man, an keinem Vogelneſt vorüber, ohne es zu zerſtören; in Naturvölkern verbindet ſich der phyſiſche Muth ſowohl, den ſie mit den Thieren theilen, als mancher Zug ſchwächlicher Wolluſt oft mit überlegter Grauſamkeit, und wenn auch Blutdurſt nicht ein Grundzug der menſchlichen Natur iſt, ſo iſt wenigſtens die Scheu vor Blut gar nicht in dem Maß, als manche optimiſtiſche Anſicht meint, ihr eingepflanzt. Die Blutrache finden wir am Anfange faſt jeder Civiliſation, und eben daß ſie als Gebrauch, als ſyſtematiſirte Pflicht auftritt, lehrt uns, daß ein ſchon geordnetes Gemeinweſen dieſen wilden Trieb der Rache aus dem Naturzuſtande herübergenommen und ihn nicht hat bewältigen können. Ich will nur kurz der oſtindiſchen Thugs und der Aſſaſſinen erwähnen; denn dem myſtiſchen Fanatismus trauen wir am leichteſten ſelbſt in der Mitte einer ſonſt weit fortgeſchrittenen Cultur die völlige Verdunkelung der Humanität zu. Aber in den lichteſten Zeiten des griechiſchen und römiſchen Alterthums finden wir auf das unbefangenſte die Ausſetzung ſchwächlicher Kinder in einer idealen Staatstheorie empfohlen, und in der Praxis des Lebens die Greuel der Sklaverei; nicht unterſtützt durch die Verachtung, welche jetzt dem weißen Herrn die ſchwarze Haut der für thieriſcher gehaltenen Race einflößt, ſondern über Menſchen deſſelben Stammes verhängt, an ſyſtematiſcher kalter Grauſamkeit weit reicher, und an leidenſchaftlicher ſchwerlich ärmer, als die Sklaverei der Gegenwart. Das alles freilich umgeben von einer lächelnden Kunſtwelt und von der Glorie eines großen Weltſtaates.

Aber wir brauchen nicht in entfernte Jahrhunderte zurückzugehen, um zu ſuchen, was uns nahe liegt. Ich meine freilich nicht das Uebel des Krieges an ſich, das zu allen Zeiten wieder aufflammt, und das durch Olivenblätter des Friedens zu beſchwören eine eitle Hoffnung ſein wird. Wenn eine hohe Civiliſation zu dieſem letzten Mittel ſchreitet, ſo wird ſie doch zur zeitweiligen Entfeſſelung der tödtenden Kräfte nicht durch die Luſt am Greuel bewogen, ſondern ſie bekennt, daß die Verwickelung

der Lage zu groß iſt, um ſie befriedigend durch die vorhandene menſchliche Geſammtweisheit zu löſen. Niemand wird freilich leugnen, daß die Löſung trotz dieſes Bekenntniſſes häufig leicht zu finden wäre; aber eben dies, daß die richtige Anſicht nicht überall ſich Geltung und Verwirklichung verſchaffen kann, gehört mit zu den unvermeidlichen Mängeln aller menſchlichen Civiliſation, die jenes Geſtändniß zugibt. So greift man denn zu der äußerſten Auskunft, die Geſetze der Humanität augenblicklich zu ſuspendiren und der Kraft die Entſcheidung zu übertragen, die der Einſicht unmöglich fällt; aber doch iſt jene Suspenſion nur partiell, und überall werden wenigſtens die Formen des Verkehrs als heilig angeſehen, die dazu dienen, in jedem Augenblick die Rückkehr aus dem gewaltſamen Zuſtande in friedliches Verſtändniß zu ermöglichen. Wie beklagenswerth es daher immer ſein mag, dieſe Appellation der Cultur an die Gewalt immer wiederkehren zu ſehen, ſo finden wir doch in ihr ſelbſt noch das Gedächtniß des Gutes, zu dem ſie wieder zurückführen ſoll; aber von dem Fortwirken einer barbariſchen Weltanſchauung mitten in der Civiliſation geben die Vorſchläge Zeugniß, die wir noch in unſerer Zeit unbefangen gemacht ſehen: die Aufforderung zu Vernichtungskriegen, die Ermahnung zum Meuchelmord, die Aufreizungen, über das Bedürfniß der Vertheidigung und der Rechtswiederherſtellung hinaus zu ungemeſſener Blutrache fortzuſtürmen.

Kehren wir jedoch zu den einfachen Erſcheinungen zurück, in denen die beginnende Bildung die allmählige Steigerung des menſchlichen Selbſtgefühls verräth. Die Grenzen des eigenen Körpers von allem Anhängen der fremden Außenwelt zu befreien, dieſer Trieb der Reinlichkeit bezeichnet überall den Anfang der Cultur oder doch ein glückliches Naturell, das ihrer Gründung günſtig zu ſein verſpricht. Im Ganzen kann man jedoch kaum behaupten, daß Reinlichkeit dem menſchlichen Geſchlecht in höherem Maße als den Thieren angeboren ſei; ſie findet ſich von ſelbſt

wohl bei Völkern ein, die eine oceaniſche Umgebung zu häufiger Luſt des Badens einlädt; aber wo dieſe Begünſtigung fehlt, ſehen wir nicht nur die Naturvölker in Schmutz verſinken, ſondern auch bei Nationen, die Anſpruch darauf haben, der civiliſirten Welt zugezählt zu werden, verträgt ſich Schmutz ſehr wohl theils mit einer weichlichen Gutmüthigkeit, theils mit lebhaftem äſthetiſchen Geſchmack für die Schönheit äußerer Formen und Bewegungen; unerträglich wird er nur den Culturvölkern, die vor Allem in ihrem Innern, in dem Syſtem ihrer Gedanken, ihrer Gefühle und Beſtrebungen Ordnung und Conſequenz ſuchen. Genialität ſowohl als Wohlwollen haben in jeder Hinſicht eine wunderbare Verträglichkeit mit Schmutz und Liederlichkeit; Nationen dagegen, die weniger durch dieſes Naturell ſich auszeichnen, deſto mehr aber in ſich vollendete Charaktere erzeugen, werden an ihrem Körper dieſelbe Sauberkeit und formelle Strenge lieben, die ſie ihren Unternehmungen und ihren Lebensumgebungen mittheilen.

Ich glaube mehr als eine geſuchte Analogie auszuſprechen, wenn ich mit dieſer äußerlichen Tugend die innerliche der Wahrhaftigkeit ſogleich zuſammen erwähne. Der Werth der Wahrheit und die völlige Unmöglichkeit, mit lauter Lügen noch einen menſchlichen Verkehr zu unterhalten, drängt ſich auch dem roheſten Naturzuſtand ſo ſehr auf, daß überall die Lüge wenigſtens in gewiſſen Verhältniſſen, in denen man auf Wahrheit rechnet, für den Keim alles Böſen gegolten hat. Allein mit der Anerkennung des Werthes der Wahrheit iſt der Trieb ſie zu ſprechen gar nicht unmittelbar verbunden, und ſich ſelbſt erſcheint der Lügner doch erſt in der gebildeten Geſellſchaft verdammlich, während das Leben der Naturvölker in vieler Hinſicht auf Hinterliſt und auf techniſche Ausbildung der Heuchelei geſtellt iſt. Man kann dabei die Bemerkung machen, daß es einem ſittlich gebildeten Gemüthe beſonders ſchwer fällt, eine einzelne Lüge aus dem Stegreif zu irgend einem einzelnen momentanen Zwecke zu machen; man fühlt ſich durch ſie gar zu deutlich aus der Conſequenz ſeiner Perſönlichkeit herausgeriſſen und iſt ſich bewußt, daß man ſich ſelbſt

verleugnet; dagegen ist es viel leichter, sofort das consequente Lügen zur Maxime seines Handelns zu machen; man fühlt sich dann wieder als eine compacte Persönlichkeit, in welcher Methode ist. Im Grunde kommt dasselbe in Bezug auf andere sittliche Verhältnisse vor; man scheut sich mehr, ein einzelnes Gesetz der geselligen Ordnung zu brechen, während man die andern noch anerkennt und durch diese Anerkennung sein eignes Thun verurtheilt; dagegen ist es um etwas leichter, sich in Opposition zu der ganzen geselligen Ordnung zu setzen, und als ein aus dem Ganzen geschnitztes Ungeheuer sie zu bekämpfen. Mißleitet auf das äußerste, drückt sich doch in diesen Vorgängen der Trieb der Persönlichkeit aus, nicht zum Theil von fremden Bedingungen abzuhängen, sondern sich die Basis ihres Handelns in völliger Uebereinstimmung mit sich selbst, principmäßig, festzustellen.

Um diese doch immer seltenen Fälle bewußter, großartiger und systematischer Unwahrheit gruppirt sich die unglaubliche Masse kleinlicher, unzusammenhängender Lügenhaftigkeit, die in den verschiedensten Formen alle Schichten der civilisirten Gesellschaft durchdringt und bei der ich weit weniger an den gewöhnlichen Begriff der Lüge, als an jene allgemeine Unreinlichkeit und Unwahrheit des innern Lebens denke, die in Naturzuständen der Menschheit das regelmäßige, durch schönen Schein unvollkommen verdeckte Vorkommen ist. Dem sittlich durchgebildeten Charakter ist jede unentschiedene Verwickelung der Verhältnisse, jede Ungewißheit über Ansprüche, die er zu machen oder zu befriedigen hat, jede Unklarheit seiner Beziehungen zu andern eben so zuwider wie eine Unreinlichkeit seines Körpers. Man darf damit nur die Lieblingsneigungen der niedern Stände vergleichen, um die schwer vermeidlichen sittlichen Mängel einer beschränkten Bildung zu bemerken: die Schwierigkeit, sie zu einer entschiedenen, festen Zusage zu bringen, ihren beständigen Hang, so Vieles als möglich dahingestellt, unsicher und schwebend zu lassen, die Unzugänglichkeit für den Gedanken, daß ein gegebenes Wort binde, und in weiteren Kreisen das beliebte unklare Hinschleppen unhaltbarer Verhältnisse, die

Hoffnung, wenn man nie einen bestimmten Schritt thue, in dem Wirrwarr der Ereignisse irgend einen jetzt noch ganz unvorstellbaren Vortheil zu erhaschen, kurz die ganze endlose Geduld gegen alles Verworrene und das Behagen, sich durch Verzögern, Abwarten, halbes Zugestehen und Wiederzurücknehmen, durch Unzuverlässigkeit überhaupt in dem eben so unzuverlässigen Weltlauf fortzuwinden. Die größere Intelligenz der höheren Stände wiederholt diese Mängel nur in anderen Formen, oder selbst in denselben, nur auf Verhältnisse anderer Art bezogen; in ihnen, wie in allen minder begünstigten Lebenslagen gibt es der edlen Gemüther nur wenige, aber auch in allen Lebenslagen gibt es deren doch wirklich, die mit unablässigem Wahrheitstrieb sich selbst alle die Vorwände nehmen, mit denen die Faulheit des Herzens diese innere Haltlosigkeit zu beschönigen sucht, und die aus der Wärme und Strenge einer sittlichen Ueberzeugung heraus das Ganze ihrer Pflichten in jedem Augenblicke des bewegten Lebens nicht nur klar vor sich sehen wollen, sondern auch unmittelbar und entschieden jeder deutlichen Aufforderung zum Handeln nachkommen.

Unerwartete Treulosigkeit und ganz plötzliche unbegreifliche Umschläge der Gesinnungen sind immer die ersten Zeichen gewesen, welche gegen die bestechende Freundlichkeit der Naturvölker mißtrauisch machten. Dem Thiere steht es an, sich durch den augenblicklichen Affect lenken zu lassen; der Mensch soll die leidenschaftlichen Anregungen zur That, die ihm sein momentaner Gemüthszustand zuführt, durch die gegenwirkende Kraft der andern sittlichen Motive mäßigen, die ihm die Erinnerung seiner Lebenserfahrung angesammelt hat. Kindern und Naturvölkern fehlt dies verzögernde oder regelnde Gegengewicht, das wie in den Maschinen den hastigen Ablauf der einmal in Wirksamkeit versetzten Triebfedern hindern könnte, und auf die Beständigkeit ihrer Gesinnungen ist so wenig Verlaß, wie auf den Gang des Wetters. Man muß in sein eigenes Innere greifen, um dies lebendig zu verstehen. Wie leicht ist man für den Augenblick von einem schönen Gedanken, für den Vorsatz einer großen That begeistert! Aber der

Aufregung folgen Zustände nervöser Abspannung oder aufrichtiger und einfacher, der Faulheit; tausenderlei kleine Neigungen und Abneigungen werden wach, die vorher übertäubt waren, und am Ende, wenn auch die Sache recht schön wäre, wie man sie sich vorgesetzt hatte, so findet man doch, daß es auch ohne sie geht, und dann, wer dankte es uns? Das ist die sittliche Schwäche, die so gern ein vornehmes Gewand anzieht, die nicht ausdauernde Kraft hat, Ideale der Jugend festzuhalten, und die dann kühl, als wenn sie ja längst Alles überlegt hätte, als eitlen Traum abweist, was sie aus Traum zur Wirklichkeit zu machen zu träg ist. Ein Gemüth, dem weder Erziehung noch ein reicher Lebensinhalt Gegenkräfte genug an die Hand geben, um dieser alles Gute verdunkelnden Trägheit zu widerstehen, das aber in seiner Natürlichkeit reizbar genug ist für jeden augenblicklichen Vortheil und Nachtheil, wird fast nothwendig diese Schwäche zur Treulosigkeit steigern. Irgend ein querer Einfall, eine verkehrte Ideenassociation weckt das Mißtrauen und stört das Gleichgewicht dieser armen Seelen, und jeder stetige sittliche Verkehr scheitert an der Unmöglichkeit, ihre keinem allgemeinen Maßstab der Billigkeit, der Grundsätze und der Selbstbeherrschung unterworfenen inneren Regungen zu berechnen und zu leiten. Man findet diese Wildheit des Gedankenlaufes und des Gefühlswechsels ebenso wenig wie die übrigen sittlichen Mängel nur in den Naturzuständen der Menschheit; man findet sie vielmehr bei allen Völkern, die nicht durch eine lange, alle Gebiete der Humanität gleichmäßig umfassende Entwickelung sich zu eigentlichen Trägern der menschlichen Cultur gemacht haben; und leider, dem stilleren, gesammelten und von tausend selbstgesteckten Grenzen eingeschränkten Genius der Civilisation imponirt nur zu oft diese noch unverbrauchte Naturkraft. Denn solche und andere Schmeichelnamen sind zuvorkommend bereit für diese unbezähmte und unerzogene Wildheit, die bald mit dem heroischen Lärm ungemessener rücksichtslos sich äußernder Leidenschaft, bald mit dem andern Reize des Seltsamen, Incommensurablen und Dämonischen unser ästhetisches Urtheil besticht. Wir vergessen dann

zu leicht, daß Manches als Tableau sich vortrefflich ausnimmt und in der Poesie Figur macht, was in dem Verkehr des Lebens, wo es sich nicht in einem günstigen Augenblick, sondern in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Consequenzen zeigen soll, unser gutes Vorurtheil sehr beschämen würde. Der Reiz des Fremdartigen, des charakteristisch Ausdrucksvollen und einseitig Originalen ist zu groß, als daß nicht Jeder zuweilen um seinetwillen ungerecht gegen die weniger farbenreiche, aber unendlich werthvollere Consequenz, Besonnenheit und Stetigkeit civilisirter Lebensordnungen würde.

Noch einmal kehren wir zu den ursprünglichsten Naturverhältnissen der Menschen zurück: zu dem großen Mysterium, das unser geistiges Leben an die körperliche Gestalt und die inneren Regungen an äußere Geberden und Bewegungen knüpft, das die Fortdauer unserer persönlichen Lebendigkeit an die beständige Arbeit einer physischen Maschine bindet, dieses Leibes, der uns so vertraut ist, so lange er uns dient, und so seltsam grauenhaft, sobald ihn das Leben verließ; das endlich unser Dasein überhaupt an das unbegreifliche Geheimniß der körperlichen Fortpflanzung gefesselt hat.

Je tiefer der Geist sich seiner selbst und seiner Bestimmung bewußt wird, desto mehr nimmt sein Selbstgefühl an der unmittelbaren Einheit Anstoß, in welche er sein inneres Leben mit diesem Wunder des materiellen Organismus verschmolzen findet, dessen Regungen er in intensiver unabweislicher Lust und Unlust mitzuempfinden, und dem er seine eigenen Strebungen zum Ausdruck, zur Ausführung, ja selbst zur Belebung zu überlassen genöthigt ist. Denn wirklich ein volles und warmes Leben, wie es ihm genügte, führt doch der Geist nur, wenn zu dem übersinnlichen Spiel seiner Zustände und Thätigkeiten als eine begleitende sinnliche Resonanz die Summe aller jener Gefühle hinzutritt, welche uns die Kraft und Elasticität, die Spannung oder Schlaffheit, die Ruhe oder die sehnsuchtsvolle Miterschütterung unsers irdischen Theils zu verrathen scheinen. Die allgemeine

Schämigkeit der Geisterwelt, sich in unauflöslicher Verbindung mit der Sinnenwelt zu finden, das Bewußtsein, daß ihre eignen Ziele ihren Werth in sich selbst haben und weit abliegen von den Vorgängen dieser andern, und das gleichzeitige Bewußtsein, daß wir dennoch an die mechanische Gesetzlichkeit der Natur gebunden sind und daß nichts von unserer ganzen Bestimmung sich verwirklichen würde ohne die Naturtriebe, die unsern Bestrebungen sichtbare Ziele und Mittel der Ausführung geben: dieses dunkle Gesammtbewußtsein hat in der beginnenden sittlichen Ausbildung die verschiedenen Arten der Scham erzeugt, durch die das menschliche Geschlecht überall die Naturbasis seines geistigen Daseins zu verhüllen sucht, und da am meisten, wo sie zu den zartesten und geistigsten Gütern der Liebe und des Lebens die allersinnlichste Vermittelung bildet.

Ich lasse dahingestellt, in welchem Sinne Spuren von Schamhaftigkeit auch in der Thierwelt vorkommen und in welcher Ausdehnung sie dem menschlichen Geschlechte als natürlicher Zug angeboren sein mag. Die Beobachtungen der Naturvölker haben zuweilen eine rücksichtsvolle Zartheit und Keuschheit des Benehmens, viel öfter aber eine thierische Rückhaltslosigkeit in der Befriedigung aller sinnlichen Bedürfnisse bemerken lassen; es bleibt zweifelhaft, welches von beiden wir als ursprünglich, welches als Ergebniß entweder einer schon begonnenen Cultur oder einer fast vollendeten Verwilderung betrachten, oder ob wir die Unterschiede der Völker in dieser Beziehung überhaupt auf Eigenthümlichkeiten nicht allgemein menschlicher Stammnaturelle zurückführen sollen. Die Reflexion und Sophistik der Bildung aber hat neben dem sittlichen Gefühle, das im Ganzen und Großen sich hierüber bleibend bei allen Culturvölkern entwickelt hat, zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten zum Vorschein gebracht: die überspannte Verachtung einerseits, mit der ein fanatisirter Spiritualismus auf alle Natur, wie auf an sich Unreines, Schmachvolles und Schimpfliches, durch alle Mittel finsterer Asceſe zu Bekämpfendes herabsieht; den kühlen Grundsatz anderseits, daß alles Natürliche rein sei. Weder jener

Naturhaß noch die gemächliche Indolenz der letztern Meinung hat das sittliche Gefühl der gebildeten Menschheit im Ganzen zu verleiten vermocht; beide haben indessen doch theils in das Gemüthsleben einzelner Zeiten bedeutend praktisch eingegriffen, theils haben sie die theoretischen Ueberzeugungen über die Gründe jenes Gefühls und seiner Forderungen mannigfach getrübt.

Es ist nicht wahrhaft menschliche Schamhaftigkeit, die seligen und tiefsinnigen Güter des Lebens, deren Verwirklichung für uns nur durch das Mittelglied der Sinnlichkeit möglich ist, zu verachten und abzulehnen eben um dieses Mittels willen, an welches die Naturordnung sie gebunden hat; es ist im Gegentheil eine unbewußte Schamlosigkeit, die sich vergebens mit dem Vorwande eines der Wissenschaft zu leistenden Dienstes zu rechtfertigen sucht, sich mit Absicht in die dunklen Regionen jenes mysteriösen Zusammenhanges zu vertiefen, zur Stärkung christlicher Demuth die Fülle von Schmutz und Fäulniß zu analysiren, auf der unsere Schönheit und unser stolzes fröhliches Leben ruhe, überhaupt ausschließlich das Unreine und Sündhafte aufzusuchen, dessen man um so mehr finden wird, mit je verderbterer Phantasie man danach forscht. Das wahrhaft sittliche Gefühl sieht zuerst das Reine, Große und Göttliche; die unauflösliche Verbindung aber, in der dies alles mit der Welt der Sinne steht, erscheint ihm als ein Verhängniß seiner eigenen Endlichkeit, das nicht vermag, die Zuversicht zu dem Werthe der Güter aufzuheben, die nur in dieser Vermittelung uns zugänglich sind.

Aber anderseits führt der Grundsatz, alles Natürliche für rein zu erklären, zu einer Auffassung und Handlungsweise, die nicht minder von dem gebildeten sittlichen Gefühl zurückgewiesen wird. Den Nothwendigkeiten der körperlichen Organisation unterworfen zu sein, kann natürlich für das endliche Wesen keinen Vorwurf bilden, und es würde eine sehr wohlfeile Weisheit sein, nur dies allein sagen zu wollen. Aber diese Natürlichkeiten als etwas zu behandeln, das in dem Ganzen des menschlichen Lebens unbefangen mit hervorzutreten und sich unverhüllt mit dem sitt-

lichen Inhalte der Bildung zu miſchen berechtigt wäre, darin liegt eine Zumuthung, die wir überall als einen Zug inhumaner Barbarei zurückweiſen müſſen. Es iſt eine ſchwierig zu entſcheidende Frage, auf welche Weiſe gegen dieſe Forderung der ſittlichen Cultur im Leben und in der Kunſt ſchwerer geſündigt wird, ob durch die leidenſchaftliche Wolluſt, die häufig die Schranken der Sitte durchbricht und die Mittel der Poeſie zu ihrer eignen Verklärung mißbraucht, oder durch den kalten objectiven Humor, der ſich viel damit weiß, über alle wirkliche Verſuchung hinaus zu ſein, und der ſtatt des Verführeriſchen nur noch das Gemeine kennt, aufſucht und mit nackter Deutlichkeit als menſchliche Natur oder zu ihr gehörig ſchildert oder ausübt. Mag das Beiſpiel der Ueppigkeit raſcher zur Ueberſchreitung der ſittlichen Grenze verlocken, ſo liegt in ihr ſelbſt doch wenigſtens noch die Erinnerung an einen naturwüchſigen Reiz, dem der menſchliche Trieb unterworfen iſt; in jenem bald rohen bald höhniſchen Realismus dagegen, der ſich gefällt, an allem Schönen und Edlen das unvermeidliche Irdiſche hervorzuheben und den Schmutz ausdrücklich anzuerkennen, den unſere Natur nicht abſchütteln kann: in ihm liegt eine Verderbtheit der Phantaſie, die vielleicht weniger ſchnell, aber weit vielſeitiger alles Zartgefühl des ſittlichen Benehmens abſtumpft. Freilich wird neben dieſen beiden Auswüchſen jener Grundſatz der Naturreinheit am meiſten eine mittlere Meinung empfehlen; er wird einer ſchamhaften Wohlanſtändigkeit im Allgemeinen ihre praktiſche Geltung laſſen, aber es doch übertrieben ſentimental ſchelten, Natürlichkeiten verleugnen zu wollen, die doch nicht zu leugnen ſind. Mit dieſer Meinung, deren biedere Aufrichtigkeit Alles beim rechten Namen zu nennen anräth, ſtimmt am meiſten das Benehmen der Erwachſenen überein. Je älter der Menſch wird, um deſto rückſichtsloſer, wenn nicht eine hohe Bildung des Herzens ihn behütet, läßt er die natürliche Seite ſeines Weſens hervortreten; die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Körpers führen unzählige Gelegenheiten herbei, den Verrichtungen des thieriſchen Lebens Aufmerkſamkeit zuzuwenden und für ſie Rath und Beiſtand

zu verlangen; lauter Veranlaſſungen, durch die nach und nach die ſtolze und ſpröde Verſchämtheit des perſönlichen Geiſtes zerbrochen wird, der allmählig ſich von dieſer zerfallenden Hülle zu löſen beginnt. Erinnern wir uns dagegen der Empörung eines edlen jugendlichen Gemüthes, wenn es im Leben und im Verkehr der Erwachſenen Verhältniſſe mit läſſiger Gleichgültigkeit behandelt, erwähnt und ſich nahe gebracht ſieht, die es vor ſich ſelbſt zu verbergen die Pflicht fühlt, ſo werden wir nicht leugnen können, daß auch jene gutmüthige mittlere Meinung der geſetzten Leute doch nur einen empfindlichen Rückſchritt des ſittlichen Zartgefühls einſchließt, und daß von allen Arten der Aufklärung keine bedenklicher iſt als der Streit gegen die Vorurtheile der Schamhaftigkeit.

Wir pflegen die Bethätigung dieſes Gefühls am meiſten in dem Verkehr der beiden Geſchlechter zu erwarten, und in der That ſind die Formen, in welchen derſelbe geordnet iſt, um ſo weſentlichere Kennzeichen für die Höhe der ſittlichen Cultur, je weniger die natürlichen Verhältniſſe an ſich ſchon eine beſtimmte Form dieſer Lebensordnung vorzeichnen. Nur die Ehe zwiſchen Aeltern und Kindern würde um der Ungleichheit des Alters willen überall unnatürlich erſcheinen; aber keinen Einſpruch thäte die Natur gegen die Geſchwiſterehe und durch zahlreiche Analogien würde ſie Polygamie ebenſo gut empfehlen, wie durch andere Monogamie; ja aus Gründen der Natureinrichtungen würde überhaupt kein Motiv fließen, eine für das Leben dauernde Vereinigung an die Stelle einer vorübergehenden Verbindung zum Zwecke der Luſt treten zu laſſen. Alle Schranken, die in dieſer Beziehung das menſchliche Geſchlecht ſeinem Verlangen gezogen hat, ſind Erzeugniſſe ſeines allmählig erwachenden ſittlichen Geiſtes; ſie werden weder heiliger noch verſtändlicher dadurch, daß man für ſie eine Naturbegründung ſucht, die es nicht gibt. Denn nichts würde uns an ſich berechtigen oder verpflichten, Fingerzeigen der Natur zu folgen, nur weil ſie ſolche ſind; frevelhaft und nutzlos würde uns nur das Beginnen ſein, gegen die Gebote der Natur zu handeln, auf deren Befolgung alles Gelingen

unſers Thuns beruht; aber von dem, was ſie erlaubt und möglich läßt, hat der ſittliche Geiſt eine engere Auswahl zu treffen, deren ausſchließliche Berechtigung nur in ſeiner idealen Beſtimmung liegt. Aus den verſchiedenen Graden der Klarheit, mit welcher der Werth der menſchlichen Perſönlichkeit und des individuellen Geiſtes verſchiedenen Zeiten und Nationen vorſchwebte, iſt die Mannigfaltigkeit der Sitten zu begreifen, die in Bezug auf keinen andern Punkt der Lebensordnung in ſonderbarere Abweichungen auseinandergegangen ſind. Einzelnen Völkern des Alterthums ſchien die Ehe zwiſchen Geſchwiſtern zuläſſig; unſerem Gefühl iſt ſie ſo unbegreiflich, daß eben die Unvermeidlichkeit dieſes Falles als ein hinlänglicher Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer Abſtammung der Menſchheit von Einem Paare gelten gemacht wird. Dies letztere ohne Zweifel mit Unrecht; denn gewiß iſt es ein Irrthum, daß dem Menſchen unmittelbar eine angeborne Naturſtimme die Sündhaftigkeit dieſes Verhältniſſes zurieſe. Vielmehr iſt es eine Stimme der gebildetſten ſittlichen Einſicht, die ihm die Scheu vor der Vermiſchung zweier menſchlichen Verhältniſſe einprägt, deren jedes nur rein für ſich erhalten und getrennt von dem andern in der ganzen ſchönen Fülle ſeines ethiſchen Inhaltes erlebbar iſt. Dieſe Mahnung konnte den Urgeſchwiſtern nicht gelten, die noch keine andere Menſchheit um ſich ſahen.

Aehnlich wie wir der körperlichen Sauberkeit eine Reinlichkeit des innern Lebens zugeſellten, möchten wir auch der Schamhaftigkeit ein ausgedehnteres Gebiet zueignen, als das iſt, in welchem wir ſie gewöhnlich heimiſch glauben. So gewiß es eine Einſeitigkeit der Bildung iſt, die Entwicklung der leiblichen Geſtalt und ihrer Fähigkeiten zu vernachläſſigen, ſo wenig ſagt es einem wahrhaft ſittlichen Gefühle zu, mit der körperlichen Erſcheinung hervorzutreten und mit ihr gelten zu wollen. Dem Anſtand höher civiliſirter Völker und Stände kommt es vor Allem auf eine Correctheit der äußern Erſcheinung an, die weder Tadel erweckt nach Vorzüge zur Schau trägt, und die dadurch am

meisten geeignet ist, die körperliche Individualität jeder ungehörigen Aufmerksamkeit zu entziehen. Es verräth dagegen eine geringere Bildung, physische Kraft und Gewandtheit außerhalb der Arbeit, der sie zu dienen bestimmt sind, in Scene zu setzen und mit geräuschvoller Anwendung körperlicher Naturgaben seine Stelle in der Welt füllen zu wollen.

Nationen und Individuen theilen sich in dieser Beziehung in zwei verschiedene Gruppen, deren Eigenthümlichkeiten alle Gebiete der Bildung durchdringen und färben. Es gibt ein Naturell, das, — um eins der widrigsten Worte hier anzuwenden, die unsere Zeit erfunden hat, — die Aufgabe seines Lebens darin sieht, „sich darzuleben"; es gibt ein zweites, das, sich selbst vergessend und vernachlässigend, in irgend einem geschaffenen Werke, einer Arbeit, einer äußern Ordnung seine Ideen wiederfinden will; beide hegen gegen einander eine Antipathie, die nur dann gegenseitiger Bewunderung weicht, wenn sie einander aus einiger Ferne betrachten und jedes die eignen Mängel durch die Eigenthümlichkeiten des andern ergänzt sieht. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir im Interesse der menschlichen Cultur entschieden für das letzte mit allen seinen Mängeln Partei nehmen. Die tiefeingewurzelte Scheu, irgend ein hartes, schwer zu bewältigendes Werkzeug zur Hand zu nehmen und eine ernste Arbeit zu thun, pflegt sich in jener ersten Sinnesweise mit der Neigung zu unermeßlichem Lärm zu verbinden, der mit der eignen Erscheinung und mit allen den physischen Kräften getrieben wird, welche die Organisation des Körpers zuvorkommend und mühelos den Einfällen der Seele zu Gebot stellt. Beständige neugierige Aufregung der Sinne und schnelle Empfänglichkeit macht diese Menschen zu guten Beobachtern für den Augenblick, nur daß ihre leicht zerstreute Aufmerksamkeit fast nur die oberflächliche Harmonie der äußern Formen oder ihre Widersprüche, das Anmuthige und Lächerliche auffaßt. Ein ebenso fortwährendes Bedürfniß, ihr Inneres und seine momentansten und bedeutungslosesten Regungen zu äußern, nöthigt sie, theils in jedem Augenblicke mit ihrem

Körper-Figur zu machen und ihren Schmuck oder ihre Lumpen malerisch und heroisch zu drapiren; theils selbst ihr Gesicht im Stillen in eine dramatische Attitude zu bringen, an der sie sich verstohlen freuen und erbauen. Zu eigentlicher Anstrengung wenig geneigt, verwenden sie ihre körperlichen Mittel theatralisch auf das vollständigste; beredt und in ihren Reden über alles Bedürfniß hinaus mit weitläufiger Sonorität beschreibend, malend und ausschmückend, gesangreich und lärmvoll, fügen sie Dem allen einen Luxus ausdrucksvoller Gesticulation hinzu. Es sind hauptsächlich die südlichen Länder der gemäßigten Zone, deren glückliches Klima in ihren Bewohnern mit der kräftigen Schönheit der körperlichen Organisation auch dieses Behagen an ihr und ihren ursprünglichsten Leistungen, so wie die Glut und Lebendigkeit erzeugt hat, mit welcher jede Situation der Freude, der Bewunderung, der Liebe und des Hasses, der Andacht und Verzweiflung von ihnen ausgenossen wird. Fügen wir hinzu, was eine philosophirende Reflexion schon längst gern als die Formel ihres Wesens rühmend ausgesprochen hat, daß in ihnen und ihrer Bildung sich die lebendige Menschengestalt in ihrer höchsten Entwicklung entfalte, so glauben wir damit den Mangel bezeichnet zu haben, den die Sinnesweise des entgegengesetzten Naturells an ihnen zu finden meint.

Denn sich selbst auszubilden und aus sich einen vollkommenen Menschen zu machen, mag allerdings leicht als der Inbegriff aller menschlichen Aufgaben erscheinen; nichtsdestoweniger werden wir doch zugeben müssen, daß dieser Sinnesart, die theils mit instinctiver Unbefangenheit, theils mit doctrinärem Selbstbewußtsein nur das eigene Wesen zu einem plastisch schönen Ganzen auszugestalten sucht, das eine Element der Sittlichkeit, die Hingebung und Selbstaufopferung fehlt. Und diese Bemerkung gilt keineswegs blos der sogenannten gesunden und naturwüchsigen Sinnlichkeit gegenüber, die mit den physischen Gaben der Organisation prunkend im Grunde nicht weiter kommt, als ein vorzügliches Exemplar des naturgeschichtlichen Gattungsbegriffes der Menschheit herzustellen; sondern als ein Egoismus feinerer Art muß doch auch jene bestechende

Selbsterziehung geschalten werden, welche zwar überall das Gute und Edle sucht, aber doch nur darum, damit alle Ornamente der Tugend sich an dem besonders lieben Punkte vereinigen, den wir unser Ich nennen. Alle Pflichten, die diese Gesinnung sich selbst auferlegt, erscheinen ihr als Pflichten, die sie auch nur gegen sich selbst zu erfüllen hat; die Würde der eignen Persönlichkeit ist der Zweck, dem jede Anstrengung des Lebens gewidmet wird.

Man kann nicht sagen, daß die andere Sinnesart, die wir dieser entgegensetzten, nicht zur Erfüllung derselben Aufgaben gelangte, aber indem sie nicht zunächst auf dieses Ziel, sondern selbstverleugnend und selbstvergessen auf die allgemeine Verwirklichung des Guten in aller Welt ausgeht, fällt ihr mehr als eine nebenherreifende Frucht das Bewußtsein ihrer persönlichen Würde zu. Oder vielmehr weniger das Bewußtsein derselben, als die Gewohnheit, ihr gemäß zu fühlen und zu handeln, und damit auch weniger die Virtuosität der äußern ausdrucksvollen Erscheinung, die natürlich dem in höherem Maße eigen sein wird, der sich selbst als ein zu höchster Vollendung zu steigerndes Kunstwerk betrachtet. Ein nützlicher Mensch zu werden und durch den Dienst für das allgemeine Gute seine Stelle in der Welt zu füllen, ist der weit prosaischer erscheinende Wahlspruch dieser Gemüthsart, und die eigene Persönlichkeit wird nur als einer der Theilnehmer geachtet, die an dem Segen dieses Allgemeinen sich zu erfreuen haben. Ueberall wo in einzelnen Zeiten und Nationen diese Sinnesart überwiegt, sehen wir die Lust an der Arbeit erwachen, die ebensowohl den Zuständen der Gesammtheit zu Gute kommt, als auch in ihren Erzeugnissen der Persönlichkeit des Einzelnen ein objectives Abbild gewährt, in dessen charakteristischen Formen er den Werth und die eigenthümliche Phantasie seines Wesens verkörpert sieht. Nicht sich selbst, sondern das, was er geschaffen hat, nicht seine Person, das Erzeugniß des Weltlaufs, sondern den Widerschein, den er von seinem eignen Wesen durch leibliche und geistige Arbeit und Hingabe in seiner Umgebung hervorgebracht hat, stellt dann der Mensch als das hin, um des willen er in der Welt

mitzählt, und in demselben Maße wächst seine Abneigung gegen jede Ostentation, die mit der naturwüchsigen Kraft und Schönheit der Erscheinung getrieben wird. Lauter zu sprechen, als das Bedürfniß der Mittheilung verlangt, erscheint ihm als ungebildetes Prahlen mit den Stimmmitteln; sich heftiger aufregen zu lassen, als der Werth eines Eindruckes rechtfertigt, als unbesonnene Nachgiebigkeit gegen die bloße Gewalt des äußern Reizes; unerträglich wird ihm die Lebhaftigkeit der Geberden, die Grimassen der Fingersprache und des Mienenspiels, die alle als völlig nutzlose unproductiver Luxus von Kraft den einfachen Ausdruck begleiten; widerwärtig eben so sehr das überfließende und amplificirte Aussprechen von Gemüthszuständen als das Bedachtsein auf effectvolle Haltung. Man sieht leicht, wie an diese Antipathien des äußern Benehmens sich Vortheile und Nachtheile für das geistige Dasein knüpfen, und wie mit einer weiteren Vertiefung dieser idealistischen Gemüthsrichtung in sich selbst die Schönheit des Lebens und der Kunst allerdings in Gefahr kommt, einer Abgeschlossenheit, Verinnerlichung und Sprödigkeit zu verfallen, die im Grunde doch nur sehr wenig in der ursprünglichen Richtung dieser selbstvergessenen hingebenden Sinnesweise lag.

Ich muß es aufgeben, innerhalb des engen Rahmens dieser Betrachtungen auf die andern zahllosen Eigenthümlichkeiten des sittlichen Gefühls einzugehen, die sich in den Formen des täglichen Umganges zwischen den Menschen aussprechen, und zu deren Entwicklung theils die eigenthümliche Lebenslage, theils das ursprüngliche Naturell der einzelnen Nationen beigetragen hat. Man wird im Allgemeinen bemerken können, daß mit der beginnenden Cultur sich ausdrücklich festgestellte Regeln der Etikette in steigender Anzahl einfinden, nicht nur um das Betragen der Geringern gegen Höhere zu regeln, sondern auch um in dem gewöhnlichen Umgange die natürliche Leidenschaftlichkeit und Perfidie von der Verletzung des persönlichen Selbstgefühls abzuhalten, oder Leistungen der Menschlichkeit, denen Faulheit und Egoismus widerstreitet, durch die Heiligkeit einer bis ins Kleinste unabänderlich festgestellten

Sitte zu ſichern. Je weniger der Willkür ein Spielraum in der Beſtimmung der Form einer Leiſtung gelaſſen wird, deſto unverweigerlicher pflegt ihr die Leiſtung ſelbſt zu erſcheinen. Doch ſoll damit keineswegs geleugnet werden, daß die Zartheit und Höflichkeit des Umganges, die Tugend der Gaſtfreundſchaft und andere, die wir in einfachen Culturzuſtänden geübt finden, nicht zugleich auf dem Grunde einer natürlichen Gutherzigkeit beruhen mögen. Der weitere Fortſchritt der Bildung pflegt dieſe Feſſeln des Benehmens zum Vortheil und auch zum Nachtheil zu brechen. Selbſt da, wo noch in unſern Verhältniſſen die Etikette am meiſten gilt, pflegt ſie doch entweder die Bedeutung einer rechtlichen oder politiſchen Ceremonie zu haben, die nicht dem perſönlichen Verkehr, ſondern der Symboliſirung einer alle Subjectivität überſteigenden objectiven Ordnung dient, oder wo ſie allerdings Form des Umganges iſt, iſt ſie doch ſelten ſo beſtimmt, daß nicht dem gebildeten Geiſte erlaubt wäre, an die Stelle der einen Form eine andere gleichbedeutende zu ſetzen. Die Cultur läßt alſo hier die beſtimmten ſpecialiſirten Vorſchriften fallen und vertraut mehr dem freien ſittlichen Geſchmack, durch deſſen Herrſchaft die Geſelligkeit gebildeter Völker allerdings den ceremoniöſen Begegnungen weniger entwickelter Nationen überlegen iſt. Aber eben ſo ſehr muß man zugeben, daß mit dem Wegfall jenes Zügels der geſellige Umgang in den bildungsloſeren Ständen der Culturvölker jeden Halt verliert; täppiſche Neugier, zudringliche Indiscretion aller Art und Mangel jedes Zartgefühls für die innere Perſönlichkeit des Andern ſetzen dieſen täglichen Verkehr weit an Würde herab unter die Zurückhaltung, mit welcher die Gaſtfreundſchaft einfacherer Völker den Wanderer aufnimmt und verpflegt, ohne vorlaut nach Namen, Herkommen und Abſicht zu fragen. Immer ſparſamer ſind jetzt noch die Lebenskreiſe zu finden, in denen eine althergebrachte Sitte mit allen ihren Umſtändlichkeiten und Kleinigkeiten der Ueberlieferung doch auch dem Umgange eine beſtimmte, ſchonungsvolle und ehrbare Haltung gibt.

Viertes Kapitel.

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Cultur, — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; ſeßhafte Anſiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Geſellſchaft. — Theilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Geſellſchaft. — Die Civiliſation. — Die Geſchichte.

Wer hätte nicht ſchon zuweilen aus der Mitte von tauſenderlei Sorgen und Verlegenheiten des Lebens heraus aufgeſeufzt: wozu doch alle die Noth und Pein? wozu alle die Convenienz, die uns bald zu nutzloſen Anſtrengungen nöthigt, bald uns ebenſo unbequeme Zurückhaltungen auflegt? wozu das Streben nach Beſitz, da doch unſere Organiſation uns keinen andern als eingebildeten Genuß von ſeiner anſchwellenden Menge geſtattet? wozu die reizbare Rückſicht auf Ehre, da doch die Geltung, in der wir bei Andern ſtehen, unmittelbar wenigſtens unſerm Wohlbefinden ſo Geringes hinzufügt? warum ſollen wir uns nicht auf die einfachen natürlichen Bedürfniſſe unſers Weſens zurückziehen und das Trachten nach Allem aufgeben, was doch Werth nur hat als Mittel zu einem Zweiten oder Dritten, welche beide, näher betrachtet, auch wieder nur eingebildete Güter ſind? In ſolchen Stimmungen ſcheint uns Diogenes in ſeiner Tonne die richtige Lebensweisheit gefunden zu haben und alle die weitläufige Cultur, die uns umgibt, am beſten zu thun, wenn ſie ſich ſelbſt aufhöbe und die Befriedigung der wenigen Bedürfniſſe, welche die menſchliche Natur unabweisbar fühlt, nicht durch die unnützen Schranken unzähliger Künſtlichkeiten erſchwerte.

Gleichwohl hat ſchon Diogenes erfolglos gegen die Bildung ſeiner Zeit proteſtirt, und alle die Einzelnen, die nach ihm der menſchlichen Cultur den Rücken wandten, haben doch ihre Ein-

samkeit stets nur mit den Gedanken Kenntnissen und Reflexionen sich erträglich zu machen gewußt, die sie eben dieser verachteten verdankten. Die Opposition gegen die Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten der Bildung hat nur Recht, so lange sie Opposition bleibt; entschlösse sich die Menschheit in einem Augenblicke, zu der Einfachheit der natürlichsten Verhältnisse zurückzukehren, so würden ohne Zweifel dieselben Kräfte des Gemüthes, die zu diesem Entschlusse führten, im nächsten Augenblicke schon geschäftig sein, alle die hinweggeworfenen Ueberflüssigkeiten der Cultur der Reihe nach wiederzuerzeugen. Man kann gern einräumen, daß gar Vieles an unsern verwickelten Lebensverhältnissen müßig und bedeutungslos an sich ist, und daß wir klüger thäten und glücklicher wären, wenn wir gewisse Bedürfnisse nicht hätten. Aber wir haben sie einmal und die bloße Einsicht, daß sie im Allgemeinen mit der menschlichen Natur nicht nothwendig zusammenhängen, ändert nicht im mindesten die Thatsache, daß sie um desto fester an unserer bestimmten durch geschichtliche Entwicklung und Erziehung ausgeprägten besondern Natur haften. Wir, so wie wir einmal sind, würden durch ihre Nichtbefriedigung leiden, und dieselbe Höhe des Lebensglückes, welche der Naturzustand durch wenige Mittel erreichte, ist für uns nur durch die gleichzeitige Erfüllung vieler Bedingungen oder durch bewußte und willkürliche Verzichtleistung auf viele einzelne Befriedigungen wiederzugewinnen. Willkürlich dagegen zu vergessen, wonach unser Herz sich sehnt, ist uns nicht gegeben; nur große geschichtliche Umwälzungen der Schicksale mögen einer Nation zuweilen die Erinnerung an die tausendfach verwickelten Ansprüche, die sie an das Leben machte, verdunkeln und sie befähigen, in wiederkehrender Barbarei mit den einfachsten und elementarsten Lebensgenüssen sich zufrieden zu stellen.

Haben wir aber ein Recht so zu sprechen und jene Cultur dieser Barbarei vorzuziehen? ist nicht jene Höhe der Bildung, eben weil ihre Zufriedenheit an so sehr vielen Bedingungen hängt, und weil sie so sehr Vieles durch Entsagung ersetzen muß, ein

unglücklicherer Zuſtand, als dies natürlichere Leben, das ſein leichter herzuſtellendes Gleichgewicht ſicherer erlangt und faſt nur noch den unentrinnbaren Uebeln des Naturlaufes ausgeſetzt erſcheint? Die Antwort auf dieſe Fragen finden wir indeſſen leicht. Denn je lebhafter wir uns in jenen einfachſten Naturzuſtand zurückdenken, um deſto klarer wird es uns, nicht nur daß er nie hinreichen würde, unſere Seele auszufüllen, ſondern auch, daß die in uns lebenden Strebungen, die ein ſolches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeſchick jener friedlichen Armuth des geiſtigen Daſeins vorgezogen zu werden, die nur als Pauſe unſers bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswerth erſcheint. Das Glück, das dem menſchlichen Geiſte beſtimmt iſt, beſteht keineswegs nur in der Abweſenheit aller Störungen, welche die erſten, am unmittelbarſten aus ſeiner Natur hervorgehenden Strebungen hemmen könnten, oder in der Unterhaltung günſtiger Bedingungen, die denſelben Strebungen eine ununterbrochen gleichförmige Befriedigung verſchafften; der Lauf der Bildung iſt nicht blos eine Reihe ausgleichender Bemühungen, die ein verlorenes Gleichgewicht und eine früher mögliche Größe des Wohlbefindens unter ungünſtiger gewordenen Bedingungen durch ein Aufgebot größerer Mittel nur wiederherzuſtellen wüßten. Durch den Widerſtand vielmehr, welchen der Gang der Dinge einer allzuleichten Sättigung der natürlichen Triebe entgegenſtellt, durch die Arbeit, zu der der Menſch genöthigt wird, und in deren Verfolg ihm Kenntniß und Beherrſchung der mannigfachſten Verhältniſſe zufällt, durch das Unglück endlich ſelbſt und durch die mancherlei ſchmerzhaften Spannungen, welche er unter dem Drucke allmählig ſich vervielfältigender Lebensbeziehungen erfährt: durch dies alles wird ihm theils ein weiterer Geſichtskreis vielförmigeren Genuſſes aufgethan, theils wird ihm nun erſt die unerſchöpfliche Bedeutung der ſittlichen Ideen klar, die mit jedem neuen Verhältniß, auf welches ſie ſich maßgebend und organiſirend erſtrecken, einen Zuwachs ihres eignen Werthes zu erhalten ſcheinen. Es liegt eine flüchtige Ueberſchätzung

des blos sinnlichen Wohlseins in jener Sehnsucht nach Rückkehr zu einfacherer Gestaltung des Lebens, und wir besinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüth weit zahlreicher strömen, und oft mit geheimnißvollem Ursprung. Möchten wir doch selbst die Schmerzen der Entsagung nicht ernstlich missen; und unzählige schwer auszusprechende Gefühle, aus der Empfindung eines Leidens, dessen Bitterkeit nur aus den feinen Beziehungen des geselligen Lebens verständlich ist, und aus dem Bewußtsein einer Ueberwindung und Versöhnung gemischt, die nur aus einer vielfach geübten ethischen Einsicht entspringen kann, durchdringen unser ganzes Leben als ein edler Duft, auf den wir unter keiner Bedingung Verzicht leisten möchten. Man täuscht sich gern, indem man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft; die Einfachheit des naturwüchsigen Daseins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wissenschaft, Kunst und Religion erzogen, der äußern Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir diese Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzustand zurückverlangen; aber sie alle sind Erzeugnisse einer Cultur, die undenkbar ist ohne den ganzen vielverzweigten Mechanismus, durch dessen Geräusch und Härte wir uns zuweilen gestört fühlen. Man würde nur das Eine oder das Andere wählen können: entweder den einfachen, stets gleichgehaltenen Accord eines naturmäßigen Stillebens, oder die volle, gegliederte, durch mancherlei Dissonanzen hindurch sich entwickelnde Melodie der Bildung; und Niemand wird bezweifeln, daß die letztere die höhere Schönheit bietet, und daß die Cultur nicht nur ein umständlicheres Mittel ist, um unter verschobenen Bedingungen die Genußgröße des Naturzustandes wieder möglich zu machen, sondern daß vielmehr sie erst die Kraft ist, welche den vollen Werth und das volle Glück jedes einzelnen sittlichen Verhältnisses zur Blüthe entfaltet.

Nur wenige einfache Bemerkungen habe ich diesem Gegenstande hinzuzufügen. Ich will hier nicht auf die Frage nach der ersten Entstehung der Cultur eingehen, welche bestimmten Veranlassungen theils in dem Geiste der Einzelnen und der Völker,

theils in den äußern Umständen den Trieb zum Fortschritt erweckten und lenkten, welche andern Hindernisse bald der Lebenslage bald auf räthselhaftere Weise das eigene Naturell der Nationen entweder der Entwicklung überhaupt oder einzelnen Richtungen derselben entgegensetzten, das wird zu großem Theil uns stets unbekannt bleiben, und was davon klar werden will, überlassen wir der spätern Betrachtung der Geschichte. Es ist ebenso wenig hier meine Absicht, einen Vergleich zwischen den verschiedenen Culturepochen zu ziehen, welche die Menschheit bisher erlebt hat, obgleich dieser Versuch zu einer auch hier schon nützlichen Vorsicht in manchen Behauptungen ermahnen könnte. Denn er würde uns zunächst auf die früher gemachte Bemerkung zurückführen, daß nicht immer ein deutlicher Fortschritt im Wissen und Können und in allem äußern Zubehör des Lebens zugleich eine augenblickliche Vermehrung der wahren Güter des Lebens herbeibringt, zu deren Gunsten doch alle Mühe der Bildung überhaupt aufgewandt wird. Mit der Steigerung der Cultur und ihrer Macht über die Außenwelt entspinnen sich zwar überall neue Verhältnisse mit neuen Quellen des Genusses, aber die damit verbundene Veränderung der geselligen Zustände vernichtet unvermeidlich auch manche althergebrachte Lebensform, zu deren eigenthümlichem Glück und Werth die Wirklichkeit nie mehr, sondern nur die Poesie noch einen Zugang findet. Ob wir dies zu bedauern haben, oder ob im Ganzen unserer Geschicke überall das Gute nur dem Bessern weicht, ist eine Frage, deren Beantwortung wir nur in der Betrachtung der geschichtlichen Schicksale des menschlichen Geschlechtes suchen können. Aber der Werth der Cultur überhaupt im Gegensatz zu den Naturzuständen, die wir bald als den Stand der Unschuld, bald als Barbarei bezeichnen zu müssen glauben, wird hierdurch nicht in Frage gestellt. Und obgleich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden überhaupt nur möglich wäre, wenn wir eine nirgends verwirklichte, vollkommene Humanität einer völligen Verthierung entgegensetzten, so werden sich doch einzelne Züge der Lebensordnung hervorheben lassen,

auf deren Gegenwart überall das Gute jeder Cultur, und auf deren mehr oder weniger organisirter Verbindung zu einer ineinandergreifenden Gliederung der Vorzug der einen Stufe der Ausbildung vor der andern beruht.

Der Mensch bedarf es zunächst, durch Heimat, Eigenthum und Wirkungskreis an seine bestimmte Stelle in dem Zusammenhange der Welt gestellt zu sein; er bedarf es ferner, nicht nur zufällige Begegnungen mit Andern seines Gleichen zu erfahren, sondern mit Einem wenigstens in einer dauernden Gemeinschaft des Lebens zu stehen, die dem Ganzen seiner Persönlichkeit Verständniß und Theilnahme sichert; die enge Gruppe der Familie bedarf es weiter, daß um sie sich der umfassendere Hintergrund einer Gesellschaft ausdehne, an deren gemeinschaftlicher Ueberzeugung, Sitte und Rechtsbildung ihr eignes Leben und Streben gemessen und von der sie, wie von ihrem Allgemeinen, getragen, unterstützt und gerichtet wird; überall endlich ist es unvermeidlich, daß der Geist eben dieser Gesellschaft ihr Gesammtleben und das Dasein jedes Einzelnen theils durch das Bewußtsein einer irdischen Geschichte mit Vergangenheit und Zukunft verknüpfe, theils durch einen gemeinsamen religiösen Glauben die Summe des Erdenlebens an den noch umfassenderen Zusammenhang einer Weltgeschichte anknüpfe.

Nicht einmal die Thiere schwärmen völlig heimatlos über die Oberfläche der Erde umher, auch wo ein weiter Landstrich ihnen die Mittel ihrer Existenz überall gleich hinreichend darbietet, beschränken sie doch ihre Beweglichkeit auf ein begrenztes Revier, über welches sie nicht der eigne Trieb, sondern nur Gewalt und ungewöhnliche Ereignisse hinausführen. Es ist als genösse jedes Gemüth nur dann Ruhe und Behagen, wenn es sich selbst nicht in einer rastlos veränderlichen Fülle neuer Eindrücke verloren gehen fühlt, sondern wenn um das beständige Bild einer vertraut gewordenen Umgebung sich die entferntere Mannigfaltig-

unglücklicherer Zustand, als dies natürlichere Leben, das sein leichter herzustellendes Gleichgewicht sicherer erlangt und fast nur noch den unentrinnbaren Uebeln des Naturlaufes ausgesetzt erscheint? Die Antwort auf diese Fragen finden wir indessen leicht. Denn je lebhafter wir uns in jenen einfachsten Naturzustand zurückdenken, um desto klarer wird es uns, nicht nur daß er nie hinreichen würde, unsere Seele auszufüllen, sondern auch, daß die in uns lebenden Strebungen, die ein solches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeschick jener friedlichen Armuth des geistigen Daseins vorgezogen zu werden, die nur als Pause unsers bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswerth erscheint. Das Glück, das dem menschlichen Geiste bestimmt ist, besteht keineswegs nur in der Abwesenheit aller Störungen, welche die ersten, am unmittelbarsten aus seiner Natur hervorgehenden Strebungen hemmen könnten, oder in der Unterhaltung günstiger Bedingungen, die denselben Strebungen eine ununterbrochen gleichförmige Befriedigung verschafften; der Lauf der Bildung ist nicht blos eine Reihe ausgleichender Bemühungen, die ein verlorenes Gleichgewicht und eine früher mögliche Größe des Wohlbefindens unter ungünstiger gewordenen Bedingungen durch ein Aufgebot größerer Mittel nur wiederherzustellen wüßten. Durch den Widerstand vielmehr, welchen der Gang der Dinge einer allzuleichten Sättigung der natürlichen Triebe entgegenstellt, durch die Arbeit, zu der der Mensch genöthigt wird, und in deren Verfolg ihm Kenntniß und Beherrschung der mannigfachsten Verhältnisse zufällt, durch das Unglück endlich selbst und durch die mancherlei schmerzhaften Spannungen, welche er unter dem Drucke allmählig sich vervielfältigender Lebensbeziehungen erfährt: durch dies alles wird ihm theils ein weiterer Gesichtskreis vielförmigeren Genusses aufgethan, theils wird ihm nun erst die unerschöpfliche Bedeutung der sittlichen Ideen klar, die mit jedem neuen Verhältniß, auf welches sie sich maßgebend und organisirend erstrecken, einen Zuwachs ihres eignen Werthes zu erhalten scheinen. Es liegt eine flüchtige Ueberschätzung

des blos sinnlichen Wohlseins in jener Sehnsucht nach Rückkehr zu einfacherer Gestaltung des Lebens, und wir besinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüth weit zahlreicher strömen, und oft mit geheimnißvollem Ursprung. Möchten wir doch selbst die Schmerzen der Entsagung nicht ernstlich missen; und unzählige schwer auszusprechende Gefühle, aus der Empfindung eines Leidens, dessen Bitterkeit nur aus den feinen Beziehungen des geselligen Lebens verständlich ist, und aus dem Bewußtsein einer Ueberwindung und Versöhnung gemischt, die nur aus einer vielfach geübten ethischen Einsicht entspringen kann, durchdringen unser ganzes Leben als ein edler Duft, auf den wir unter keiner Bedingung Verzicht leisten möchten. Man täuscht sich gern, indem man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft; die Einfachheit des naturwüchsigen Daseins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wissenschaft, Kunst und Religion erzogen, der äußern Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir diese Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzustand zurückverlangen; aber sie alle sind Erzeugnisse einer Cultur, die undenkbar ist ohne den ganzen vielverzweigten Mechanismus, durch dessen Geräusch und Härte wir uns zuweilen gestört fühlen. Man würde nur das Eine oder das Andere wählen können: entweder den einfachen, stets gleichgehaltenen Accord eines naturmäßigen Stilllebens, oder die volle, gegliederte, durch mancherlei Dissonanzen hindurch sich entwickelnde Melodie der Bildung; und Niemand wird bezweifeln, daß die letztere die höhere Schönheit bietet, und daß die Cultur nicht nur ein umständlicheres Mittel ist, um unter verschobenen Bedingungen die Genußgröße des Naturzustandes wieder möglich zu machen, sondern daß vielmehr sie erst die Kraft ist, welche den vollen Werth und das volle Glück jedes einzelnen sittlichen Verhältnisses zur Blüthe entfaltet.

Nur wenige einfache Bemerkungen habe ich diesem Gegenstande hinzuzufügen. Ich will hier nicht auf die Frage nach der ersten Entstehung der Cultur eingehen; welche bestimmten Veranlassungen theils in dem Geiste der Einzelnen und der Völker,

theils in den äußern Umständen den Trieb zum Fortschritt erweckten und lenkten, welche andern Hindernisse bald die Lebenslage bald auf räthselhaftere Weise das eigene Naturell der Nationen entweder der Entwicklung überhaupt oder einzelnen Richtungen derselben entgegensetzten, das wird zu großem Theil uns stets unbekannt bleiben, und was davon klar werden will, überlassen wir der spätern Betrachtung der Geschichte. Es ist ebenso wenig hier meine Absicht, einen Vergleich zwischen den verschiedenen Culturepochen zu ziehen, welche die Menschheit bisher erlebt hat, obgleich dieser Versuch zu einer auch hier schon nützlichen Vorsicht in manchen Behauptungen ermahnen könnte. Denn er würde uns zunächst auf die früher gemachte Bemerkung zurückführen, daß nicht immer ein deutlicher Fortschritt im Wissen und Können und in allem äußern Zubehör des Lebens zugleich eine augenblickliche Vermehrung der wahren Güter des Lebens herbeibringt, zu deren Gunsten doch alle Mühe der Bildung überhaupt aufgewandt wird. Mit der Steigerung der Cultur und ihrer Macht über die Außenwelt entspinnen sich zwar überall neue Verhältnisse mit neuen Quellen des Genusses, aber die damit verbundene Veränderung der geselligen Zustände vernichtet unvermeidlich auch manche althergebrachte Lebensform, zu deren eigenthümlichem Glück und Werth die Wirklichkeit nie mehr, sondern nur die Poesie noch einen Zugang findet. Ob wir dies zu bedauern haben, oder ob im Ganzen unserer Geschicke überall das Gute nur dem Bessern weicht, ist eine Frage, deren Beantwortung wir nur in der Betrachtung der geschichtlichen Schicksale des menschlichen Geschlechtes suchen können. Aber der Werth der Cultur überhaupt im Gegensatz zu den Naturzuständen, die wir bald als den Stand der Unschuld, bald als Barbarei bezeichnen zu müssen glauben, wird hierdurch nicht in Frage gestellt. Und obgleich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden überhaupt nur möglich wäre, wenn wir eine nirgends verwirklichte vollkommene Humanität einer völligen Verthierung entgegensetzten, so werden sich doch einzelne Züge der Lebensordnung hervorheben lassen,

auf deren Gegenwart überall das Gute jeder Cultur, und auf deren mehr oder weniger organisirter Verbindung zu einer ineinandergreifenden Gliederung der Vorzug der einen Stufe der Ausbildung vor der andern beruht.

Der Mensch bedarf es zunächst, durch Heimat, Eigenthum und Wirkungskreis an seine bestimmte Stelle in dem Zusammenhange der Welt gestellt zu sein; er bedarf es ferner, nicht nur zufällige Begegnungen mit Andern seines Gleichen zu erfahren, sondern mit Einem wenigstens in einer dauernden Gemeinschaft des Lebens zu stehen, die dem Ganzen seiner Persönlichkeit Verständniß und Theilnahme sichert; die enge Gruppe der Familie bedarf es weiter, daß um sie sich der umfassendere Hintergrund einer Gesellschaft ausdehne, an deren gemeinschaftlicher Ueberzeugung, Sitte und Rechtsbildung ihr eignes Leben und Streben gemessen und von der sie, wie von ihrem Allgemeinen, getragen, unterstützt und gerichtet wird; überall endlich ist es unvermeidlich, daß der Geist eben dieser Gesellschaft ihr Gesammtleben und das Dasein jedes Einzelnen theils durch das Bewußtsein einer irdischen Geschichte mit Vergangenheit und Zukunft verknüpfe, theils durch einen gemeinsamen religiösen Glauben die Summe des Erdenlebens an den noch umfassenderen Zusammenhang einer Weltgeschichte anknüpfe.

Nicht einmal die Thiere schwärmen völlig heimatlos über die Oberfläche der Erde umher; auch wo ein weiter Landstrich ihnen die Mittel ihrer Existenz überall gleich hinreichend darbietet, beschränken sie doch ihre Beweglichkeit auf ein begrenztes Revier, über welches sie nicht der eigne Trieb, sondern nur Gewalt und ungewöhnliche Ereignisse hinausführen. Es ist als genösse jedes Gemüth nur dann Ruhe und Behagen, wenn es sich selbst nicht in einer rastlos veränderlichen Fülle neuer Eindrücke verloren gehen fühlt, sondern wenn um das beständige Bild einer vertraut gewordenen Umgebung sich die entferntere Mannigfaltig-

keit der Welt in abnehmender Klarheit gruppirt. In dem Menschen hält der Luft am Abenteuer, die ihn leichter als das Thier über diese Selbstbeschränkung hinaustreiben würde, ein anderer tiefever Drang das Gegengewicht: der Drang des handelnden Geistes, der die Ergebnisse seiner Thätigkeit nicht in der Flucht veränderlicher Objecte, an die er sie verschwendet, mit verschwinden, sondern sie an beständigen Gegenständen seiner Arbeit allmählig sich sammeln und zu dem anschaulichen Bilde eines zusammenhängenden Lebensgewinnes sich verknüpfen sehen will.

Die natürlichen Verhältnisse begünstigen oder hindern diese Neigung in verschiedenen Graden. Wo die üppige Fülle der Thierwelt und die Nothwendigkeit, sich ihrer Angriffe zu erwehren, den noch heimatlosen Menschen zunächst zu der Lebensweise des Jägers drängt, findet der Anfang höherer Gesittung mehr verzögernde Hindernisse als schnelle Förderung. Die Nöthigung, dem unstäten Wilde zu folgen, läßt an die Stelle der eigentlichen Heimat nur die weitläufigere Vorstellung eines Jagdgrundes treten, und die Leichtigkeit, mit welcher die gemachte Beute nach geringer Zubereitung die natürlichen Bedürfnisse befriedigt, so wie die Sparlosigkeit, mit welcher die Frucht aller Anstrengungen bei diesem Leben von der Hand in den Mund verschwindet, läßt keinen Gedanken an die Aufsammlung des Gethanen zu einem abgeschlossenen Lebenswerke, oder an eine Lebensführung entstehen, welche die zerstreuten Anwandelungen des Handelns zu einem planvollen Ganzen der Entwicklung verknüpfte. Hinterlistige Geduld und leidenschaftliche Wuth des Angriffes sind die beiden Fähigkeiten, die dieses Leben abwechselnd verlangt und übt, beide der höhern menschlichen Gesittung wenig förderlich. Nun die Ruhe, mit welcher der Indianer Nordamerika's der Rede des Andern ohne Unterbrechung lauscht, und der passive Muth, den er im Leiden bewährt, sind nützliche Elemente, welche die Schule dieser wilden Lebensweise ausbildete, indem sie zahllosen Ungemach und Mißgeschick ruhig auszuhalten nöthigte, und schon früh lehrte, schweigsam und zurückhaltend auch jede Bewegung des Zagnars

oder des Büffels abzuwarten, ohne durch ihre Unterbrechung sich selbst zu früh zu verrathen. Wenn endlich nicht andere unvertilgbare Triebe der menschlichen Natur zu einigem Zusammenschluß der Einzelnen drängten, so würde in der Eigenthümlichkeit dieser Lebensweise wenig liegen, was die heimatlosen Jäger zu geselliger Vereinigung und zur Ausbildung eines menschlichen Verkehres führen könnte; zu gleichförmig sind die Beschäftigungen aller, als daß der Eine in dem Andern eine eigenthümliche Ergänzung seines eignen Wissens und Könnens suchen möchte.

Die Lebensweise der Hirtenvölker bringt etwas günstigere Bedingungen der Entwicklung mit sich. Sie kann nicht ganz der Tapferkeit und Rüstigkeit zum Schutze ihrer Heerden entbehren; aber sie ist doch nicht auf Vernichtung, sondern auf Pflege des thierischen Lebens gegründet; so wird sie neben einer nicht unmuthig lauernden, sondern ruhig ausharrenden Geduld mancherlei vorausschauende und voraussorgende Gedanken erwecken und bei der wachsenden Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse zu dem Anfange einer Arbeitstheilung zwischen einer kleinen Gesellschaft einander unterstützender Hände führen. An die Stelle einer plötzlichen Abwechselung von völlig thatloser Muße und erschöpfender Anstrengung, wie sie dem Jägerleben gewöhnlich ist, tritt eine stetige Reihenfolge einander ablösender und auf einander berechneter Geschäfte; an die Stelle der Vereinzelung ein Zusammenleben, in welchem die Beziehungen zu dem gemeinschaftlichen oder gesonderten Eigenthum, mit dessen Verwaltung alle beschäftigt sind, von selbst einfache Unterscheidungen der geselligen Ordnung hervorbringen. So entstehen mit diesem beweglichen Besitz die ersten Anfänge zweier dem Jägerleben fremden Begriffe, der Oekonomie und der Gesellschaft. Zwar nicht nothwendig feste Niederlassungen, aber doch Niederlassungen überhaupt, und auf längere Zeit, werden unentbehrlich, und wenn auch die Gewohnheit, die Heerden nur durch Abweidung der Triften zu nähren, zu einem periodischen Wechsel der Aufenthalte nöthigt, so wird doch immer die Rückkehr zu bekannten Plätzen dem ungewissen Schweifen in die Ferne vor-

gezogen. So verschmilzt das Gemüth mehr und mehr mit dem Lande, dessen Umkreis nun erst zur Heimat zu werden anfängt, an dessen Quellen, Hügel und Haine sich nun eine geordnete Erinnerung des früher Erlebten anzuknüpfen beginnt, und das nicht mehr als Schauplatz erfahrener Abenteuer, sondern einer zusammenhängend geleisteten Arbeit den orientirenden Hintergrund aller Phantasien bildet. Gleichwohl wird das Hirtenleben an sich allein nicht überall jene schönen Anfänge der Cultur hervorbringen, die uns an einigen seiner Beispiele erfreuen. Theils die Natur und Leistungsfähigkeit der gezähmten Thiere, die Art ihrer Abwartung und der Grad ihrer Anschließung an den Menschen, theils die klimatische und sociale Umgebung, in der dies Leben geführt wird, endlich die unberechenbare Eigenthümlichkeit des nationalen Naturells modificiren sehr die Höhe seiner Entwicklung. Die Hirtenvölker der Polargegenden, durch die Ungunst der Natur gedrückt und durch weite Räume von der Berührung mit einer anders gearteten und höheren Civilisation abgeschnitten, bieten ein kümmerliches Bild neben dem Leben der semitischen Patriarchen, in dessen einfacher Hoheit wir doch deutlich die Spuren eines Wechselverkehrs und ziemlich mannigfacher Berührungen mit der Cultur seßhafter Nationen wahrnehmen. Nicht allein, daß ein beginnender Handelsaustausch die Erzeugnisse fremdartiger Industrie den Hirten zur Erleichterung und Ausschmückung ihres Daseins zuführt; schon das bloße Wissen darum, daß außerhalb ihres unmittelbaren Gesichtskreises sich noch anderes menschliche Leben in andern Formen und Gewohnheiten bewegt, muß die Anschauungen und Gedanken über jene Monotonie hinaus erweitern, die in abgeschlossenern Stämmen durch den Mangel des Begriffs einer menschlichen Gesellschaft entsteht. Denn allerdings fehlt dieser Begriff da noch, wo eine selbst größere Vereinigung von Familien doch in jeder derselben nur dieselbe Lebensweise, denselben Beruf und dieselbe kleine Organisation des Haushaltes wiederholt.

Den eigentlichen Beginn einer höheren menschlichen Sittigung hat schon das Alterthum mit einem frischeren Naturgefühl,

als wir es beſitzen können, überall in der Wendung des nomadiſchen Lebens zur ſeßhaften Niederlaſſung gefunden. Zu ihr mußte nothwendig das Bedürfniß führen, die Mittel des Unterhaltes aus der ergiebigeren und gleichmäßiger fließenden Quelle des vegetabiliſchen Lebens zu ziehen. Nur eine üppige tropiſche Landſchaft gewährt jedoch alle dieſe Mittel mühelos und in weitverbreiteter Fülle; und eben in dieſen Gegenden würde der Menſch am vollſtändigſten ein Paraſit ſeiner brottragenden Baumwelt geblieben ſein, wenn nicht wenigſtens der Trieb zu geſelligem Lebensgenuß und manche feſſellos aufglühende ſinnliche Begierde in der dicht aufwachſenden und ſich gegenſeitig drängenden Bevölkerung eine nothdürftige Ordnung des Zuſammenlebens geſtiftet oder durch deren gewaltſame Unterbrechungen dem Leben wenigſtens einen leidenſchaftlichen Inhalt gegeben hätte. Wo die ſegenſpendenden Pflanzen ſparſamer vertheilt ſind, bezeichnen ihre zerſtreuten Gruppen auch die Wohnſtätten des menſchlichen Lebens, das an ihrem Fuße ſich anſiedelt, aber eine zuſammenhängende Cultur entwickelt ſich doch erſt da, wo die Natur die Arbeit vor den Genuß geſetzt hat. Die Wohlthaten, welche die Pflanzenwelt in dem Wuchſe der Banane, des Brotbaumes, der Dattel und der Kokospalme dem Menſchengeſchlecht erzeigt, werden gewiß nicht gedankenlos von ihm hingenommen, und die Phantaſie der Völker, die von ihnen zehren, iſt empfindſam genug, um mit dankbarer Verehrung an ihre großartigen Bilder die erwachenden poetiſchen Reflexionen ihres einfachen Lebens zu knüpfen. Aber dieſen Anregungen weit überlegen iſt die gemüthbildende Kraft, die überall von den mannigfachen Geſchäften des Anbaues der Cerealien ausgeht. Es iſt die eigene Kraft und Anſtrengung, welche der ackerbauende Menſch zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe einſetzen muß; Natur und Boden, mit denen er verkehrt, laſſen ſich ihre Gaben weder abſchwindeln, noch bieten ſie dieſelben freiwillig dar, aber ſie gewähren ſie dem unabläſſigen und genauen Fleiße. Die nothwendige Beachtung vieler kleinen Bedingungen, die alle den Erfolg ſichern helfen, die Unverläßlichkeit einer beſtimmten

Reihenfolge von Geschäften, welche weder die Willkür umkehren, noch der leichtsinnige Uebermuth sich ersparen kann, die Geduld nicht nur im Kampfe mit Wetter und Jahreszeit, sondern auch im Abwarten des langsamen Reifens, das keine Hast der Begierde zu beschleunigen vermag, der Anblick endlich der Gleichförmigkeit, mit welcher im Ganzen das Werk der natürlichen Kräfte fortschreitet: alle diese Dinge lehren den Geist, sich aufgenommen und mit verwickelt zu fühlen in einen breiten folgerichtigen und vielverzweigten Zusammenhang der Naturgesetzlichkeit, und sie werden nicht verfehlen auch in dem ärmlichsten Gemüth das Bewußtsein zu erzeugen, wie nothwendig zum Gelingen jedes Werkes die Vollständigkeit einer zusammenhängenden formalen Vermittlung ist, und wie wenig ein aus dem Stegreif geführtes Leben auf Erfolg und Befriedigung rechnen darf.

Mit den wachsenden Mühen des Feldbaues ist nun die Gründung der nicht mehr beweglichen, sondern festen Niederlassung verbunden, und mit ihr zuerst ist der Mensch zu der Natur in ein Verhältniß beziehungsreichen Gegensatzes getreten, auf welchem alle späteren Fortschritte seiner Bildung beruhen. Denn in der That ist nicht die Fesselung an den Erdboden, die an dem seßhaften Leben zunächst ins Auge fällt, das Ueberwiegende an diesem Verhältniß, und nur mit wenigem Recht mag der fruhinschweifende Nomade auf diese Gefangenschaft verachtend herabsehen; er selbst steht vielmehr in einer weit größeren Abhängigkeit der Natur gegenüber, zu deren Scenerie er fast eben so sehr als die Heerde gehört, die er führt, oder als das Wild, welches er verfolgt. Die Wände des Hauses dagegen, innerhalb deren der Mensch beginnt, theils in müßiger Zeit, abgeschlossen von allen äußern Eindrücken, das heimlich zusammengedrängte Leben der Familie zu genießen, theils die technischen Hülfsmittel vorzubereiten, mit denen er dann wieder in die weite Umgebung hinaustreten und ihre Erzeugnisse ernten und bearbeiten wird: diese Wände befreien ihn weit dauernder von der Außenwelt als den Nomaden die flüchtige Zelte, die wohl rastlos Ort mit Ort ver-

tauscht, ohne den Zugang zu einer innern Welt anderswo, als eben wieder am Ende der Bahn in dem stillen Innern des Zeltes aufzufinden. Die Wände des Hauses umschließen ein neues Reich menschlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachsende Geschlecht eine Befriedigung seines Daseins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Vorfahren, mit deren dahingegangenen Gestalten jetzt zum ersten Male das gegenwärtige Leben sich in einer unabgebrochenen Gemeinschaft fühlt, und zu deren nachgelassener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgestaltend und fortführend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. Aber wie unnütz würde es sein, die Stimmungen und Gefühle zu schildern, die Jeden bei dem Namen des Hauses ergreifen und die noch jetzt in ihrer ganzen Frische sich bei der Gründung jeder festen Niederlassung wiederholen, die bestimmt ist, auf ungerechnete Zeiten hinaus der anschauliche Uebungsplatz einer aneinander verschlungenen Reihenfolge menschlicher Freuden, Leiden, Hoffnungen und Erinnerungen zu werden. Genug, daß in der beginnenden Cultur der Gegensatz der geistigen Welt zur Natur zuerst und in seiner ausdrucksvollsten Anschaulichkeit als der Gegensatz der Häuslichkeit gegen die Unbegrenztheit der Außenwelt zur Erscheinung kam.

Auch in unserem gegenwärtigen Leben, in welchem der vielverzweigte Zusammenhang geistiger Interessen das Verhältniß zur Natur vielfach verdunkelt, können wir leicht bemerken, welchen bedeutenden Einfluß die anschauliche Ausprägung unserer Bestrebungen in äußerlichen Werken auf unser Gemüth ausübt. Der Arbeiter, der ein Werk seiner Hände gestaltet, und dem nicht andere Mängel der socialen Einrichtung die Freude daran schmälern, bewahrt fast überall eine gleichmüthigere und zufriedenere Stimmung, als der Forscher, der sich beständig in einer übersinnlichen Welt nur intellectueller Angelegenheiten bewegt. Wohl mag für lange Kämpfe der Augenblick entschädigen, in welchem ihr Ergebniß die Gestalt eines künstlerisch abschließbaren Resultates erreicht; aber selten ist doch dieses Resultat selbst so zweifel-

los und in ſich vollendet, wie das äußerliche Werk, das mit allen ſeinen Vorzügen und Mängeln völlig beurtheilbar und gewiß vor unſerm Augen ſteht, und deſſen Entſtehen ſelbſt in jedem Augenblicke die anſchauliche Einſicht in die Ueberwindung der einzelnen Schwierigkeiten gewährte. Um ſo mehr muß im Anfang der Cultur, wie es ja noch im Beginn jedes individuellen Lebens geſchieht, das Selbſtgefühl ein fröhliches Erwachen feiern, ſobald es in ſeinen Erſtlingswerken ſein inneres Dichten und Trachten in der Geſtalt eines von ihm geſchaffenen nun fertig daſtehenden Werkes verkörpert ſieht. Jedes Geräth, das der Menſch gebaut hat, iſt ihm die Ausprägung eines ſeiner Gedanken geworden und er ſieht in ihm zugleich die künftige Leiſtung, die Macht, mit welcher der eigne Geiſt jetzt kräftiger und umfaſſender als mit den bloßen Hülfsmitteln ſeiner körperlichen Organiſation auf die Außenwelt einzuwirken befähigt iſt. Dieſes tiefe Bedürfniß, unſer Leben in einer durch uns umgeſtalteten Umgebung widerſcheinen zu ſehen, beherrſcht unſere Schritte überall. Nicht nur Haus und Hof ſollen die Geſchichten der vergangenen Thätigkeit und die Mittel der künftigen uns vor Augen ſtellen; auch wo es geiſtigeren Intereſſen gilt, denen keine räumliche Erſcheinung genügend entſprechen kann, lieben wir wenigſtens eine beſtimmte Stätte als den Mittelpunkt zu bezeichnen, von welchem aus immer dieſelbe menſchliche Thätigkeit ihren Ausgang nimmt. Es iſt wahr, daß Gott uns überall nahe iſt, aber jeder früheſte Anfang der Cultur gründet doch örtliche, beſtändige Heiligthümer und Altäre und will nur da vorzugsweiſe beten, wo er durch die Gebete ſeiner Vorfahren und durch die gemeinſchaftliche Andacht ſeiner Mitwelt eine Stelle der Erde vorzüglich geheiligt fühlt. Nicht das drängende Bedürfniß des Lebensunterhaltes allein führt zur Gründung der feſten Niederlaſſung, ſondern mit dem Hauſe zugleich wird die ganze Umgebung in dieſen geiſtigen Beſitz genommen, oder eben das geiſtige Leben vielmehr zu örtlicher Erſcheinung gebracht.

Mit der Stiftung eines beständigen Wirkungskreises und seines Mittelpunktes gelangen auch die übrigen sittlichen Verhältnisse die erste Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung. Der Verkehr der beiden Geschlechter kann in dem wilden Jägerleben kaum eine tiefere Bedeutung gewinnen, als die, welche wir ihn wirklich erreichen sehen. Eine beständige Theilnahme an den Anstrengungen des Mannes macht dem Weibe die Natur unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie doch nur eine Genossenschaft sein, die dem verschiedenen geistigen Naturell beider sehr geringe Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigenthümlichkeiten gäbe. Dieses Leben ist zu arm und bietet zu wenige das Gemüth berührende gemeinsame Erlebnisse und bei seinem Mangel an zu verwaltendem Besitz zu wenig gemeinschaftliche Sorge und Arbeit, als daß die männliche Kraft in der weiblichen Seele eine wesentliche Ergänzung ihrer eignen Unzulänglichkeit sehen könnte. Auch die übrigen Familienbande leiden unter dieser Abwesenheit eines Lebenszweckes. So wie in der Thierwelt eine aufopferungsfähige Liebe der Aeltern das junge Leben umgibt und dann rasch erkaltet, wenn dessen Hülfsbedürftigkeit abnimmt, so zeigt allerdings auch dieser Naturzustand der Menschheit ergreifende Beispiele der Hingabe der Aeltern für die Kinder, aber auch die leichte Lösbarkeit dieses Verhältnisses nach erreichter körperlicher Ausbildung der letztern. In der That, wo keine spätere Generation die Arbeit der früheren zur Fortführung übernimmt, sondern jede wie atomistisch vereinzelt und wo worn anfangend sich wieder an die allgemeine Natur wendet, um ihre Bedürfnisse auf längst bekannten Wegen zu befriedigen, da fehlt begreiflich jenes Ineinanderwachsen der Seelen mit ihren gemeinsamen Lebensinteressen und doch individuell verschiedenen Charakteren und Phantasieeinrichtungen, jene Gemeinschaftlichkeit und zugleich jener Widerstreit der Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche in der Welt der Cultur aus den natürlichen Banden des Blutes erst eine sittliche Zusammengehörigkeit der Herzen entwickeln. Man hat oft beobachtet, wie leicht und leidlos sich der Indianer

auf ewig von seinen Aeltern trennt; die Bedeutsamkeit und Schönheit des geschwisterlichen Verhältnisses aber rührt noch viel weniger das Gemüth des Naturmenschen.

Ich könnte fortfahren und an dem Hirtenleben die höhere Bedeutung rühmen, die in den Familienbanden empfunden wird, die freiere Stellung des Weibes, das aus der Dienerin zur Lebensgenossin des Mannes erhoben ist, die Freude an der Fortführung der Stammtafeln, die in ununterbrochenem Zusammenhang das einzelne Mitglied einer allmählig angewachsenen Gemeinschaft seiner Zugehörigkeit zu Altvorderen versichern, um deren Namen die wohlgepflegte Tradition hervorragender Thaten und Ereignisse ihren Glanz verbreitet hat. Aber in der That gehören diese schönen Anfänge der Cultur doch auch nur wenigen begünstigten Stämmen und vor allen jener semitischen Vorzeit, in die wir wie in den Spiegel der reinsten und ursprünglichsten Menschenentwicklung hineinzublicken gewohnt sind. Sie zeigen sich sehr vermindert und mit weit geringerer Tiefe des Gemüthes in den kriegerischen Hirtenvölkern, die noch jetzt die Wüsten und Steppen der alten Welt beleben, und sie verschwinden fast ganz in der unpoetischen Verwilderung der Polarnationen. Eine umfassendere ethnographische Vergleichung, als sie uns jetzt hier erlaubt ist, würde uns deutlicher machen, wie wenig die erreichte Höhe der Ausbildung von den verschiedenen Lebensweisen, die wir hier ins Auge fassen wollten, allein abhängt; wie bedeutend vielmehr die unerklärte Verschiedenheit der geistigen Begabung, die den einzelnen Stämmen der Menschheit zu Theil geworden ist, unter sonst ähnlichen Bedingungen zum Auseinanderweichen ihrer Bildungsgänge führt; manches überdies, was wir geneigt wären, als ziemlich unmittelbare Wirkung der durch die äußern Umgebungen bedingten Lebensweise zu betrachten, ist vielleicht Nachklang einer zu Grunde gegangenen oder Reflex einer anderswo bestehenden Cultur, mit welcher der historische Lauf der Ereignisse auch einen scheinbar isolirt sich entwickelnden Stamm doch in fruchtbare Beziehungen gebracht hat. Mag nun die geschichtliche

Betrachtung dieſe zuſammenwirkenden Einflüſſe zu ſondern ſuchen; wenn es dagegen nur gilt, den ſittlichen Werth von Lebensformen zu beurtheilen, auf denen auch die Cultur der Gegenwart noch beruht, ſo werden wir nicht zweifeln, daß die ſeßhafte Niederlaſſung und der Wirkungskreis, der ſich in Haus und Hof eröffnet, die feſte Grundlage eines geſchloſſenen Familienlebens und mittelbar durch dieſes auch die Baſis der größeren geſellſchaftlichen Ordnung bildet. Es liegt freilich weder als eine Möglichkeit im Laufe der Dinge, noch als ein unabweisbares Bedürfniß in der menſchlichen Natur, daß eine und dieſelbe feſte Heimat die allmählig anwachſenden Geſchlechter dauernd beherberge, die in ihr geboren wurden, oder daß die Bande der Verwandtſchaft, welche die zahlreich gewordene Nachkommenſchaft mit ihren Vorvätern und unter einander verknüpfen, ins Unendliche hin der Erinnerung klar und gegenwärtig bleiben. Großältern und Enkel verbindet noch eine ſtarke natürliche Zuſammengehörigkeit, aber über die dritte Generation hinaus und entſprechend in der wachſenden Seitenverbreitung der Verſchwägerung gehen dieſe Gefühle der Blutsverwandtſchaft raſch in ein allgemeineres Intereſſe zurück, das nur noch der Menſch am Menſchen, oder der Landsmann am Landsmanne nimmt. Aber dies vernichtet nicht den Zauber, den über das Gemüth die mögliche Rückerinnerung an eine ſeit Jahrhunderten ſich fortſetzende Reihe von Generationen, als deren letzte Glieder wir uns wiſſen, immer ausüben wird; wie jedoch dieſe Tradition nur unter Vorausſetzung eines ſchon ſtark gewordenen Culturgefühls möglich iſt, ſo liegt ihr Werth auch nur entweder in dem Bewußtſein einer überkommenen hiſtoriſchen Aufgabe, die fortzuführen iſt, oder in der Reflexion über die Verknüpfung menſchlicher Schickſale, die hier mit Deutlichkeit an einer einzelnen ſich fortſpinnenden Kette verfolgt werden mag, während die allgemeine Geſchichte über der Betrachtung des Geſammtgeſchlechtes die einzelnen Fäden aus dem Auge verliert. Nur Wenigen kann dieſer Rückblick und das Glück vergönnt ſein, in einem alten Stammſitz unter den Denkmälern der Vorfahren

zu weilen; den Meiſten wird eine vorübergehende Häuslichkeit der Aeltern die Stelle eines angeſtammten Grundbeſitzes vertreten. Aber auch zu ſolchem Vaterhauſe kehrt die Phantaſie gern aus dem bewegten Leben zurück, und nach der Zerſtreuung der Familie, wenn mit der erſchwerten gegenſeitigen Ueberſicht der auseinandergehenden Lebensbahnen ihrer Glieder das Gefühl ihrer Verbindung ſich abſchwächt, bezeugt eben die Rückſehnſucht nach dem tiefempfundenen einſtigen Glücke der häuslichen Vereinigung den Werth, den auch in unſern Culturverhältniſſen die feſte Anſiedelung der Familie beſitzt. Dieſe Zerſtreuung ſelbſt aber wird gemildert durch die mehr und mehr hervortretende Bedeutung der Geſellſchaft, die, je vollendeter und reicher ihre innere Gliederung wird, um ſo zahlreicher andere ſittliche Verhältniſſe zwiſchen den Einzelnen erzeugt, deren Werth den Banden der Verwandtſchaft gleichkommt und in einzelnen Fällen ſie zu überwiegen anfängt. Doch bedarf es kaum eines Beweiſes, daß die ſittliche Kraft dieſer geſelligen Beziehungen ſelbſt auf dem Grunde des häuslichen Familienlebens wurzelt, und daß jede ſcheinbar excentriſche Lebensbahn im Stillen um dieſen Mittelpunkt gravitirt und ihren menſchlichen Werth darin hat, daß ſie aus jenem Leben entſprang, in ihm endet oder für eine Gemeinſchaft wenigſtens arbeitet, die auf ihm beruht.

Wenn nicht ſchon der natürliche Lauf der Dinge aus dem einzelnen Stammpaar eine ſich erweiternde Geſellſchaft erzeugte, oder in der gegenwärtigen Welt jeden ohne ſein Zuthun in der Mitte einer ſchon beſtehenden Geſellſchaft entſtehen ließe, ſo würde zur völligen Entwicklung der Humanität und zur Befriedigung aller Bedürfniſſe ſeines Gemüthes jenes einzelne Paar ſich dieſen größeren beſeelten Hintergrund ſeines Lebens erſehnen müſſen. Ich bezweifle nicht, daß die kleinſte Hütte Raum hat für glücklich Liebende; aber wir können gewiß ſein, daß ohne Erinnerung an eine Geſellſchaft, deren bildenden Einfluß ſie vor ihrer Iſolirung erfuhren, und ohne Rückkehr in dieſen lebendigen

Kreis das Glück ihrer Liebe nicht wesentlich größer sein würde, als es den Waldindianern zufällt, deren melancholische Paare einsiedlerisch und stumm in Aufsuchung und Genuß der täglichen Bedürfnisse neben einander hingehen. Das Drama des Lebens fällt zu inhaltlos aus, wenn nur zwei Personen es spielen; sie bedürfen wenigstens des Chores, der ihnen die unendliche Fülle menschlicher Interessen gegenwärtig erhält, von denen ihre eigenen wechselseitigen Beziehungen doch immer nur einen kleinen Theil zum Bewußtsein bringen. Man ist nicht zufriedengestellt durch das einsame Zusammenleben mit einem Zweiten; man will ihn in seinem Verhalten zu einem Dritten beobachten und sich selbst von ihm in dem eigenen Verhalten zu diesem Dritten beobachtet wissen; man will endlich, daß das eigene Wechselwirken von einer beseelten Umgebung gesehen und anerkannt werde, und völlig unbekannt genießen gilt fast so viel als nicht sein. Dieses Bedürfniß geht durch unser ganzes Leben; auch die bescheidenste Liebe will doch ihr Glück zuletzt zeigen; der Freund will vor fremden Augen stolz sein können auf den Freund; nicht das Lob, das der Andere uns ertheilt, befriedigt uns so sehr, als das Bewußtsein, mit ihm beladen vor einem Dritten zu erscheinen; jedes künstlerische Streben bedarf der Anerkennung, und die entsagendste wissenschaftliche Thätigkeit, die zurückgezogen von der Mitwelt sich in sich selbst versenkt, rechnet im Stillen auf die unsichtbare Nachwelt und ihr Verständniß; nicht umsonst endlich ist zu allen Zeiten der beliebteste Gesprächstoff der Nebenmensch; denn in der That Alles, was sonst im Himmel und auf der Erde ist; kommt an unmittelbarem Interesse den Handlungen des Menschen nicht gleich, in deren Betrachtung, Untersuchung, Tadel und Billigung wir unserer eigenen Vorzüge, Mängel, Bestrebungen und Ziele am meisten bewußt werden können.

So lange nun in einer größeren Gemeinschaft von Menschen die Natur der Lebensweise eine völlige Gleichartigkeit der Zwecke und der Beschäftigungen Aller unterhält, wird diese gegenseitige Theilnahme an einander nicht ihre ganze bildende Kraft entfalten.

Erst die feste Niederlassung und die auf den Ackerbau begründete Mannigfaltigkeit der Arbeiten führt zu einer wachsenden Verschiedenheit der Berufe, deren eigenthümlicher Geist, ohne die allgemeinen menschlichen Eigenschaften zu unterdrücken, doch den ganzen Menschen ergreift und durchdringt. Ein doppelter Vortheil liegt hierin. Jede ausschließlich gewählte Lebensarbeit bedingt einerseits nicht nur eine gründlichere Kenntniß der Gegenstände, denen sie sich widmet, und gewöhnt an eine größere Strenge formaler kunstmäßiger Consequenz in ihrer Behandlung, sondern sie eröffnet auch einen übersehbaren in sich zusammenhängenden Anschauungskreis, innerhalb dessen sich allgemeine Wahrheiten um so überredender aufdrängen, an je-specielleren Beispielen sie sich anschaulich und greiflich und der gewöhnlichen Beschäftigung wie eingeboren aufdrängen. Man darf, um dies zu würdigen, nur an den Schatz der Sprüchwörter und der sprüchwörtlichen Redensarten denken, in denen jedes Volk seine praktische Lebensweisheit niederzulegen pflegt; die ausdrucksvollsten von ihnen verrathen, daß sie ihre allgemeine Wahrheit innerhalb eines bestimmten Berufskreises von speciellen nur hier vorkommenden Beispielen abstrahirt haben. Anderseits gibt jeder Beruf dem Gemüth sein eigenthümliches Temperament, der Phantasie ihre besondere Richtung, der Weltauffassung ihre unterscheidenden Standpunkte und Manieren der Beurtheilung, den Leidenschaften und der ganzen Haltung des Menschen ein zusammenstimmendes Sondergepräge; dadurch eben wird der Eine für den Andern nun ein Gegenstand von größerem Interesse. Indem wir uns in das Studium einer uns so fremdartigen und von der unseren abweichenden Erscheinung vertiefen, tritt neben den unzähligen Einzelheiten, die unsere Theilnahme erregen, das allgemeine Menschliche um so klarer hervor und unser sittlicher Gesichtskreis erweitert sich, sobald wir die eigene individuelle Manier des Daseins nicht mehr für die einzige denkbare oder löbliche zu halten berechtigt sind. Aber da schon der Anfang der Odyssee hervorhebt, was unser moderner Reisetrieb bestätigt, welchen Werth es nämlich hat, vieler Menschen Städte

und Sinnesart kennen zu lernen, so bedarf diese Seite des bildenden Einflusses der Gesellschaft keiner weiteren Beweise. Im Gegentheil wollen wir der Gefahren gedenken, welche die immer weitergehende Mannigfaltigkeit der Lebensweisen und ihr wechselseitiges Kundwerden für einander mit sich bringt.

Welche Verengung des Gedankenlaufes, welche Verkümmerung der Empfänglichkeit für wesentliche menschliche Interessen die Monotonie einer beschränkten Berufsweise verursachen kann, bedarf nur dieser kurzen Erinnerung; aber auch das Nebeneinanderbestehen verschiedener Lebensarten hat neben den Vortheilen seine Nachtheile. Je gleichförmiger die Beschäftigung einer größern Gesellschaft ist, desto leichter bildet sich als Norm für alle ihre Verhältnisse eine feste, Alles in ihr Bereich ziehende Sitte, die, so lange sie besteht, zwar den Einzelnen fast nur als ein Beispiel einer nationalen typischen Bildung dahinleben läßt, ihn aber doch auch dem Unglück des Zweifels und der sittlichen Haltungslosigkeit entzieht. Wo dagegen die Bildung eine mannigfaltigere Gliederung der Arbeit und der Lebensformen hervorgebracht hat, am meisten, wo durch historische Conflicte die in sich zusammenhängenden Culturweisen verschiedenartiger Völker sich mischen, bietet sich dem Gemüthe eine verwirrende Buntheit möglicher Existenzarten dar, die ebenso kräftig, wie sie einerseits die Intelligenz über die Beschränktheit hergebrachter Vorurtheile erhebt, anderseits auch die Haltbarkeit und Sicherheit aller sittlichen Schranken erschüttert. Die großen Völkermischungen, die mehrfach im Laufe der Geschichte eingetreten sind, bilden dadurch in gewisser Weise die interessantesten Epochen der menschlichen Entwicklung. Auf den Trümmern einer in sich festen und harmonischen Cultur regt sich ahnungsvoll, ungebunden, mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin suchend und durch den Mangel inneren Gleichgewichtes zu glänzenden Extravaganzen geneigt, die ihrer Wildheit zurückgegebene und doch durch den Einfluß der Vergangenheit vielfach angeregte Phantasie der Menschheit; aber wenn sie buntfarbigere, wärmere und mannigfachere Erzeugnisse hervor-

bringt, als in der Regel die Blüthezeit einer zum Gleichgewicht gekommenen, Ein Ideal ausschließlich verfolgenden Cultur, so sinken anderseits diese Zeiten in ein Gemisch naturwüchsiger Barbarei und einzelner naturwidrigen sittlichen Uebertreibungen zurück. Man kann diese sittlich auflösende Kraft auch in der Gegenwart an allen den menschlichen Wohnstätten beobachten, in denen sich große Gegensätze der Cultur fortwährend berühren. Es ist eine längst gemachte richtige Bemerkung, wie verwirrend auf schwache Gemüther im Orient die Betrachtung so verschiedener Stämme einwirken muß, die, weiß oder schwarz von Haut, freiheitstolz oder knechtische Sklaven, hier zu diesen, dort zu jenen Göttern beten, die einen die Treue der Ehe bewahren, die andern die Freuden der Polygamie genießen; und es geht Alles; Alle befinden sich auf ihre Weise wohl und es fährt nirgends ein Blitz vom Himmel, um zwischen diesem Chaos der Meinungen zu richten.

Um aus einer nationalen Gewohnheit des Lebens in eine selbstbewußtere Humanität überzugehen, muß die Bildung durch diese Gefahr des Skepticismus hindurch, und die Geschichte wiederholt stets ihre Bemühungen, die Wechselwirkung menschlicher Geschlechter zu steigern. Seltener werden die größeren Wanderungen der Einzelnen und der Völker durch den Mangel der einfachsten und natürlichsten Unterhaltsmittel des Lebens, öfter durch einen unruhigen abenteuerlichen Drang, am häufigsten durch die Begierde nach Gegenständen hervorgerufen, deren unmittelbarer Werth für die menschliche Natur gering ist, und die nur theils durch Schönheit und Fremdartigkeit die Sinne und die Neugier locken, theils selbst erst im Laufe der Bildung durch Gewohnheit die Dringlichkeit nothwendiger Lebensreize erhalten. Schon die Dichter und Moralisten des Alterthums haben von der Unersättlichkeit des Menschen gesprochen, die, von tausend künstlichen Bedürfnissen gestachelt, alle natürlichen Beschränkungen überfliege und in das Leben, das einfach und friedlich verlaufen könnte, die Unruhe und Gefahr fernhinzielender Unternehmungen bringe. Wie Vieles könnte diesen Klagen die Gegenwart hinzufügen! Denn

kein Reich der Natur iſt, das nicht durch Producte, die es anbot, das Menſchengeſchlecht zu unabſehbarer Arbeit entflammte. Durch Gold und Edelgeſteine, durch Eiſen Schwefel und Kohle lockte das Mineralreich und führte zur Entdeckung neuer Welttheile und zu einem Aufſchwung der Induſtrie, aus dem mittelbar unzählige andere menſchliche Thätigkeiten ihre Anregung und einen weiten Wirkungskreis gewannen. Durch ſeine nährenden Früchte belebte ſchon früh das Pflanzenreich den Handel, aber durch Zucker Kaffee Thee und die mannigfachen Gewürze, die man entbehren konnte, ſo lange man ſie nicht beſaß, hat es in weit höherem Maße den gewinnſüchtigen Unternehmungsgeiſt herausgefordert. Endlich hat das Thierreich durch den Walfiſch und durch das Pelzwerk der Vierfüßler des Nordens bis zu unwirthlichen Polarregionen den Muth und den Forſchungsgeiſt der Menſchen verlockt und durch das Geſpinnſt der unbedeutenden Seidenraupe gebildete Nationen früh zu gegenſeitigem Verkehr veranlaßt. Zu bekannt, als daß ſie mehr als einer Erwähnung bedürfte, iſt unſerer Zeit die Unermeßlichkeit der Einflüſſe, welche dieſe Anregungen auf die Entwicklung aller menſchlichen Kräfte ausgeübt haben. Ein Leben, welches mit der Befriedigung ſeiner natürlichſten Bedürfniſſe zufrieden geweſen wäre, würde wenig Veranlaſſung zur Fortbildung gefunden haben; der entbehrliche Luxus hingegen hat alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte zu äußerſter Anſpannung getrieben, und indem der Maßſtab der Anſtrengungen beſtändig wuchs, welche Hoffnung auf Erfolg gewährten, iſt in dieſem Dienſte die Wiſſenſchaft groß gewachſen, die Phantaſie des Menſchen hat unermeßliche bildende Beſchäftigung, der moraliſche Muth unzählbare Gelegenheiten ſeiner Bewährung unter neuen und eigenthümlichen Bedingungen gefunden.

Wir haben bisher die Cultur nur in Bezug auf die Güter des Lebens betrachtet, welche ſie erzeugt und dem Einzelnen darbietet; je höher ſie ſteigt, um deſto mehr bedarf ſie auch äußerlich

festgestellter Normen des Verhaltens der Einzelnen gegen einander und einer bestimmt angeordneten Verwaltung, welche die zweckmäßigste Befriedigung der Bedürfnisse Aller durch das vorhandene oder das erringbare Quantum der Genußmittel sichert. Die Gesellschaft mit ihrer naturgemäß entstandenen Sitte und Convenienz verwandelt sich in den Staat, welcher kunstgemäß und mit bewußter Berechnung die in dem Geiste der Gesellschaft lebendigen sittlichen Ideen in die Einzelheiten ihrer vorgefundenen Lage als ordnende Principien hineinarbeiten, und in einem systematischen Ganzen von Rechten und Pflichten dem Gemüthe den geistigen Organismus, dem es sich als Glied einzufügen hat, als eine ausgeprägte objective Wirklichkeit vorhalten soll. Es ist nicht dieses Ortes, ein Ideal der politischen Ordnung zu verzeichnen, eine Aufgabe, zu der wir erst am Ende unserer Betrachtungen zurückkehren werden; nur die Nothwendigkeit, ein solches Ideal in mehr oder minder glückenden Versuchen zu verfolgen, und die unvermeidlichen Stellungen, in welche zu ihm nach dem Laufe der Welt der lebendige Einzelne tritt, haben wir kurz zu berühren. Es wird zwei beständige Conflicte geben, den einen zwischen der subjectiven Willkür überhaupt und dem Gebundensein durch eine objective Ordnung, den andern zwischen den Bedürfnissen des Einzelnen und dem Mechanismus des politisch geordneten Lebens, der sie ihm nicht alle befriedigt.

So alt Staatenbildungen in der Welt sind, so alt ist auch der Druck, den ihre Institutionen auf einzelne der Angehörigen ausüben; tadelnswerth überall da, wo dem Verdienste und der aufstrebenden Kraft gesetzlich der freie Raum zur Entfaltung und zur Erringung einer angemessenen Lebenslage verweigert wird, entschuldbar da, wo außer der freien Eröffnung jeder Laufbahn die staatlichen Einrichtungen nicht zugleich alle Hindernisse hinwegräumen, die ihrem Betreten theils die äußern Umstände theils die menschliche Natur und ihre Schwächen und üblen Neigungen entgegenstellen. Wir werden später doppelte Veranlassung haben, auf diese theils vermeidlichen theils unvermeidlichen Mängel

menſchlicher Einrichtungen zurückzukommen; nur ſo fern ſie den Zweifel an dem Glücke der Cultur überhaupt und die Rückſehnſucht nach einfachen Naturzuſtänden erregen, erwähnen wir ſie hier. Daß die wachſende Verfeinerung des Lebens nicht Allen in gleichem Maße zu Gute komme, und daß ein unbeſchränkter Genuß der phyſiſchen und geiſtigen Güter der Bildung nur ſehr wenigen Begünſtigten zu Theil werde, daß dagegen zu allen Zeiten ein großer Bruchtheil der Menſchheit weit unter dem Niveau der erreichbaren Bildung und ſehr entfernt von ihrem Genuſſe zurückbleibe, wird nicht in Abrede zu ziehen ſein. Um ſo irriger iſt der Wahn, daß unvermeidlich die Cultur, indem ſie jene Begünſtigten hebt, die Uebrigen unter das Maß des Lebensgenuſſes herabdrücke, das ihnen möglich wäre, wenn alle Schranken der verwickelten geſelligen Ordnung hinwegfielen. Das gereizte Gemüth des Leidenden vergißt dabei ſehr viele Wohlthaten, die ihm dieſe Ordnung erweiſt, und die, weil ſie nicht die greifbare Geſtalt eines Sonderbeſitzes annehmen, eben ſo leicht überſehen werden wie die Gegenwart der Luft, die um uns ruhend unſer Athmen möglich macht; er vergißt die Sicherheit ſeiner Perſon, den Rechtsſchutz, der doch auch ſeinen Anſprüchen zu Theil wird, die ihm offen ſtehenden Möglichkeiten der Bildung, die Benutzung, ja eben das Vorhandenſein ſelbſt, vieler geordneten und vorbereiteten Wege zum Verſuch, ſeine Kräfte für ſich ſelbſt nützlich zu verwenden. Er vergißt, daß dies alles, ebenſo wie die ganze Kenntniß der meiſten Güter, die ihm verſagt ſind, nur durch die von ihm geſchmähte Civiliſation möglich iſt, und daß anderſeits der einfache Naturzuſtand, in den er ſich zurückſehnt, in den meiſten Klimaten gar nicht, und in ſehr wenigen auch nur annähernd und auf die Dauer einem zahlreich gewordenen Menſchengeſchlecht dieſelbe Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe gewähren würde. Die Uebel der Armuth und des Elends, die wir ſo oft in betrübendem Gegenſatze zu dem dicht neben ihnen ſich entfaltenden Glanze des Reichthums finden, müſſen ohne Zweifel ernſtliche Beſtrebungen zur Verbeſſerung der ſocialen Einrichtungen anregen, aber ſie ent-

kräften die Behauptung nicht, daß, wo nicht eigene Verschuldung ihn daran hindert, Jeder, der auch nur in untergeordneter und ungünstiger Stellung einer civilisirten Gesellschaft angehört, nicht nur an einem unendlich reicheren Geistesleben Theil nimmt, sondern auch die Möglichkeit einer materiellen Wohlfahrt hat, die seine eigne vereinzelte Kraft ihm nicht gewähren würde.

Auch den andern Conflict, den wir zuerst nannten, berühren wir nur mit einem Worte. Der Druck, den die allgemeine Ordnung auf den Einzelnen ausübt, die Schranken, welche sie seinen Launen, Phantasien und Leidenschaften entgegensetzt, erregen das natürliche Gegenbestreben in ihm, entweder sich dieser gedrückten Lage zu entziehen, oder, wo dies nicht möglich ist, jene Ordnung selbst, die Ursache des Druckes, aufzuheben oder umzugestalten. Zu dem letztern Versuche wird die Gesellschaft sich berechtigt fühlen, wenn sie selbst als Ganzes von ihren unpassend gewordenen Einrichtungen leidet. Und allerdings würde es ein leerer Formendienst sein, eine bestehende Ordnung im Widerstreit mit den Bedürfnissen der Gesammtheit aufrecht halten zu wollen, zu deren systematischer Befriedigung sie vorhanden ist. Gleichwohl steht diese gegebene Ordnung nicht blos dem Einzelnen als eine berechtigte Schranke seiner individuellen Gelüste entgegen, sondern sie kann in echt menschlichem Sinne auch in die Willkür der Gesammtheit nicht so vollständig gestellt sein, als wäre sie das beliebige Erzeugniß ihrer Uebereinkunft. Die Statuten einer freiwillig zusammengetretenen Gesellschaft werden wohl für verbindlich geachtet von gewissenhaften Theilnehmern, aber Niemand sieht sie für heilig an; ja selbst daß sie für verbindlich gelten, dieses Halten an Treu und Glauben, scheint mir nur in der Mitte einer civilisirten Gesellschaft möglich, die vorher gewohnt gewesen ist, eine von ihrer Willkür unabhängige verpflichtende Ordnung der Dinge zu achten. Eine große politische Gemeinschaft ist nun überall zum großen Theil ein Werk der Natur, oder vielmehr nicht der bloßen Natur, sondern der von dem Einzelnen unabhängigen sittlichen Weltordnung, auf deren Gebote eben das menschliche Geschlecht sich in

seinem Zusammenleben besinnt. Sie beruht einerseits auf der Pietät gegen das, was die Vorfahren an menschlicher Arbeit, an Humanität zu entwickeln begonnen haben, anderseits auf der sorgenden Liebe für die Nachkommen, denen wir das empfangene Erbe zu erhalten und vermehrt zurückzulassen haben. Eine Menschheit, welche Vergangenheit und Zukunft ganz vergessen und die Formen ihres Lebens rein zur Befriedigung der Gegenwart gestalten wollte, würde sich in nichts als in der größeren Zweckmäßigkeit ihrer Mittel von der Thierheit unterscheiden. Obgleich daher gewiß der Mechanismus der civilisirten Ordnung um der Gesellschaft willen, nicht diese um jenes willen vorhanden ist, so ist doch die Gesellschaft nicht der Summe aller in ihr gleichzeitig vorhandenen Einzelnen gleichzusetzen. Selbst wenn der unwahrscheinliche Fall einer ausnahmslosen Uebereinstimmung Aller einträte, würden sie dennoch nicht die Gemeinde bilden, die, sittlich betrachtet, mit souveräner Willkür über alle Formen ihres eignen Bestehens bestimmen dürfte; die dahingegangenen Geschlechter und die, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, gehören als wesentliche Glieder mit zu dieser Gemeinden. Nur dann ist der Mensch wahrhaft Bürger eines Staates oder Weltbürger zu nennen, wenn er sich eingeschlossen in diese unabgebrochene Kette zeitlicher Entwicklung der Humanität fühlt, beschenkt mit unzähligen Gütern, die ihm die Vorzeit erwarb, und eben darum mit Leib und Leben diesem geschichtlichen Ganzen verpflichtet, ohne das seine eigne Existenz undenkbar wäre, und dessen angefangene Arbeit er durch seine Thätigkeit und Intelligenz fortzuentwickeln berufen ist. Von diesem Gefühl ist zu allen Zeiten etwas in den Menschen lebendig gewesen, aber die Betrachtung der Geschichte wird uns lehren, wie selten das einseitige Haften am Alten und die blinde leidenschaftliche Neuerungssucht sich zu diesem Werke wahrhafter Entwicklung mit Bewußtsein verbanden und wie viel häufiger es der unbewußt drängenden Nothwendigkeit der historischen Verhältnisse überlassen wurde, den verweigerten oder verfehlten Fortschritt allmählig zu erzeugen.

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturproduct. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindungen mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhangslosigkeit der menschlichen Bestrebungen.

Je vielgestaltiger sich die äußere Ordnung des Lebens verzweigt, desto dringlicher tritt die Frage nach dem Kern dieser Schale und nach dem Reingewinn hervor, der mit all den Unkosten der Lebensarbeit errungen werden soll. Sie wird nicht nur von dem aufgeworfen, den eine ungünstige Stellung in der Mitte verwickelter Culturverhältnisse zu einem langen Kampf um seine Existenz und zu einer sich fortschleppenden Reihe von Anstrengungen nöthigt, in der jeder erreichte Erfolg nur die augenblickliche Nothwendigkeit neuer Arbeit und kaum in unabsehbarer Ferne die Aussicht auf eine endliche gesicherte Lage herbeiführt. Sie wird ebenso häufig von denen ausgesprochen, die ohne alle Sorge um die Erringung und Befestigung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu dem Genusse aller Güter des Lebens gelangen; auch ihnen scheint es oft, als gäbe es Zwecke und Ziele des Daseins nur, so lange man sich deren willkürlich feststellt; nur die Leidenschaft des Ringens nach dem noch Unerreichten scheint das Gemüth beleben zu können, jedes erreichte Gut dagegen sich zu verflüchtigen und die Schalheit der zurückbleibenden Abspannung vergeblich nach einem neuen Ziele zu suchen, dessen Reiz den Augenblick seiner Erlangung überdauerte. Es gibt günstigere Loose allerdings, solche, in denen saure Wochen und frohe Feste, Arbeit und lohnender Genuß billiger gemischt sind; aber auch aus der Zufriedenheit solcher Lebensläufe schrecken uns doch die Zweifel auf, die uns die

Uebel des Naturlaufes und die Betrachtung der Geſchichte gleichmäßig erwecken. Der Troſt, den eine zuſammenfaſſende Ueberlegung der menſchlichen Geſchicke und die Spuren göttlicher Leitung in der Geſchichte der Menſchheit gewähren könnten, liegt nicht in dem Geſichtskreiſe der Menge; ihren Augen bietet ſich faſt nur jener Kreislauf der Dinge dar, in welchem die verſöhnenden Elemente doch nur für ein Gemüth, das ſeinen Frieden ſchon gemacht hat, ſich mit den verletzenden ausgleichen. Es iſt nicht jedem redlichen Streben möglich, ſich zu einer befriedigenden Lebenslage emporzuarbeiten, und wenn wir ſelbſt zugeben wollten, daß kein Mißgeſchick ohne Mißgriffe deſſen eintritt, der es erduldet, ſo wird dadurch wenig die Bitterkeit gemildert, mit der wir unverhältnißmäßig größere Fehler durch unverdiente Gunſt der Umſtände belohnt ſehen. Wie viele Hoffnungen endlich unterbricht Krankheit und Tod; wie viele Seelen erſcheinen in dieſem irdiſchen Leben nur, um es eben ſo ſchnell zu verlaſſen, ziellos, zwecklos, ohne irgend eine Frucht der Entwicklung in ihrem kurzen Daſein! Und der Ueberblick der menſchlichen Schickſale, ſo weit ſie in unſere lebendige Erinnerung fallen, was zeigt er Anderes, als die beſtändige Wiederkehr derſelben Mühen und Leiden, derſelben Mißverſtändniſſe und Verkehrtheiten, nur durch die Verſchiedenheiten der äußern Scenerie abwechſelnd, und aufgehellt überall von denſelben einzelnen Lichtern eines bald wieder erlöſchenden Genuſſes? Wie groß iſt die Reihe der Stunden und Tage, die in Arbeiten und Anſtrengungen hinſchwinden, alle nur unternommen in Hoffnung eines Erfolges, der mehr werth iſt als ſie ſelbſt, und wie wenig zahlreich die Augenblicke, in denen es uns vorkommt, als hätten wir wirklich gelebt und uns nicht nur mit den Zurüſtungen zum Leben beſchäftigt! Betrachtungen dieſer Art werden kaum irgend einem Gemüthe ganz erſpart, wie flüchtig ſie auch, zum großen Glücke der Menſchheit, in den meiſten auftauchen und bald wieder von der Leichtblütigkeit oder der Entſagung verdrängt werden, mit welcher das menſchliche Herz doch wieder jedem kleinen Reize des Lebens ſich hingiebt und für den Augenblick durch ihn zufrieden

ſtellen läßt. Es iſt das alte Wort: wir wiſſen nicht, von wannen wir ſind, wir wiſſen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, daß wir ſo fröhlich ſind.

Der kurze Ueberblick über das menſchliche Daſein, durch welchen wir bisher die Betrachtung ſeiner geſchichtlichen Entwicklungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, dieſe inhaltſchweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß ſie aufgeworfen werden, und daß die Menſchheit zweifelnd hoffend phantaſirend und glaubend nach Zielen ihres Daſeins ausblickt, daß ſie ſich in beſtändiger Verknüpfung mit einer überſinnlichen Welt fühlt und ſelbſt durch abſichtliche Bekämpfung dieſes Gefühls nur deſſen widerſpenſtige Lebendigkeit bezeugt: dieſe ganze Summe von Reflexionen und Gemüthsbewegungen muß ebenſo wie die äußere Ordnung der Geſellſchaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als dieſe, unter den entſcheidenden Thatſachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle pſychiſche Ausbildung der Thierwelt erheben. Zu feſten Formen geſelliges Zuſammenlebens führt auch einzelne Thiergeſchlechter die Wechſelwirkung des pſychiſchen Mechanismus mit ihrer phyſiſchen Organiſation; aber während in dieſen Thierſtaaten eine vorherbeſtimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leiſtungen aller Glieder zu einem ſtets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menſchheit erſt, eben indem ſie die Frage nach ihrem eignen Weſen und ihrer Beſtimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu deſſen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Thätigkeit beſtimmt ſcheint. Die Lebensanſichten, welche der Verſuch zur Beantwortung dieſer Fragen zu allen Zeiten in dem menſchlichen Gemüthe hervorbringt, werden der letzte Gegenſtand unſerer diesmaligen Erwägung ſein.

Kaum irgend eine theoretiſche Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu beſtehen, als die Meinungen, die wir uns über unſere eigne menſchliche Natur und Beſtimmung bilden. In der ſtillen Zurückgezogenheit

ſpeculativer Betrachtung tritt meiſt das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menſchlichen Weſens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt ſich unvermerkt das Bild des Menſchen zu einer idealen Geſtalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmoniſch ihre Stelle füllt, ſondern eine ſo hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutſamkeit ihrer Beſtimmung und der Tiefſinn ihrer Weltſtellung kaum würdig genug zu bezeichnen ſcheint. Es iſt ein harter Zuſammenſtoß, mit dieſer Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität ſeinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen phyſiſchen und geiſtigen Hülfsmittel, welche dem Menſchen zur Erfüllung jener hohen Beſtimmung gegeben ſind, überall wieder, aber ſo wenig im Dienſte dieſer Beſtimmung verwendet, daß Menſchenliebe im Allgemeinen und Menſchenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag ſein, daß die letztere durch eine billigere Berückſichtigung der beſſern Keime ſich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menſchlichen Natur ſich immer noch finden; aber im Ganzen ſollte doch der Eindruck dieſer Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbſtüberſchätzung des Menſchenwerthes machen, die unſern anthropologiſchen Reflexionen ſo geläufig geworden iſt, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheile entſpricht, mit dem das menſchliche Geſchlecht in ſeinem unbefangenen Lebensgefühle ſich ſelbſt mißt. So wie man überall die irdiſche Natur als die einzige Erſcheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des ſchöpferiſchen Grundes ſich ausgegoſſen habe, ſo hat die Philoſophie ganz gewöhnlich den Menſchen als den iſolirten höchſten Gipfel dieſer Welt betrachtet und zwiſchen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu ſehen geglaubt, deren völlige Leere dem Verſuche, ſie ganz zu überſpringen, nur wenig widerſtehen würde. Wer nur der unmittelbarſten Erfahrung trauen will, die uns Ueberſinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menſchen als das Höchſte vor Augen ſtellt, hat in ſeiner Weiſe Recht. Wer jedoch einmal ſeiner Ahnung verſtattet, die Grenzen der ſinnlichen

Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn es nicht zugleich die unbegrenzte Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen! Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitelem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, aus sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsers Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach ratlos und hülflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Unfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die de-

müthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott zum nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und geschont; wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eignen Innern sich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Mensch aus einer patriarchalischen Zurückgezogenheit heraustritt und sich der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde seit undenklichen Zeiten Geschlechter auf Geschlechter entstehen ließ, mannigfach verschieden an äußerer Gestalt und inneren Anlagen und doch alle im Wesentlichen nach demselben Bilde, ja alle sogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geschlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, massenweis entstehend und vergehend, die vergessensten Winkel der Erde beleben; je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtsein gegenwärtig wird, um so zaghafter wird der Mensch über den Werth seines eignen Daseins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erscheinungen zu sein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten schwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verschwinden läßt, wird sich allmählig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß diese Ansicht histo-

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als bergängliches Naturproduct. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindungen mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhangbiegkeit der menschlichen Bestrebungen.

Je vielgestaltigen sich die äußere Ordnung des Lebens verzweigt, desto dringlicher tritt die Frage nach dem Kern, dieser Schale und nach dem Reingewinn hervor, der mit all dem Unbossen der Lebensarbeit errungen werden soll. Sie wird nicht nur von dem aufgeworfen, den eine ungünstige Stellung in der Mitte verwickelter Culturverhältnisse zu einem langen Kampf um seine Existenz und zu einer sich fortschleppenden Reihe von Anstrengungen nöthigt, in der jeder erreichte Erfolg nur die augenblickliche Nothwendigkeit neuer Arbeit und kaum in unabsehbarer Ferne die Aussicht auf eine endliche gesicherte Lage herbeiführt. Sie wird ebenso häufig von denen ausgesprochen, die ohne alle Sorge um die Erringung und Befestigung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu dem Genusse aller Güter des Lebens gelangen; auch ihnen scheint es oft, als gäbe es Zwecke und Ziele des Daseins nur, so lange man sich deren willkürlich feststellt; nur die Leidenschaft des Ringens nach dem noch Unerreichten scheint das Gemüth beleben zu können, jedes erreichte Gut dagegen sich zu verflüchtigen und die Schalheit der zurückbleibenden Abspannung vergeblich nach einem neuen Ziele zu suchen, dessen Reiz den Augenblick seiner Erlangung überdauerte. Es gibt günstigere Loose allerdings, solche, in denen saure Wochen und frohe Feste, Arbeit und lohnender Genuß billiger gemischt sind; aber auch aus der Zufriedenheit solcher Lebensläufe schrecken uns doch die Zweifel auf, die uns die

Uebel des Naturlaufes und die Betrachtung der Geſchichte gleichmäßig erwecken. Der Troſt, den eine zuſammenfaſſende Ueberlegung der menſchlichen Geſchicke und die Spuren göttlicher Leitung in der Geſchichte der Menſchheit gewähren könnten, liegt nicht in dem Geſichtskreiſe der Menge; ihren Augen bietet ſich faſt nur jener Kreislauf der Dinge dar, in welchem die verſöhnenden Elemente doch nur für ein Gemüth, das ſeinen Frieden ſchon gemacht hat, ſich mit den verletzenden ausgleichen. Es iſt nicht jedem redlichen Streben möglich, ſich zu einer befriedigenden Lebenslage emporzuarbeiten, und wenn wir ſelbſt zugeben wollten, daß kein Mißgeſchick ohne Mißgriffe deſſen eintritt, der es erduldet, ſo wird dadurch wenig die Bitterkeit gemildert, mit der wir unverhältnißmäßig größere Fehler durch unverdiente Gunſt der Umſtände belohnt ſehen. Wie viele Hoffnungen endlich unterbricht Krankheit und Tod; wie viele Seelen erſcheinen in dieſem irdiſchen Leben nur, um es eben ſo ſchnell zu verlaſſen, ziellos, zwecklos, ohne irgend eine Frucht der Entwicklung in ihrem kurzen Daſein! Und der Ueberblick der menſchlichen Schickſale, ſo weit ſie in unſere lebendige Erinnerung fallen, was zeigt er Anderes, als die beſtändige Wiederkehr derſelben Mühen und Leiden, derſelben Mißverſtändniſſe und Verkehrtheiten, nur durch die Verſchiedenheiten der äußern Scenerie abwechſelnd, und aufgehellt überall von denſelben einzelnen Lichtern eines bald wieder erlöſchenden Genuſſes? Wie groß iſt die Reihe der Stunden und Tage, die in Arbeiten und Anſtrengungen hinſchwinden, alle nur unternommen in Hoffnung eines Erfolges, der mehr werth iſt als ſie ſelbſt; und wie wenig zahlreich die Augenblicke, in denen es uns vorkommt, als hätten wir wirklich gelebt und uns nicht nur mit den Zurüſtungen zum Leben beſchäftigt! Betrachtungen dieſer Art werden kaum irgend einem Gemüthe ganz erſpart, wie flüchtig ſie auch, zum großen Glücke der Menſchheit, in den meiſten auftauchen und bald wieder von der Leichtblütigkeit oder der Entſagung verdrängt werden, mit welcher das menſchliche Herz doch wieder jedem kleinen Reize des Lebens ſich hingiebt und für den Augenblick durch ihn zufrieden

ſtellen läßt. Es iſt das alte Wort: wir wiſſen nicht, von wannen wir ſind, wir wiſſen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, daß wir ſo fröhlich ſind.

Der kurze Ueberblick über das menſchliche Daſein, durch welchen wir bisher die Betrachtung ſeiner geſchichtlichen Entwicklungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, dieſe inhaltſchweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß ſie aufgeworfen werden, und daß die Menſchheit zweifelnd hoffend phantaſirend und glaubend nach Zielen ihres Daſeins ausblickt, daß ſie ſich in beſtändiger Verknüpfung mit einer überſinnlichen Welt fühlt und ſelbſt durch abſichtliche Bekämpfung dieſes Gefühls nur deſſen widerſpenſtige Lebendigkeit bezeugt: dieſe ganze Summe von Reflexionen und Gemüthsbewegungen muß ebenſo wie die äußere Ordnung der Geſellſchaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als dieſe, unter den entſcheidenden Thatſachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle pſychiſche Ausbildung der Thierwelt erheben. Zu feſten Formen geſelliges Zuſammenlebens führt auch einzelne Thiergeſchlechter die Wechſelwirkung des pſychiſchen Mechanismus mit ihrer phyſiſchen Organiſation; aber während in dieſen Thierſtaaten eine vorherbeſtimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leiſtungen aller Glieder zu einem ſtets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menſchheit erſt, eben indem ſie die Frage nach ihrem eignen Weſen und ihrer Beſtimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu deſſen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Thätigkeit beſtimmt ſcheint. Die Lebensanſichten, welche der Verſuch zur Beantwortung dieſer Fragen zu allen Zeiten in dem menſchlichen Gemüthe hervorbringt, werden der letzte Gegenſtand unſerer diesmaligen Erwägung ſein.

Kaum irgend eine theoretiſche Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu beſtehen, als die Meinungen, die wir uns über unſere eigne menſchliche Natur und Beſtimmung bilden. In der ſtillen Zurückgezogenheit

ſpeculativer Betrachtung tritt meiſt das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menſchlichen Weſens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt ſich unvermerkt das Bild des Menſchen zu einer idealen Geſtalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmoniſch ihre Stelle füllt, ſondern eine ſo hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutſamkeit ihrer Beſtimmung und der Tiefſinn ihrer Weltſtellung kaum würdig genug zu bezeichnen ſcheint. Es iſt ein harter Zuſammenſtoß, mit dieſer Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität ſeinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen phyſiſchen und geiſtigen Hülfsmittel, welche dem Menſchen zur Erfüllung jener hohen Beſtimmung gegeben ſind, überall wieder, aber ſo wenig im Dienſte dieſer Beſtimmung verwendet, daß Menſchenliebe im Allgemeinen und Menſchenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag ſein, daß die letztere durch eine billigere Berückſichtigung der beſſern Keime ſich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menſchlichen Natur ſich immer noch finden; aber im Ganzen ſollte doch der Eindruck dieſer Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbſtüberſchätzung des Menſchenwerthes machen, die unſern anthropologiſchen Reflexionen ſo geläufig geworden iſt, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheile entſpricht, mit dem das menſchliche Geſchlecht in ſeinem unbefangenen Lebensgefühle ſich ſelbſt mißt. So wie man überall die irdiſche Natur als die einzige Erſcheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des ſchöpferiſchen Grundes ſich ausgegoſſen habe, ſo hat die Philoſophie ganz gewöhnlich den Menſchen als den iſolirten höchſten Gipfel dieſer Welt betrachtet und zwiſchen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu ſehen geglaubt, deren völlige Leere dem Verſuche, ſie ganz zu überſpringen, nur wenig widerſtehen würde. Wer nur der unmittelbarſten Erfahrung trauen will, die uns Ueberſinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menſchen als das Höchſte vor Augen ſtellt, hat in ſeiner Weiſe Recht. Wer jedoch einmal ſeiner Ahnung verſtattet, die Grenzen der ſinnlichen

Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn es nicht zugleich die unendliche Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen. Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitlem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, um sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsres Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach rathlos und hülflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Unfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die de-

müthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und gehoben, wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eignen Innern sich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schwankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Mensch aus einer patriarchalischen Zurückgezogenheit heraustritt und sich der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde seit undenklichen Zeiten Geschlechter auf Geschlechter entstehen ließ, mannigfach verschieden an äußerer Gestalt und inneren Anlagen und doch alle im Wesentlichen nach demselben Bilde, ja alle sogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geschlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, massenweis entstehend und vergehend, die vergessensten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtsein gegenwärtig wird, um so zaghafter wird der Mensch über den Werth seines eignen Daseins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erscheinungen zu sein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten schwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verschwinden läßt, wird sich allmählig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß diese Ansicht histo-

risch zu irgend einer Zeit im menschlichen Geschlecht die herrschende gewesen sei, obwohl sie sich in der That als die entscheidende Grundstimmung manches Zeitalters würde erkennen lassen. Ich will sie vielmehr als eine solche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden ist, zwar niemals vielleicht als unbestrittener Glaube, wohl aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das seinen Schatten wirksam genug auf alle menschlichen Bestrebungen wirft. Und zwar in doppelter Gestalt begegnet uns diese geringe Meinung des Menschen von sich selbst. Zuerst, ohne durch weitgehende Reflexion geschärft und entwickelt zu sein, tritt sie als ein unmittelbares Gefühl der eignen Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit in der großen Anzahl derer hervor, die, durch die Ungunst ihrer Verhältnisse in einen engen Gesichtskreis eingespannt und zum Kampf mit alltäglichen kleinen Hindernissen gezwungen, im Grunde nur das Leben leiden, wie ein ihnen aufgenöthigtes Verhängniß. Vertraut mit dem Anblick des Elends, wissen sie wohl, wie der Naturlauf schnöde und haufenweis die Menschen zu Boden zieht, während den Glücklicheren der seltner beobachtete Untergang des Lebens wenigstens mit der Feierlichkeit eines außerordentlichen Ereignisses erhebt und tröstet. Alle Schattenseiten des Daseins, alle Mißhandlungen durch den gemeinen Lauf der Dinge treten unverdeckt in ihre tägliche Erfahrung und bringen jene widerstandlose Resignation hervor, mit der wir zu allen Zeiten die Masse des menschlichen Geschlechtes Leben und Tod ertragen sehen. Sie führen nicht sowohl das Leben, sondern sie dulden es durch, ohne Ziele im Großen, nur im Kleinen auf zweckmäßige Abwehr der augenblicklichen Uebel und die Gewinnung des nächsten kleinen Gutes bedacht; sie dulden eben so den Tod, als eine Nothwendigkeit, der zu entgehen für ihr Leben sich kaum der Mühe lohnte; denn welcher einzelnen Genüsse sie sich auch erinnern mögen, sie würden kaum ein bleibendes und großes Gut in ihrem Dasein finden, das sie der Vernichtung abstreiten müßten. Dieselbe Macht, die uns über so viele dunkle Abgründe des Lebens hinweghilft, mildert auch die melancholische Färbung dieser Stim-

Uebel des Naturlaufes und die Betrachtung der Geſchichte gleichmäßig erwecken. Der Troſt, den eine zuſammenfaſſende Ueberlegung der menſchlichen Geſchicke und die Spuren göttlicher Leitung in der Geſchichte der Menſchheit gewähren könnten, liegt nicht in dem Geſichtskreiſe der Menge; ihren Augen bietet ſich faſt nur jener Kreislauf der Dinge dar, in welchem die verſöhnenden Elemente doch nur für ein Gemüth, das ſeinen Frieden ſchon gemacht hat, ſich mit den verletzenden ausgleichen. Es iſt nicht jedem redlichen Streben möglich, ſich zu einer befriedigenden Lebenslage emporzuarbeiten, und wenn wir ſelbſt zugeben wollten, daß kein Mißgeſchick ohne Mißgriffe deſſen eintritt, der es erduldet, ſo wird dadurch wenig die Bitterkeit gemildert, mit der wir unverhältnißmäßig größere Fehler durch unverdiente Gunſt der Umſtände belohnt ſehen. Wie viele Hoffnungen endlich unterbricht Krankheit und Tod; wie viele Seelen erſcheinen in dieſem irdiſchen Leben nur, um es eben ſo ſchnell zu verlaſſen, ziellos, zwecklos, ohne irgend eine Frucht der Entwicklung in ihrem kurzen Daſein! Und der Ueberblick der menſchlichen Schickſale, ſo weit ſie in unſere lebendige Erinnerung fallen, was zeigt er Anderes, als die beſtändige Wiederkehr derſelben Mühen und Leiden, derſelben Mißverſtändniſſe und Verkehrtheiten, nur durch die Verſchiedenheiten der äußern Scenerie abwechſelnd, und aufgehellt überall von denſelben einzelnen Lichtern eines bald wieder erlöſchenden Genuſſes? Wie groß iſt die Reihe der Stunden und Tage, die in Arbeiten und Anſtrengungen hinſchwinden, alle nur unternommen in Hoffnung eines Erfolges, der mehr werth iſt als ſie ſelbſt, und wie wenig zahlreich die Augenblicke, in denen es uns vorkommt, als hätten wir wirklich gelebt und uns nicht nur mit den Zurüſtungen zum Leben beſchäftigt! Betrachtungen dieſer Art werden kaum irgend einem Gemüthe ganz erſpart, wie flüchtig ſie auch, zum großen Glücke der Menſchheit, in den meiſten auftauchen und bald wieder von der Leichtblütigkeit oder der Entſagung verdrängt werden, mit welcher das menſchliche Herz doch wieder jedem kleinen Reize des Lebens ſich hingiebt und für den Augenblick durch ihn zufrieden

ſtellen läßt. Es iſt das alte Wort: wir wiſſen nicht, von wannen wir ſind, wir wiſſen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, daß wir ſo fröhlich ſind.

Der kurze Ueberblick über das menſchliche Daſein, durch welchen wir bisher die Betrachtung ſeiner geſchichtlichen Entwicklungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, dieſe inhaltſchweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß ſie aufgeworfen werden, und daß die Menſchheit zweifelnd hoffend phantaſirend und glaubend nach Zielen ihres Daſeins ausblickt, daß ſie ſich in beſtändiger Verknüpfung mit einer überſinnlichen Welt fühlt und ſelbſt durch abſichtliche Bekämpfung dieſes Gefühls nur deſſen widerſpenſtige Lebendigkeit bezeugt: dieſe ganze Summe von Reflexionen und Gemüthsbewegungen muß ebenſo wie die äußere Ordnung der Geſellſchaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als dieſe, unter den entſcheidenden Thatſachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle pſychiſche Ausbildung der Thierwelt erheben. Zu feſten Formen geſelliges Zuſammenlebens führt auch einzelne Thiergeſchlechter die Wechſelwirkung des pſychiſchen Mechanismus mit ihrer phyſiſchen Organiſation; aber während in dieſen Thierſtaaten eine vorherbeſtimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leiſtungen aller Glieder zu einem ſtets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menſchheit erſt, eben indem ſie die Frage nach ihrem eignen Weſen und ihrer Beſtimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu deſſen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Thätigkeit beſtimmt ſcheint. Die Lebensanſichten, welche der Verſuch zur Beantwortung dieſer Fragen zu allen Zeiten in dem menſchlichen Gemüthe hervorbringt, werden der letzte Gegenſtand unſerer diesmaligen Erwägung ſein.

Kaum irgend eine theoretiſche Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu beſtehen, als die Meinungen, die wir uns über unſere eigne menſchliche Natur und Beſtimmung bilden. In der ſtillen Zurückgezogenheit

ſpeculativer Betrachtung tritt meiſt das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menſchlichen Weſens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt ſich unvermerkt das Bild des Menſchen zu einer idealen Geſtalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmoniſch ihre Stelle füllt, ſondern eine ſo hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutſamkeit ihrer Beſtimmung und der Tiefſinn ihrer Weltſtellung kaum würdig genug zu bezeichnen ſcheint. Es iſt ein harter Zuſammenſtoß, mit dieſer Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität ſeinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen phyſiſchen und geiſtigen Hülfsmittel, welche dem Menſchen zur Erfüllung jener hohen Beſtimmung gegeben ſind, überall wieder, aber ſo wenig im Dienſte dieſer Beſtimmung verwendet, daß Menſchenliebe im Allgemeinen und Menſchenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag ſein, daß die letztere durch eine billigere Berückſichtigung der beſſern Keime ſich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menſchlichen Natur ſich immer noch finden; aber im Ganzen ſollte doch der Eindruck dieſer Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbſtüberſchätzung des Menſchenwerthes machen, die unſern anthropologiſchen Reflexionen ſo geläufig geworden iſt, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheile entſpricht, mit dem das menſchliche Geſchlecht in ſeinem unbefangenen Lebensgefühle ſich ſelbſt mißt. So wie man überall die irdiſche Natur als die einzige Erſcheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des ſchöpferiſchen Grundes ſich ausgegoſſen habe, ſo hat die Philoſophie ganz gewöhnlich den Menſchen als den iſolirten höchſten Gipfel dieſer Welt betrachtet und zwiſchen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu ſehen geglaubt, deren völlige Leere dem Verſuche, ſie ganz zu überſpringen, nur wenig widerſtehen würde. Wer nur der unmittelbarſten Erfahrung trauen will, die uns Ueberſinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menſchen als das Höchſte vor Augen ſtellt, hat in ſeiner Weiſe Recht. Wer jedoch einmal ſeiner Ahnung verſtattet, die Grenzen der ſinnlichen

Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn er nicht zugleich die unendliche Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen! Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitelem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen anweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, uns sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsres Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach rathlos und hülflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Unfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die de-

muthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und geschont, wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eignen Innern sich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Mensch aus einer patriarchalischen Zurückgezogenheit heraustritt und sich der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde seit undenklichen Zeiten Geschlechter auf Geschlechter entstehen ließ, mannigfach verschieden an äußerer Gestalt und inneren Anlagen und doch alle im Wesentlichen nach demselben Bilde, ja alle sogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geschlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, massenweis entstehend und vergehend, die vergessensten Winkel der Erde beleben; je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtsein gegenwärtig wird, um so zaghafter wird der Mensch über den Werth seines eignen Daseins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erscheinungen zu sein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten schwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verschwinden läßt, wird sich allmählig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß diese Ansicht histo-

Immanenz des Lebens hinausgingen. Bald in unwillkürlicher sorgender Liebe für das Wohl einer entfernten Nachkommenschaft, bald in der lebendigsten Theilnahme an der historischen Weiterentwicklung der menschlichen Zustände überhaupt, wie oft endlich in weltbewegenden Aufregungen des Ehrgeizes hat sich hartnäckig dieses unvertilgbare Gefühl des Verbundenseins mit einer unvergänglichen Welt bewährt, obgleich es theoretisch sich selbst nicht zugeben wollte! Der einzelne Geist, der sich für ein flüchtiges Erzeugniß des Naturlaufes hielt, ist selten ganz unempfänglich für den Nachruhm gewesen, und doch wo läge der Reiz dieses Ruhmes, wenn er sich nur an einen Namen knüpfte, für den es keinen Träger mehr gäbe! In allen diesen Erscheinungen bricht der verhaltene Glaube durch, daß es ein Universum geistiger Interessen gibt, das die einzelnen Glieder nicht wieder los läßt, die ihm angehören, wie fern auch noch jede deutliche Vorstellung von der Art dieser ewigen Aufbewahrung des scheinbar Verschwindenden liegen mag.

Nicht überall tritt jedoch in der räthselhaften Mischung unserer Lebensgefühle jenes eine Gefühl, von der völligen Nichtigkeit und Verlassenheit des irdischen Daseins dominirend hervor. Der Prosa dieser resignirten Stimmung steht als eine zweite große Form des menschlichen Selbstbewußtseins die wilde Poesie des **Aberglaubens** gegenüber. Man hat längst bemerkt, wie unerwartet nahe der üppigste Aberglaube dem Unglauben liegt und aus ihm hervorspringt. Und in der That sind die beiden Gedanken an die gemeine naturgesetzliche Vergänglichkeit des Einzelnen und an die alleinige Beharrlichkeit des dunklen unergründlichen Ewigen zwei zugleich erklingenden Tönen ähnlich; es kommt auf einen Windhauch an, ob bald dieser bald jener anschwellen und den andern überschreien soll. Darauf aber beruht aller Aberglaube, daß die Wirksamkeit jener unendlichen Substanz, die wohin mir mittelbar nach einem gleichgültigen Geschäftsgang und wie aus kühler Entfernung den Lauf der einzelnen Dinge leitete, nun plötzlich mit unmittelbarer Gegenwart in alle geringfügigen

Wendungen desselben eintritt und den Zusammenhang der Erscheinungen als einer geheimnißvollen düstern Glut brennender Beziehungen überfüllt, denen das einzelne Geschöpf, überall bedroht und ergriffen, sich nirgends entziehen kann.

Auch diese Stimmung, sich allenthalben von einer übersinnlichen Welt eingeschlossen zu glauben, in deren nebelhaftes Wogen die scharfgezeichneten nächsten Umrisse der Lebenszustände sich untrennbar und unkenntlich verlieren, hat theils historisch große Zeiträume der menschlichen Entwicklung beherrscht, theils ist sie zu jeder Zeit bereit, wenigstens in einzelnen Anwandlungen wieder hervorzutreten. Auf die Gestaltung des Lebens hat sie verschiedenen Einfluß geäußert, je nachdem Temperament und Naturell der Völker und der mehr oder minder offene Sinn für die hellen thatsächlichen Verhältnisse der Erfahrung und für die einfachen sittlichen Anforderungen des Gemüthes die Phantasie bald zu heiterer ästhetischer Auffassung bald zu düsterer oder maßloser Schwärmerei hinneigten. Orientalische Ueberschwenglichkeit hat breiten Hintergrund und üppige Farben zu ihrem Gemälde genommen; Vorstellungen über den Ursprung des Weltganzen, über gute und böse Principien aller Dinge, über dämonischen Abfall der Schöpfung von ihrer Bestimmung, über eine Weltgeschichte in dem eigentlichsten Sinne einer zusammenhängenden Entwicklung aller sichtbaren und unsichtbaren Wirklichkeit: alle diese äußersten Gedanken, an welche sonst die menschliche Vernunft nur zaghaft streift, traten mit einer gewissen Familiarität, wie sehr bekannte Geschichten, in den Gesichtskreis des alltäglichen Lebens; sie wurden darin festgehalten durch unzählige Ceremonien, bald durch ungeheuerliche Büßungen, durch welche die Einbildungskraft eine Heiligung und weltbeherrschende Macht wiederzugewinnen sich fest vermaß, von der doch die nüchterne Beobachtung nicht die geringste Spur als wirklich errungen hätte nachweisen können, bald durch einzelne Vorschriften, die kleinlich peinlich und fruchtlos die unbefangensten Regungen des gewöhnlichsten Lebens mit der Erinnerung an ihr vorgebliches Bedingtsein durch geheimnißvolle Zusammenhänge des

Weltganzen einengten. Anders iſt es der griechiſchen Mythologie gelungen; zwar nicht ohne große Einbuße an lehrhaftem Inhalt, aber mit dem Zuwachs freundlicher künſtleriſcher Geſtaltung hat ſie den größeren Theil des menſchlichen Lebens wieder freigelaſſen und von der bedrückenden Ueberwucherung einer alle Welt von Pol zu Pol umfaſſenden Myſtik erlöſt. Andere Zeiten und andere Sitten haben andere Formen dieſer Lebensſtimmung begünſtigt; aber überall, wo die Ueberzeugung von einer engen und durchgängigen Verknüpfung unſeres irdiſchen Daſeins mit einem allgemeinen Weltleben zu unmittelbar dieſes Daſein ſelbſt durchdrang und zu Verſuchen einer myſtiſchen und theokratiſchen Anordnung der gewöhnlichen geſelligen Verhältniſſe ſyſtematiſirt wurde, hat ſie der natürlichen Entwicklung nur Hinderniſſe durch die künſtlichen, zum Theil unverſtändlichen Aufgaben bereitet, durch welche ſie die wahren phyſiſchen und ſittlichen Intereſſen der unbefangenen menſchlichen Natur in Schatten ſtellte.

Entſprangen doch aus ſolchem Grunde neben verkehrten Theorien, die der alltäglichſten Erfahrung ſorglos widerſprachen, zugleich eine Menge finſterer asketiſcher Beſtrebungen, die, eins der merkwürdigſten Phänomene der Welt, zu Gunſten einer idealen Beſtimmung ausdrücklichen Kampf gegen die realen Naturgrundlagen eröffneten, auf denen das Daſein des Kämpfenden beruht. Wo dagegen ein günſtigerer Lauf der Dinge den Sinn der Menſchen für die tägliche Arbeit und für die Betriebſamkeit des Schaffens und Geſtaltens mehr entwickelt hat, da tritt umgekehrt vor der Theilnahme an dieſem deutlich gegliederten Organismus der nächſten Lebensaufgaben die Sorge um ihr Zuſammengehören mit einer unſichtbaren geheimnißvollen Ordnung der Dinge zurück und nur in den einzelnen Zügen des Aberglaubens wieder hervor, die beharrlich, aber im Ganzen fruchtlos, der Erfahrung widerſprechen. Im Allgemeinen überwiegt in dieſer ganzen Lebensauffaſſung das Schwermüthige, und der Aberglaube, indem er ſich überall von der unmittelbaren Gegenwart der tiefſten Weltbezüge umſpannt wähnt, fühlt dieſe Umſpannung meiſt als eine

beſtändige Beargwohnung, Verſuchung und Bedrohung, mit der eine dunkle ſchickſalsſchwere Gewalt ihn rings umgibt. Aber mit dieſer düſtern Färbung iſt zugleich ein größerer Werth verbunden, der unbewußt und unwillkürlich auf die endliche Perſönlichkeit gelegt wird. Eben indem der myſteriöſe Zuſammenhang der Dinge ſich überall um ſie kümmert und ſie nicht los läßt, erſcheint ſie ſich gar nicht als ein gleichgültiges vergängliches und bedeutungsloſes Element des Weltlaufes, das von dieſem geformt und wieder aufgelöſt wird, ſondern als ein unauflösliches reales Weſen, das mit Wahl und Freiheit auf die verfänglichen Fragen desſelben antwortet und im Stande iſt, durch ſeine Wahl ewige Verſchuldungen auf ſich zu laden. So iſt der Aberglaube voll von dem Gedanken der Verantwortlichkeit, den jene andere Anſicht nicht kennen kann, für welche jedes endliche Weſen als ein unerhebliches Erzeugniß des Allgemeinen erſcheint.

Ich eile nun kurz einem Schluſſe zu, der ja nur beſtimmt iſt, den Ausgangspunkt unſerer letzten umfaſſenden Betrachtungen zu bilden. Aus dem Schwanken zwiſchen den beiden Lebensanſichten, die ich ſchilderte, hebt ſich ein Zuſtand des Gleichgewichtes hervor, nicht durchaus unerreichbar für den Menſchen, aber vielleicht nie anders, als in einzelnen begünſtigten Augenblicken, vollkommen erreicht. Als *Religioſität* wollen wir dieſe dritte Form des Lebensgefühls bezeichnen, in welcher das Bewußtſein der eignen Gebrechlichkeit mit dem andern eines nichtsdeſtoweniger ewigen Weltberufes verſchmolzen iſt, und die Ueberzeugung eines engen Zuſammenhanges zwiſchen unſerm irdiſchen Daſein und dem geheimnißvollen Ganzen des Weltbaues gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des erſtern nicht mehr trübt. Es iſt nicht die Kraft eines größern Wiſſens, durch welche die Vereinigung dieſer widerſtrebenden Gedanken gelingt, ſondern die Kraft eines größeren und lebendigeren Glaubens, der der Stimme der innern Erfahrung und des Gewiſſens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugniſſe der Sinne beimißt, das Zeugniß der

Sinne nicht unbedeutet nach einem vorgeblichen höheren Wissen, in Allem aber sich bescheidet, daß Zeit und Stunde zu wissen für die Erfüllung unserer Ahnungen Gott allein sich vorbehalten hat. In den unermeßlichen Zusammenhang des Daseins erscheint das irdische Leben in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsloser als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbstzweck anderseits oder so unaufhebbar, daß jeden Irrthum dieser Schule zu einem unwiderruflichen Verhängniß würde. Die Gewissenhaftigkeit, den Ernst und die Liebe, die das Gemüth den Arbeit dieses Lebens zuwenden soll, entspringen aus dieser Vorstellungsweise zugleich mit dem größeren Ernste und der Heiterkeit des Bewußtseins, daß den Unvollkommenheiten irdischer Bestrebungen ihr Stachel genommen sei, denn nicht das erarbeitete äußere Ergebniß, das gering sein mag, sondern die Treue des Arbeitens selbst ist ihr Ziel und unser Beruf.

Aber es sind in der That nur Augenblicke, in denen dieser Friede das Lebensgefühl in uns zur Wirklichkeit kommt. Ich will nicht der Kämpfe und Anfechtungen und der beständig wiedererwachenden Unruhe gedenken, die aus dem beschwichtigten, aber nicht beseitigten Zwiespalt zwischen den Entschlüssen des Glaubens und den aufdringlichen Einwürfen des Wissens entstehen; ist es doch dieser Zwiespalt gewesen, aus dessen lebhaften Empfindung unser ganzer Versuch hervorging, Klarheit zu gewinnen über die Stellung und Bestimmung des Menschen. Um so weniger bedarf es hier der erneuten Erwähnung, wie heftige Erschütterungen aus dieser Richtung her die Ruhe unsers Gemüthes zu erleiden pflegt. Eine andere menschliche Unvollkommenheit vielmehr, deren wir oft gedachten, müssen wir am Ende dieser Uebersicht über die Stimmungen unseres inneren Lebens noch einmal erwähnen; ich meine jene Unstetigkeit unserer Gedanken und Gefühle, die uns so selten erlaubt, das zu unserem Frieden Zusammengehörige zusammenzuhalten und es als einen starken gehaltenen schwankungslosen Accord fortklingen zu lassen. Bald denken wir der Zwecke allein und vergessen die Mittel, bald verlieren

wir uns in das Gebahren mit den Mitteln und verlieren die Erinnerung der Zwecke; das Erhabene blendet uns und läßt die kleinen Aufgaben verschwinden, und das Kleine blendet uns nicht minder für das Große. Spannung und Abspannung wechseln auch hier wie in dem körperlichen Befinden und unsere Gedanken sind Festtags andere als Werktags. Wie Vieles von dem, was wir in Augenblicken der Sammlung für unsere ernsthafte Ueberzeugung anerkennen, ruht doch lange Zeiten außerhalb unserer Erinnerung wie ein aufgespeicherter Schatz, dessen Besitz schon genügt, und in wie seltenen Augenblicken werden wir uns der übersinnlichen Welt, an die wir glauben, als einer vollen, in unser Leben wirklich hineinragenden Wahrheit bewußt! Was wir so oft im Großen geschehen sehen, das Verschieben der guten Vorsätze, dasselbe geschieht in uns fast überall im Kleinen; mit dem aufrichtigen Glauben an die Einheit unserer Aufgabe und an die Zusammengehörigkeit aller menschlichen Bestrebungen zur Erfüllung einer und derselben Bestimmung lassen wir doch viele Fragen dahingestellt und unsere Thätigkeiten nach den verschiedensten Richtungen isolirt auseinandergehen. So läßt sich das Reich der Wissenschaften und jede einzelne von ihnen als ein selbständiges und sich selbst genügendes Gebiet der Interessen, so die Kunst und die Betriebsamkeit, die den Bedürfnissen des äußern Lebens dient, von der bewußten Beziehung auf jenen gemeinsamen Mittelpunkt ab, und mit der feiertäglichen Anerkennung des höchsten und absoluten Zweckes arbeiten wir Woche für Woche für mittelbare Zwecke des dritten und vierten Ranges. Es ist nicht sowohl ein schwerer Vorwurf, den wir hiermit aussprechen, als vielmehr die Bezeichnung einer Unvollkommenheit, der sich die menschliche Natur nicht durch ihren guten Willen ganz entwinden könnte. Aber eben diese Unvollkommenheit einzugestehen, war die letzte Pflicht dieser Schilderung, die nicht Ideale, denen wir nachzukommen haben, verzeichnen, sondern die Meinungen darstellen wollte, welche das menschliche Geschlecht in Wirklichkeit von seinen Idealen zu hegen, und die Bestrebungen, durch die es ihre annähernde Erreichung zu versuchen pflegt.

Schluß.

Es ist kein abschließender Standpunkt, bei dem wir angelangt sind, sondern eine abschüssige Fläche, auf der wir weiter gleiten, und von welcher wir nur flüchtig einen Rückblick auf das Woher und das Wohin unsers Weges werfen.

Eine unbefriedigende Ansicht war uns als Ergebniß der ersten größeren Gruppe unserer Betrachtungen zurückgeblieben: neben andern unzähligen Beispielen erschien uns der Mensch nur auch als ein Beispiel dessen, was aus der allgemeinen Gesetzlichkeit des Naturmechanismus fließen kann. Wohl wußten wir, daß ja nie Gesetze an sich allein eine Wirklichkeit erzeugen; sie erzeugen sie nur durch ein vorher wirkliches mannigfaches Reale, das, unableitbar gegeben, ihnen sich und sein Wirken unterordnet, und auf dessen leistungsfähige Kraft sie nur als richtunggebende Maßbestimmungen sich beziehen. Aber die ganze so vorauszusetzende Fülle der Wirklichkeit erschien doch zunächst als eine zerstreute Menge zufälliger Thatsachen, durch kein Band lebendiger Einheit zu einem zweiten großen Gliede des Weltbaues so verknüpft, wie die einzelnen Gesetze der mechanischen Naturordnung zu Einer Nothwendigkeit, als dem ersten grundlegenden Gliede desselben, zusammenstimmen. Zeigte die Erfahrung Spuren nicht blos einer Unterordnung aller einzelnen Elemente unter die gleichen allgemeinen Gesetze, sondern auch einer Nebenordnung derselben zu der Planmäßigkeit eines Ganzen, dessen Theile einander hülfreich ergänzen, so verkehrte doch auch diese Harmonie sich immer wieder in einen blinden Erfolg der ursprünglichen Natur und Constellation der Weltelemente, die ja irgend eine Natur und Stellung haben mußten,

und die nun, weil sie eben diese und keine andere hatten, nur zu dieser Ordnung und nicht zur Permanenz eines Chaos führen konnten. Auch die Hartnäckigkeit dieser unerfreulichen Ansicht wurde endlich überwunden; sie mußte zugeben, eigentlich doch nur der verschleierte und widerwillige Ausdruck des Geständnisses zu sein, daß eben die letzte umfassendste und allem Andern zu Grunde liegende Thatsache der Wirklichkeit die Einheit und innere Zusammengehörigkeit der schaffenden Natur sei, die jenem nothwendigen Gesetzkreise nicht eine unverbundene Anzahl von Uebungsbeispielen hinwarf, sondern ihnen den geschlossenen Keim einer geordneten Welt zur Entwicklung darbot. Und hieran mußte eine Reflexion, welche die spätere Verknüpfung ihrer einzelnen Ueberlegungen vorbedenkt, den Gedanken anschließen, daß ja überhaupt jenes Reich von Gesetzen, dem die Wirklichkeit sich zu fügen scheint, nicht in Wahrheit eine vorherbestehende Nothwendigkeit ist, der die später gekommene Wirklichkeit sich auf diese Weise fügen könnte, daß vielmehr eben die schaffende Natur selbst, die den Forderungen des Mechanismus sich anzubequemen scheint, das erste und einzige Wirkliche, er dagegen nur die aus ihr selbst quellende Form ihrer Wirksamkeit ist, die um der durchgängigen Einheit und Consequenz dieses Wirkens willen sich von dessen einzelnen Beispielen lösen, als eine allgemeine überall sich selbst gleiche Nothwendigkeit isoliren und endlich wie eine fremde selbständige Schranke dem vorausdenken läßt, dessen eigene Natur sie ist.

Diese lebendige Wirklichkeit war der Gegenstand unserer Betrachtung; in ihr suchten wir den Menschen auf und die Stellung, die in ihr seine eigenthümliche Natur im Gegensatz zu den ebenso eigenthümlichen Naturen anderer Wesen einnimmt. Aber fast nur verneinend ist diese Betrachtung zu ihrem Ziele gekommen; wie ausgedehnt auch der Einfluß allgemeiner gesetzlich wirkender Bedingungen auf die Entwicklung des menschlichen Daseins sich fand, es fand sich zugleich, daß er nie ausreicht, diese Entwickelung zu erklären ohne Bildungsanlagen der eigenthümlichsten Art, die er in dem menschlichen Wesen antrifft, aber nicht ihm erst anerzeugt.